Hungari

~~Sed. 183~~

(10)

Sacd. 9.

1619

Раед 183 fdm

J. OBWEXER. INV. 971 Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag

Verborgener Gott und Heiland.

Is. 45, 15.

Dieu caché et Sauveur. / Hidden God and Saviour.

Vervielfältigung vorbehalten.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Gute Aussaat.

Erzählungen

zur lehrreichen Unterhaltung

für

katholische Christen.

Gesammelt und bearbeitet

von

A. Hungari.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von G. J. Manz.
1867.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Der Schwanenritter.

(Legende, nacherzählt von Alexander Dumas, dem Aelteren.)

1. Gottfried von Bouillon war der Oheim der Prinzessin Beatrix von Cleve; es war also auch ganz natürlich, daß ihr Vater, der Herzog Robert von Cleve, der Gatte von Gottfrieds Schwester, sich entschloß, seinen Schwager auf dessen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande zu begleiten. Trotz der Bitten seiner Tochter, trotz der Abmahnungen des Schwagers, bereitete Herzog Robert Alles zu seiner Abreise vor; und wenn seine Freunde ihm bemerkten, daß er seine einzige Tochter in dem zarten Alter von vierzehn Jahren ohne Schirm, ohne Stütze zurücklasse, allen Gefahren preisgegeben, da antwortete er nur mit der Devise (Ritterspruch,) die er für den Kreuzzug in seine Banner aufgenommen hatte: „Gott will es!“ —

Die Kreuzritter nahmen den Weg nach dem gelobten Lande durch Deutschland und Ungarn; und weil Gottfried dadurch nicht sehr weit vom Wege abgelenkt wurde, so reiste er zu seinem Schwager, um ihn persönlich abzuholen und seine geliebte Nichte noch ein Mal zu sehen. Sein Heer, das aus zehntausend Reitern und siebenzigtausend Fußknechten bestand, stellte er unter die Obhut der beiden Brüder, gab ihnen noch seinen Freund Rudolph von Alost bei, und zog dann den Rhein hinab nach Cleve.

Seit sechs Jahren hatte er Beatrix nicht mehr gesehen, und in dieser Zeit war das Kind fast zur Jungfrau herangeblüht; überall sprach man von ihrer Sittigkeit und Anmuth, die in der Folge so wundersam berühmt wurden, daß

man noch heutigen Tages in jener Gegend, wenn man die vollendetste weibliche Tugend und Schönheit bezeichnen will, sprüchwörtlich sagt: „Sie ist fromm und schön wie die Prinzessin Beatrix."

Von Neuem, obgleich wiederum vergeblich, bemühte sich Gottfried, seinen Schwager von dem Kreuzzug abzuwenden. Dieser jedoch blieb fest bei seinem Vorsatze. Er hatte bereits angeordnet, wie es in seiner Abwesenheit gehalten werden sollte; hatte den Stallmeister Gerhard, welcher durch seine persönliche Stärke und Tapferkeit weit und breit berühmt war und der sein vollstes Vertrauen besaß, zum Hüter der jungen Fürstin ernannt, und ihn mit dem Amte und den Rechten eines Vormundes und Bevollmächtigten bekleidet.

Gottfried, der mit prophetischem Auge in die Zukunft blickte, schenkte seiner Nichte einen geweihten Rosenkranz, welchen Peter der Einsiedler selbst aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte, allwo diese Reliquie auf dem Grabe des Welterlösers durch die Hand des Wächters am Grabmale des Gottmenschen Jesus Christus geweiht worden war. Peter hatte diesen kostbaren Rosenkranz dem Gottfried als ein „heiliges Schutzmittel" verehrt, das die größten Wunder bewirken könne, und Gottfried gab der jungen Prinzessin die Versicherung: „wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, dann hätte sie mit festem Vertrauen zu Gott und inniger Zuversicht auf die Fürbitten Unserer Lieben Frau ihre Gebete mit diesem ehrwürdigen Rosenkranze zu verrichten, und alsbald würde er den Ton des Glöckleins vernehmen, welches an dem Rosenkranz befestigt ist, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt, und es würde ihr Hilfe und Rettung zu Theil werden."

Beatrix nahm das religiöse Schutzmittel, den geweihten Rosenkranz, dessen wunderbare Eigenschaften nur noch ihrem Vater allein bekannt wurden, aus des frommen Oheims Händen, und erbat die, auch sogleich vom Herzog ertheilte Erlaubniß, eine Kapelle bauen zu dürfen, in welcher das „Heiligthum" im kostbarsten Schrein bewahrt werden sollte. —

2. Die Kreuzritter zogen gen Palästina; es war am 3. September 1096. Ohne Abenteuer und Gefahren durchzogen sie Deutschland und Ungarn, überschritten die Grenzen

des griechischen Kaiserreichs, und gelangten, nachdem sie einige Zeit in Byzanz sich aufgehalten, nach Bithynien. Von dort gingen sie nach Nicäa; und nicht leicht ward es ihnen möglich, den Pfad zu verfehlen, denn derselbe war ihnen deutlich vorgezeichnet durch umherliegende bleichende Gebeine, die Trümmer jener Heere, welche, das Eine unter Peter dem Einsiedler, das Andere unter Günther ohne Geld, dieses Weges gezogen waren.

Sie kamen vor Nicäa an. Die näheren Umstände der Belagerung sind weltbekannt. Bei'm dritten Sturm fiel der Herzog Robert von Cleve; — sechs Monate später gelangte diese Trauerbotschaft zur verwaisten Tochter.

Das Heer zog weiter, aber unter solchen Leiden und Entbehrungen, daß die erschöpften Kreuzritter bei jeder Stadt, welche sie erblickten, fragten: „ob dies denn endlich Jerusalem wäre?“ Die Hitze ward so groß, daß die Hunde der Ritter verschmachtend verendeten und die Falken todt von der Faust, welche sie trug, herabstürzten. Man erlitt bei dem gänzlichen Mangel an Wasser die ungeheuersten Verluste, so daß auf einem einzigen Halteplatz fünfhundert Mann starben.

Während dieses so langen und qualvollen Zuges war die Erinnerung an die Heimath, an die zurückgelassenen Lieben, die einzige Freude, die einzige Erholung der schwer geprüften Kreuzritter. Selten verging ein Tag, daß Gottfried von Bouillon nicht mit seinem jungen Freunde Rudolph von Alost von der anmuthigen, herzensguten Beatrix sich unterhielt; und in der Ueberzeugung, daß dieselbe ohne seine Einwilligung niemals ihre Hand vergeben würde, hegte er die schöne Hoffnung: — „daß, wenn der Aufenthalt im Gelobten Lande nicht zu lange währte, er Beatrix und Rudolph durch das heilige Eheband vereinigen würde.“ Er hatte so oft und so glühend von der holdseligen Nichte Beatrix gesprochen, daß Rudolph sie züchtiglich im Geiste verehrte und liebte, ohne sie jemals gesehen zu haben; und wenn zufällig Gottfried ihrer nicht erwähnte, zögerte Rudolph nicht, das Gespräch auf sie hinzulenken.

Endlich kam das Kreuzheer unter den Mauern von Antiochia an; nach zehnmonatlicher Belagerung wurde die

Stadt genommen — aber zu den verzehrenden Strahlen der tropischen Sonne, zu dem qualvollen Durste, der bei dem Wassermangel das Heer der Kreuzfahrer fast verschmachten ließ, gesellte sich noch der entsetzlich nagende Hunger. Es war nicht möglich, sich in dieser Stadt, die man wie einen Hafen der Ruhe ersehnt, länger zu halten. Jerusalem war nicht allein ein Ziel — es war eine unumgängliche Nothwendigkeit. Nach langen Leiden erblickten die Gottesstreiter endlich die „heilige Stadt," aber sie waren jetzt von neunmalhunderttausend auf vierzigtausend zusammengeschmolzen.

Am Tage nach der Ankunft begann die Belagerung. Drei Stürme zeigten sich als erfolglos; der letzte dauerte drei Tage. — Endlich an einem Freitage, am 15. Juli 1099, an dem Tage und zu derselben Stunde, als der Gottmensch Jesus Christus zur Erlösung der Welt auf Golgatha gekreuzigt worden war, hatten zwei der kühnsten Stürmer die Mauern erklimmt und pflanzten die Fahne mit dem heiligen Kreuz auf; doch der Eine stürzte alsbald tödtlich getroffen zu Boden — es war der junge heldenmüthige Rudolph von Alost, der Verlobte der Prinzessin Beatrix. — der Andere war Gottfried von Bouillon. — Ach! die goldenen Träume des Siegers verwehten jetzt, denn der Mann, der seine Nichte Beatrix im ehelichen Hausstande demnächst beglücken sollte, lag todt zu seinen Füßen.

Gottfried von Bouillon ward zum Könige von Jerusalem erwählt, doch blieb er dessenungeachtet der Führer des Heeres der Kreuzritter. — Bei der Rückkehr von einem Zuge gegen den Sultan von Damaskus, kam der Emir von Cäsarea zu ihm und bot ihm einige Früchte zum Geschenke. Der König aß einen Cederapfel — und starb — vergiftet — vier Tage hernach, im eilften Monat seiner Regierung, im vierten Jahre seines Kreuzzuges nach Palästina, am 18. Juli 1100. Er verordnete sterbend: „man möge seine Leiche **neben** der sterblichen Hülle seines Freundes Rudolph von Alost beisetzen;" und sein letzter Wille wurde erfüllt. —

3. Spät erst gelangten diese Unglücks-Nachrichten in das Abendland und verbreiteten überall Trauer, aber nirgend solche tiefe Schmerzen, als in der Brust der armen Beatrix von Cleve, die jetzt Alles auf der Welt verloren hatte,

den Vater — den Oheim — und den künftigen Gatten. Am Mindesten schmerzlich war ihr der Verlust dieses Letzteren, den sie nicht gekannt, nie gesehen hatte, aber doppelt war sie durch Gottfried's Tod zur Waise geworden, denn es wurde ihr zur Gewohnheit, ihn als ihren — zweiten Vater — zu betrachten.

In den fünf, seit der Abreise ihrer Lieben verflossenen Jahren, blühte Beatrix zu einem Ideal von Schönheit heran. Sie zählte jetzt neunzehn Jahre, mußte aber zu ihrem Entsetzen wahrnehmen: daß jener Stallmeister Gerhard, unter dessen Obhut sie sich befand, nicht gleichgiltig gegen sie blieb. So lange ihr indeß noch ein Vertheidiger lebte, verschloß Gerhard seine Absichten und Wünsche in's tiefste Geheimniß; doch seitdem die schöne Prinzessin eine Waise geworden, seitdem sie allein, verlassen und ohne jeglichen Schutz war, wagte er es, an sie seine Anträge unumwunden zu richten. Beatrix wies die Bewerbung um ihre Liebe mit jenem edlen Stolze zurück, der einer Fürstin geziemt, aber Gerhard hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ehe er die Maske abgenommen. Er antwortete seiner jungen Gebieterin: „daß er ihr — von heut ab — Ein Jahr und Einen Tag vergönnte, um Vater und Oheim zu betrauern; und daß nach dieser Zeit sie ihm ohne Widerrede zum Altare folgen müsse." Eine völlige Umwandlung schien in seinem ganzen Wesen vorgegangen zu sein: der unterthänige Diener war plötzlich gebietender Herr geworden! Die arme Beatrix sah keine Rettung; von Menschen konnte ihr keine Hilfe kommen; sie wandte sich zu Gott und Maria, und der Herr flößte ihr, wenn auch nicht Hoffnung, doch Ruh' und Ergebung in's Herz.

Gerhard ließ von diesem Tage an die Thore der Burg verschließen, die Brücken aufziehen und alle Posten verdoppeln, aus Furcht: daß Beatrix ihm entfliehen könnte. —

4. Tage, Monate vergingen — das Jahr war zerronnen. Gerhard hatte Niemand in's Schloß gelassen. Niemand wußte daher Etwas von dem Loose der Prinzessin; im Uebrigen befand sich auch die Blüthe der Ritterschaft in Palästina, und kaum lebten zwei oder drei Ritter am Rhein, welche es gewagt haben würden, mit dem gefürchteten Gerhard den Kampf zu bestehen und die liebliche und tugendsame Gefangene zu befreien.

Der letzte Tag der Frist war gekommen.

Beatrix hatte wie gewöhnlich ihre Gebete verrichtet, und — heute zum ersten Mal verrichtete sie ihre Andacht in Verbindung mit ihrem geweihten Rosenkranze und läutete das Glöcklein. Zwar wußte sie, daß Gottfried von Bouillon todt sei, aber lebendig klang ihr das Wort seiner Verheißung noch immer in dem Herzen, indem er ehedessen feierlichst zu ihr gesprochen: „wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, dann hätte sie mit festem Vertrauen zu Gott und inniger Zuversicht auf die Fürbitten Unserer Lieben Frau — ihre Gebete mit diesem ehrwürdigen Rosenkranze zu verrichten, und alsbald würde **er** den Ton des Glöckleins vernehmen, welches an dem Rosenkranz befestigt ist, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt, und es würde ihr Rettung und Hilfe zu Theil werden." Sie sann und sann, und rief endlich: „Ja, wenn Gottfried noch jetzt am Leben wäre, er würde gewiß sein mir verpfändetes Ritterwort einlösen!"

Die Sonne strahlte heiter vom blauen Firmament herab, als ob das Licht des Himmels nur Glücklichen heute leuchten müßte. Die junge Fürstin setzte sich auf den Altan des Schloßes und ihr schönes Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte. Da bemerkte sie plötzlich in weiter Ferne auf dem spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der sich der Burg näherte, von dem sie aber der großen Entfernung wegen noch nicht wußte, was es sei. Doch belebte von diesem Augenblicke an eine innige Zuversicht ihre Brust: daß ihr Retter sich nahe.

Ihre Augen starrten fortwährend mit Anstrengung nach jenem Gegenstand, und bald vermochte Beatrix zu unterscheiden, daß es eine Barke sei, welche den Strom herunterschamm, gezogen von einem Schwan, in der sich ein Ritter befand, welcher das Auge fest auf sie gerichtet, wie sie nach ihm hinunterblickte. Im Hintergrunde des Schiffleins sah man ein völlig gerüstetes Streitroß. Der Schwan war mit goldenen Zügeln an die Barke gekettet; der Ritter stand kühn da in hellglänzender Rüstung, doch lag sein Helm und Schild neben ihm; und so konnte sie sehen: daß es ein stattlicher,

junger, etwa fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre zählender Mann war, mit bräunlichem, von den Strahlen der Sonne verbranntem schönen Gesichte, dessen sanfte blaue Augen und lange blonde Haare jedoch deutlich seine abendländische Abkunft bezeichneten. — So vertieft war Beatrix in ihren Beobachtungen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie die Wälle und Mauern sich von den Söldnern und Waffenknechten Gerhard's angefüllt, welche — gleich ihr — das Schauspiel anstaunten. Ihre Verwunderung wurde um so größer, als sie bemerkte, daß die Barke, nicht sehr weit vom Schloße durch den Schwan an's Ufer gelenkt wurde, daß der Ritter sein Roß herausführte, den Helm aufsetzte, den Schild über den linken Arm streifte, sich in den Sattel schwang, und sich dem Schloße nähernd mit der Hand dem Schwan ein Zeichen gab, worauf dieser den Strom wieder hinanzog und später den Augen der ihm Nachstarrenden entschwand.

Etwa dreißig Schritte vom Schloße stieß der Ritter mächtig in ein Horn von Elfenbein, welches über seine Schulter hing, und sprach dann mit starker, volltönender Stimme: „Ich, ein Streiter des Himmels und Ritter der Erde, befehle dir Gerhard, Vogt dieses Schloßes, im Namen göttlicher und menschlicher Gesetze, deinen frechen Ansprüchen auf die Hand der Prinzessin Beatrix von Cleve zu entsagen, welche du, mißkennend ihren hohen Rang und deine niedere Stellung, in schmählicher Gefangenschaft hältst; ich befehle dir, in diesem Augenblicke das Schloß zu verlassen, in welches du als Diener kamst, worin du jetzt anmaßlich als Herr und Gebieter herrschest; und wenn du dich dessen weigerst, so fordere ich dich zum Zweikampf auf Leben und Tod, mit der Lanze, dem Schwerte, der Streitaxt und dem Dolche, erkläre dich für einen feigen, ehrlosen Verräther, welches ich dir, mit der Hilfe Gottes und Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel, beweisen werde, und werfe dir dem zufolge meinen Ritterhandschuh hin!“

Bei diesen Worten warf der Ritter seinen Handschuh zur Erde, und man sah an seinem Finger einen Brillantring erglänzen, der so viel werth schien als eine Grafschaft.

Als einzige Antwort ließ Gerhard, dessen Tapferkeit keinem Zweifel unterlag, das Hauptthor öffnen, ein Page hob

den Handschuh vom Boden auf und überreichte ihn dem, hinter ihm auf seinem Streithengst in voller Rüstung heraus=reitenden Vogt.

Nicht ein Wort wurde zwischen beiden Kämpfern ge=wechselt; der unbekannte Ritter schlug das Visir des Helms herunter; Gerhard that das Nämliche. Beide Ritter stellten sich auf, legten die Lanzen ein und stürzten in gestrecktem Roßeslauf auf einander los. Gerhard galt zwar für einen der muthigsten und kraftvollsten Männer des Rheinlandes, sein Harnisch war von dem besten Kölner Waffenschmied an=gefertigt, das Eisen seiner Lanze war in das Blut eines von den Hunden zu Tode gehetzten Stiers in demselben Augenblicke getaucht, als dasselbe unter den letzten Zuck=ungen des Todes entströmte; und dennoch zersplitterte diese Lanze wie ein Rohrstäbchen gegen den Schild des Unbe=kannten, während dessen Lanze mit Einem Stoß den Schild, den Harnisch und das Herz seines Gegners durchbohrte. Gerhard stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Roße herab, wie von einem furchtbaren Blitzstrahle zerschmet=tert, und war todt — ohne Reue, ohne Beichte, ohne Ab=solution. — Beatrix lag auf den Knieen und dankte Gott und Maria für ihre Rettung.

Der Kampf war so kurz, der Schreck, die Erstarrung so allgemein, daß keiner der Waffenknechte Gerhard's bei dessen Tode daran dachte, das Thor zu verschließen; der Ritter drang also ohne Widerstand in den ersten Hof, stieg vom Pferde, schlang dessen Zügel um einen eisernen Mauer=ring, und ging die Treppe zu dem Altan hinauf, in dem=selben Augenblick, als Beatrix schon ihrem Befreier zum Danken entgegentrat.

„Betrachtet dieß Schloß als das Eure, edler Herr," redete sie ihn an, „denn Ihr habt es erobert! Je länger Ihr in seinen Mauern verweilt, desto größer wird meine Dankbarkeit sein!"

„„Schöne Dame,"" erwiederte der Ritter, „„nicht mir: Gott dem Herrn und Unserer lieben Frau vom Berge Carmel gebührt Euer Dank, denn Gott und Maria haben mich zu Eurer Rettung hieher geführt! Dies Schloß ist seit Jahr=hunderten der Sitz Eurer Ahnen; möge es noch zehn Jahr=hunderte Euren Nachkommen gehören!""

Beatrix erröthete, denn sie wußte, daß sie die Letzte ihres Stammes sei.

Der Ritter aber nahm die angebotene Gastfreundschaft mit herzlichem Danke an. —

5. Der Ritter und Beatrix lebten nun eine Zeit lang in dem Schloße freundschaftlich und in hehrem Frieden zusammen, wie Bruder und Schwester; Eines erfreute das Andere täglich mehr durch seine Frömmigkeit und Tugenden. Bald aber ging die Freundschaft in heilige Liebe über, und der Ritter sprach endlich an Beatrix den Wunsch seines Herzens aus, mit ihr am Altare die Gnade und den Segen des Sakraments der Ehe zu empfangen. Und Beatrix, obwohl der Ritter hier fremd war und weder Land noch Leute zu haben schien, dennoch fest überzeugt, daß er von edler Abkunft, bat auch ihn, ihr Herz, ihre Hand, ihr Fürstenthum anzunehmen, welches er ja durch seine unerwartete Ankunft, durch seine heldenmüthige Tapferkeit ihr gerettet habe.

Der Ritter dankte ihr und sagte dann: „O gefiele es Euch aber auch, mir nur eine einzige, wenn gleich seltsam lautende Bitte zu gewähren!“

„„Sprecht, was verlangt Ihr? Eure Worte erachte ich als Befehl, als ob ich schon in Euch meinen Herrn und Gemahl erkannt!““

„Ich kann,“ versetzte der Ritter, „das große Glück, dessen Ihr mich für würdig erachtet, nur unter Einer Bedingung annehmen. Es ist nämlich die, daß Ihr niemals fragt: Wer ich bin, woher ich kam, und Wer mich gesendet? — Ich liebe Euch zu sehr, als daß ich eine dieser Fragen nicht beantwortete; hätte ich aber einmal die Antwort gegeben, so dürfte ich nicht länger bei Euch verweilen, und **wir wären geschieden für immer!** — Das ist das Gesetz, welches eine Macht mir auferlegt hat, die mich über Berge, durch Wälder und über Meere zu Euch geführt!“

„„Was kümmert mich der Name,““ entgegnete Beatrix, „„was der Ort, woher Ihr kommt, und wer Euch zu mir gesendet! Ich vergesse die Vergangenheit und lebe nur der Gegenwart. Euer Name ist: Der „Schwanenritter.“ Ihr kommt jedenfalls aus einem gesegneten Lande, und Gott und die heilige Jungfrau Maria haben Euch hierher gesendet!

Warum brauche ich noch mehr zu wissen? Hier nehmt zum Gelöbnisse — vor Gott und Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel — meine Hand!“ —

Nachdem seit diesem Zwiegespräche drei Monate dahin gegangen waren, vereinigte der Priester die Hände des anmuthigen Brautpaares am Altare der Kapelle, in welchem ihr „Schutzmittel,“ der geweihte Rosenkranz ihres Oheims aufbewahrt lag, und vor welchem Beatrix ein Jahr lang unter heißesten Thränen Gott um Rettung angefleht hatte. —

6. Die Ehe des Ritters und der Prinzessin von Cleve erwies sich tagtäglich als eine glückliche und von Gott mit besonderen Gnaden gesegnete. Beatrix schenkte ihrem geliebten Gatten binnen drei Jahren drei Söhne, welche die Namen Robert, Gottfried und Rudolph erhielten. Noch drei Jahre verflossen dem Paare in einer wahrhaft paradiesischen Häuslichkeit, welcher die heilige Familie von Nazareth zum Vorbild in Allem diente. Der Friede des Himmels selbst schien durch alle Räume des Schloßes zu wehen, und Alle waren in dem Herrn nur Eines Sinnes und Willens.

„Mutter,“ sagte eines Tages der junge Robert, „wie ist denn der Name meines Vaters?“

„„Warum fragst du das, mein Sohn?““ antwortete Beatrix erschreckt.

„Weil der Sohn des Barons von Aspern mich darum gefragt hat.“

„„Dein Vater heißt: der Schwanenritter; er hat keinen andern Namen.““

Das Kind begnügte sich mit dieser Antwort und kehrte zum Spiel zu seinen jungen Freunden zurück. —

Noch ein Jahr verging dem Ehepaar im Glücke und in ungetrübtester Zufriedenheit.

„Mutter,“ sagte wiederum eines Tages der kleine Gottfried, „als der Vater in einem von einem Schwane gezogenen Barke hier erschien, von wo kam er denn her?“

„„Warum fragst du das, mein Sohn?““ antwortete Beatrix seufzend.

„Weil der Sohn des Grafen von Megan mich darum gefragt hat.“

„„Er kam aus einem fernen unbekannten Lande; mehr weiß ich nicht.““

Die Antwort genügte dem Kinde, welche sie seinen kleinen Genossen mittheilte und weiter fortspielte an dem lachenden Ufer des schönen Rheinstroms. —

Noch ein Jahr verfloß, doch — in diesem überraschte der Ritter oftmals seine Gattin träumend, nachdenkend und voll Unruhe; er aber schien es nicht zu bemerken, und verdoppelte seine Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Mutter," sagte jetzt endlich der kleine Rudolph, „wer hat denn dem Vater gesagt, als er dich aus der Gewalt des bösen Vogts befreite, daß du seiner Hilfe bedürftig seist?"

„„Warum fragst du das, mein Sohn?"" antwortete Beatrix, innerlich erbebend.

„Weil der Sohn des Markgrafen von Gorkum mich darnach gefragt hat."

„„Gott und Unsere Liebe Frau haben ihn gesendet; er blickt ja auf alle Leidenden herab und sendet ihnen, auf die milden Fürbitten Mariä, seine Engel zu Hilfe.""

Das Kind fragte nicht weiter; es war daran gewohnt, Gott als den Beschirmer aller guten Menschen zu betrachten und Maria als die Trösterin der Betrübten; und es staunte daher nicht, indem ein irdischer Vater auch das für sein Kind thut, was Gott der Herr für seine liebe Mutter gethan hatte.

Doch Beatrix sah die Sache von einer andern Seite an; sie wußte, daß der Name des Vaters der größte Schatz für den Sohn sei. — Ach, ihre drei Söhne waren ohne Namen! — Dieselben Fragen, welche die Kinder an ihre Söhne gerichtet, werden sicher einst von den Männern wieder an sie gerichtet werden, und den Männern könnte sie nicht antworten, was sie den Kindern geantwortet. Sie versank in tiefe, anhaltende Schwermuth, und faßte endlich den Entschluß, was auch daraus entstehen möchte, von ihrem Gatten das Geheimniß zu erforschen, welches sie — **nie** zu erwähnen versprochen hatte.

Der Ritter sah diese zunehmende Traurigkeit, und errieth den Grund derselben. Mehr als einmal war er bei'm Anblicke seines leidenden Weibes auf dem Punkt, ihr Alles zu sagen; doch jedesmal wurde er durch die Gewißheit zurückgehalten, sie aldann auf immer verlieren zu müssen.

Endlich konnte Beatrix es nicht länger ertragen; sie suchte ihren Gatten auf, und zu seinen Füßen niedersinkend,

beschwor sie ihn — im Namen ihrer Kinder — ihr zu sagen: „Wer er wäre? — Woher er gekommen? — Und Wer ihn gesendet?“ — —

Der Ritter wurde bleich wie der Tod, dann drückte er seine Lippen auf die Stirne der vor ihm Knieenden und sah sie lange wehmuthsvoll an; dann seufzte er: „Ach Himmel, es mußte also kommen!“ und fügte hinzu: „Diesen Abend werde ich deinen Wunsch erfüllen!“ — —

7. Es war ungefähr sechs Uhr Abends, als der Ritter mit seinem Weibe Beatrix auf dem Altan des Schloßes erschien. Beatrix war niedergeschlagen und betrübt, der Ritter still und traurig. Beide saßen einige Zeit stumm neben einander und instinktartig wandten sich ihre Blicke nach der Gegend hin, wo sie ihn vor neun Jahren zuerst erschaut hatte. Wieder — wie damals — einen Punkt, der sich zu nähern schien — und sie erbebte — der Ritter seufzte tief — derselbe Gedanke durchzuckte Beider Seele — ihre Augen begegneten sich; die des Ritters drückten einen tiefen Schmerz aus; Beatrix konnte seinen Anblick nicht länger ertragen, und sank vor ihrem Gatten auf die Kniee.

„Nein — nein — geliebter Freund,“ rief sie, „entdecke mir nicht jenes Geheimniß, das uns so theuer zu stehen kommen würde; vergiß die Fragen, die ich dir gestellt; und wenn du unsern Söhnen auch keinen Namen hinterlassen kannst, so werden sie doch gottesfürchtig, fromm, edel und großherzig werden, wie ihr Vater!“

„„Höre mich an, theure Beatrix!““ entgegnete der Ritter. „„Alles, was geschieht, geschieht durch den Willen des Allmächtigen; und da er erlaubt hat, daß du jene Frage mir stelltest, so ist dies ein Zeichen: daß meine Stunde gekommen ist! Ich habe neun Jahre mit dir verlebt, neun Jahre eines Glückes, welches nicht dieser Welt angehörte! Das ist eine große Gnade von dem Herrn und seiner gebenedeiten Mutter. Danke dem Allerhöchsten, wie ich ihm danke, und höre, was ich dir zu sagen habe.““

„Nein! nein! nicht Ein Wort!“ rief Beatrix; „ich beschwöre dich!“

Der Ritter streckte die Hand nach dem Punkte aus, welcher jetzt deutlicher hervortrat, und Beatrix erkannte, wiewohl weit entfernt, die — Barke mit dem Schwan.

„„Du siehst, daß es Zeit ist!““ sprach er. „„Erfahre also, was zu wissen schon so lange der geheime Wunsch deines Herzens gewesen, und was du erfahren mußt, sobald du mich darum fragtest!““

Beatrix ließ in Thränen schwimmend, den Kopf auf die Kniee des Gatten sinken; dieser betrachtete sie mit einem unendlichen Ausdrucke der Liebe und des Schmerzes und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„„Ich bin,““ sagte er dann, „„der Waffengefährte deines Vaters Robert und der Freund deines Oheims Gottfried von Bouillon, der **Graf Rudolph von Alost,** welcher bei dem Sturm auf Jerusalem's Mauern den Tod fand für den heiligen Glauben!““ Beatrix stieß einen Schrei aus, hob das geisterbleiche Antlitz empor, und sah den Ritter mit starren, entsetzten Blicken an; sie wollte sprechen, aber nur unartikulirte Laute brachte sie hervor, wie diejenigen etwa, die man von Träumenden zuweilen hört.

„„Ich weiß es,““ fuhr der Ritter fort, „„daß, was ich dir jetzt sage, ist dir unglaublich; doch erinnere dich, daß es auf der ehrwürdigsten Stätte der Wunder war, wo ich den Tod fand; der Herr hat für mich gethan, was er für Lazarus, den Bruder der heiligen Büßerin Maria Magdalena, vollbrachte.““

„Allmächtiger Gott!“ schrie Beatrix — „was du da „sagst, ist ja nicht möglich!“ „„Ich wähnte dich gläubiger, „„Beatrix!““ entgegnete sehr ernst der Ritter. — „Du bist „Rudolph von Alost?“ ...

„„Ich bin's! — Du weißt es, daß Gottfried von Bouillon mich mit seinen Brüdern bei'm Heere zurückgelassen hatte, als er deinen Vater zum Zug in's gelobte Land abholte. Von deiner herzlichen Frömmigkeit und jugendlichen Anmuth entzückt, sprach er — nach seiner Rückkehr — auf dem ganzen Wege nach Palästina nur immer von dir. Er liebte dich wie eine Tochter, aber auch mich wie einen Sohn, und hegte nur den einzigen Wunsch, uns Beide in dem heiligen Sakramente der Ehe zu vereinigen. Ich war damals zwanzig Jahre alt, mein Herz rein wie das eines Kindes; das Gemälde, welches er mir von dir entwarf, weckte und begeisterte meine Liebe für dich, ebenso, als ob ich von frühester Kindheit an dich gekannt hätte. Dein Vater fiel vor

Nicäa, ich beweinte ihn aufrichtig, als ob er mein Vater gewesen. Sterbend ertheilte er mir seinen Segen, und erneuerte seine schon längst gegebene Einwilligung zu unserer Verbindung. Von da an gewöhnte ich mich daran, dich als die Meine in dem Herrn zu betrachten. Dein unbekanntes und mir doch so theures Bild, wie von Engelart, schwebte vor meiner Seele, dein Name ertönte im Gebete zu Gott nud im Flehen zur heiligen Mutter Gottes von meinen Lippen. Wir kamen vor Jerusalem an. Drei Mal wurden wir, die Stürmenden, zurückgeschlagen. Der letzte Sturm dauerte sechzig Stunden; wir mußten darauf verzichten, jemals die heilige Stadt zu betreten, wenn wir jetzt nicht siegten. Gottfried befahl den letzten Angriff; wir stellten uns an die Spitze eines kühnen Haufens, wir klimmten zusammen die Leiter hinan, wir hatten glücklich den Wall erstiegen, als ich plötzlich das Eisen einer Lanze dicht vor meinen Augen erglänzen sah — ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, und Todesfrost durchdrang meinen Körper. Da sprach ich, nachdem ich noch eine vollkommene Reue vor Gott erweckt, deinen theuern geliebten Namen noch einmal aus... und stürzte hin auf den Wall, in das Gewühl der Kämpfenden, ohne Etwas zu sehen oder zu fühlen — — ich war todt!! — —

Ich habe keinen Begriff von der Zeit, in welcher ich in dem Schlummer ohne Träume, den man den Tod nennt, verharrte; doch einmal schien es mir, als ob eine Hand auf meiner Schulter ruhte — ich glaubte, der Tag des Weltgerichtes im Thale Josaphat sei angebrochen.

Ein Finger berührte meine Augenlider — ich schlug den Blick auf, und sah, daß ich in einem Sarge ruhte, dessen Deckel über mir schwebte, und vor mir stand ein Mann, den ich für Gottfried von Bouillon erkannte, obgleich ein Purpurmantel seine Schultern bedeckte, eine Krone ihn schmückte und eine Glorie sein Haupt umgab. Er beugte sich über mich, hauchte seinen Athem in meinen Mund, und ich fühlte, wie dadurch Leben und Empfindung in meine Brust zurückkehrte, obgleich ich noch in dem Sarg mit eisernen Klammern festgehalten schien. Ich wollte reden, doch ich brachte keinen Laut hervor. „Erwache, Rudolph, der Herr erlaubt es!“ so redete Gottfried mich an, „und höre, was

ich dir zu sagen habe!“ Da nahm ich mit übernatürlicher Gewalt meine Kräfte zusammen, und es gelang mir, deinen geliebten Namen auszusprechen. „Von Beatrix will ich mit dir reden!“ sprach Gottfried.

„Aber“, unterbrach hier Beatrix den Ritter in seiner Erzählung, „Gottfried war ja auch todt?“

„„Ja““, entgegnete Rudolph; „„doch höre, was sich ferner begab! — Gottfried war vergiftet worden, hatte aber vor seinem Tode verordnet: „„daß man seine sterbliche Hülle neben die meinige zu Ruhe lege;““ man hatte seinen Befehlen Gehorsam geleistet und ihn im königlichen Purpur mit der Krone auf dem Haupte beigesetzt; der Herr hatte — in seiner Huld und Barmherzigkeit — zu diesem Schmucke noch die Glorie hinzugefügt. Gottfried theilte mir das Alles mit, denn es hatte sich erst nach seinem Tode begeben, und ich konnte es daher nicht wissen.““

„Und Beatrix?“ — fragte ich ihn nun.

„„Höre, wie es ihr geht!““ antwortete er mir. „„Ich schlief, wie du, den süßen Schlaf der Ruhe in meinem Grabe, der Stunde des Weltgerichtes am jüngsten Tage harrend, als es mir plötzlich ward, als ob ich aus einem tiefen Schlummer erwachte, als ob ich Gefühl, Leben zurückerhielt. Ich glaubte den Ton eines Glöckleins zu vernehmen, und je mehr das Leben zurückkehrte, desto deutlicher hörte ich diesen Ton; bald erkannte ich ihn auch als den Schall des Glöckleins, welches ich mit dem geweihten Rosenkranz an Beatrix geschenkt hatte. Zu gleicher Zeit kam auch das Gedächtniß mir wieder, und ich erinnerte mich der Wunderkraft, welche diesem heiligen Schutzmittel verliehen war. Beatrix schwebte in Gefahr, und der Herr hatte erlaubt, daß der Ton des heiligen Glöckleins in mein Grab drang, und mich zum Leben erweckte. Ich öffnete die Augen — es war finstere Nacht um mich her — da bemächtigte sich meiner eine entsetzliche Angst; denn da ich keine Erinnerung an das Vergangene hatte, wähnte ich, daß ich lebendig begraben sei — doch in dem nächsten Augenblick schon durchdrang der Duft von Weihrauch das Grabgewölbe, heilige Gesänge hörte ich erschallen, zwei Engel hoben den Deckel meines Sarges weg, und ich erblickte Christus den Herrn, in der Nähe seiner gebenedei-

ten Mutter, auf einem Wolkenthron schwebend. Ich wollte hinstürzen zur Erde, doch konnte ich mich nicht bewegen, ich fühlte aber, wie die Bande sich lösten, die meine Zunge gefesselt, und ich rief: „Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!“

Christus öffnete den Mund, und seine Worte erklangen göttlichsüß und himmelsmild: ‚Gottfried! mein edler gottesfürchtiger Streiter, hörst du Nichts?‘

„„Ach mein Herr Jesus! ich vernehme wohl den Klang des heiligen Glöckleins, der mich belehrt: daß Diejenige, deren Vater für dein heiliges Grab gefallen ist, deren Verlobter für dein heiliges Kreuzeswort kämpfend starb, sich in Noth und Gefahr befindet, aus welcher nur du, o Herr, wenn deine gnadenreiche Mutter dich darum anfleht, sie retten kannst!“‘

‚Wohlan, ich bin der vergeltende Gott! Fordere, auf Maria's Fürsprache, soll dein Flehen gewährt werden!‘

„„O mein Herr, für mich habe ich Nichts zu erflehen, denn du hast mehr für mich gethan, als je für einen Sterblichen! Du hast mich auserkoren, das hehre Kreuz zu tragen nach Jerusalem, und die heilige Stadt zu befreien aus den Händen Derer, die nicht an dein hochheiliges Evangelium glauben! Du hast mir die goldene Krone verliehen, an dem Orte, wo du selbst die Dornenkrone getragen, und du hast mir vergönnt, in deiner Gnade zu sterben! Für einen Andern aber wage ich es, demüthigst dich anzuflehen!“‘

‚Was du begehrst, soll dir erfüllt werden, hab' ich dir verkündet. In deinem Leben hast du meinem Worte vertraut: zweifelst du jetzt im Tode?‘

„„Wohlan, mein gütigster Heiland, der du in den Herzen der Menschen lieseſt und das Verborgenste erspähest; du weißt, mit welchem Kummer ich gestorben bin, weil ich einen, so lange Jahre in meiner Brust gehegten Wunsch nicht erfüllt sah, nämlich den Wunsch: den Jüngling, welchen ich wie meinen Bruder liebte, mit Derjenigen ehelich zu verbinden, welche mir theuer war wie eine Tochter. Der Tod hat sie getrennt. Rudolph von Aloſt fiel im Kampfe für deinen heiligen Glauben: gib ihm, o mein gnadenreicher Jesus, durch die Fürbitten Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel, sein Leben zurück, und vergönne ihm, seiner Verlobten zu

Hilfe zu eilen, welche in Noth und Gefahr schwebt, wie der Klang des Glöckleins verkündet, der fortwährend erschallt, weil sie noch immer betet zu dir, o Herr, und zu deiner gebenedeiten Mutter, und um Rettung inbrünstig dich anfleht!'"

‚Also geschehe es, wie du wünschest!' sprach der Herr. ‚Rudolph von Alost erwache und eile hin zum Schutze seiner Braut. Ich befreie ihn von den Fesseln des Grabes, bis zu dem Tage, an welchem sein Weib ihn fragen wird: „Wer er ist? — Woher er kommt? — Wer ihn gesendet?" — ‚Diese drei Fragen mögen ihm dann als Zeichen dienen, daß ich ihn zu mir zurückrufe!'

„„Herr! Herr!"" rief ich zum andern Male, „„dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!"" Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Jesus Christus, begleitet von der allerseligsten Jungfrau Maria, auf einer Wolke gen Himmel fuhr und Alles verschwunden war. Da erhob ich mich aus meinem Grabe, legte meine Hand auf deine Schulter, um dich zu erwecken, drückte im Namen Jesus und Maria — den Finger auf deine Augenlider, und hauchte dir meinen Athem in deinen Mund, um dir Leben und Sprache wiederzugeben. „Jetzt ‚Rudolph von Alost' erhebe dich, denn es ist der Wille unsers Herrn Christus, daß du Beatrix befreiest aus ihrer Noth und bei ihr bleibest bis zu dem Tage, an welchem sie dich fragen wird: Wer du bist? Woher du kommst? — Wer dich gesendet?" —

Nachdem Gottfried diese Worte gesprochen, brachen die Bande, welche mich im Grabe festhielten; ich erhob mich so voll Lebenskraft, als bevor ich den Todesstreich empfangen hatte; und da ich in meiner Rüstung begraben worden, war ich vollständig bewaffnet, mit Ausnahme meines Schwertes, das ich wahrscheilich im Todeskampfe verloren, und das man später nicht wiedergefunden.

Gottfried gab mir sein eigenes Schwert, das von Gold war, hängte das Elfenbeinhorn über meine Schulter, dessen er sich im Gewühl des Kampfes zu bedienen pflegte, und steckte einen Brillantring an meinen Finger, welchen er einst von dem Kaiser Alexius zum Geschenke erhalten hatte. Dann umarmte er mich und sagte: „„Mein Bruder, Gott der Herr ruft mich zu sich, ich fühle es; lege den Stein

wieder über mich, der mein Grabmal deckt, und wenn du diesen Liebesdienst erfüllt, so eile zu Beatrix.'" Nun legte er sich in den Sarg, schloß die Augen und rief zum dritten Male: „„Herr! Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!'" — Noch einmal beugte ich mich über ihn, um ihn zu umarmen, aber er athmete nicht mehr, er war dem Herrn entschlafen!

Ich ließ den Stein, den die Hand Gottes erhoben hatte, auf das Grabmal sinken, warf mich betend vor dem Altare nieder, und machte mich dann sogleich zu dir auf den Weg.

Vor der Kirche fand ich ein gerüstetes Schlachtroß, eine Lanze stand an der Mauer; ich zweifelte nicht, daß Eins wie das Andere für mich bestimmt war. Die Lanze ergreifend, bestieg ich das Pferd, und wissend, daß der Herr ihm die Sorge anvertrauen würde, mich zu führen, legte ich demselben die Zügel auf den Hals, und ließ es ziehen, wohin es wollte.

Durch Syrien und die Türkei, durch Thracien, Dalmatien, Italien und Deutschland kam ich, nach einer Reise von Einem Jahr und Einem Tag, an das Ufer des Rheins. Auf demselben fand ich eine Barke, vor welche ein Schwan mit goldenen Zügeln gekettet war; ich bestieg die Barke, sie brachte mich hierher. — Das Uebrige weißt du."" —

„O Himmel," schluchzte Beatrix, „da ist der Schwan mit der Barke, an demselben Orte, wo sie vor neun Jahren lag! — Ich Unglückliche! Dieses Mal kommt sie, mich von dir zu trennen! — O Rudolph! Rudolph! kannst du mir verzeihen?"

„„Ich habe dir Nichts zu verzeihen!"" sprach Rudolph, sie an die Brust drückend; „„meine Frist ist abgelaufen! Gott und Unsere Liebe Frau rufen mich zu sich! Danken wir dem Herrn und seiner glorreichen Mutter für die neun Jahre unseres ehelichen Glückes, die er uns durch Maria's Fürsprache geschenkt, und flehen wir ihn an: uns und unsere lieben Kinder dereinst im Paradiese seines Himmels ein fröhliches Wiedersehen feiern zu lassen! Dazu verhelfe uns die Königin aller Heiligen, die ja unser Aller grundgütigste Mutter ist!""

Er rief seine drei Söhne herbei, umarmte den Aeltesten, Robert, schenkte ihm sein Schwert und seinen Schild, und

ernannte ihn zu seinem Stammherren. — Dann umarmte er Gottfried, seinen zweiten Sohn, schenkte ihm sein Elfenbeinhorn, und vermachte ihm die Grafschaft Louen. — Zuletzt umarmte er seinen dritten Sohn Rudolph, schenkte ihm seinen Brillantring und die Grafschaft Messa.

Nachdem er zum letzten Male sein Weib an's Herz gedrückt, befahl er ihr zu bleiben wo sie war, und empfahl seinen Söhnen, ihre Mutter zu trösten, welche sie weinen sahen, ohne die Ursache ihrer Thränen zu begreifen; dann eilte er hinab in den Hof, wo er sein Pferd völlig gesattelt und gerüstet fand, schwang sich auf und ritt über die Wiese zum Ufer des Rheins, bei jedem Schritt sich umschauend nach seinen zurückgelassenen Lieben. Dort angekommen, stieg er im Namen Jesus und Maria in die Barke, zog sein Pferd nach, und der Schwan fuhr denselben Weg zurück, den Strom hin, bis der Ritter mit Barke und Schwan endlich im Nebel der Nacht verschwand. — —

8. Von dieser Zeit an stieg Beatrix, bis zum Ende ihres Lebens, jeden Tag auf den Altan des Schloßes und schaute hinaus auf die grünen Fluthen des Rheins, aber — nimmer sah sie weder den Schwan noch die Barke mit dem Ritter. — —

2.

Der Schäferstein bei Lübbow.

(Nach: Sagen aus dem hannoverschen Wendlande von Carl Hennings.)

Ehe man das Grenzdorf Lübbow, welches noch auf Hannover'schen Gebiete liegt, erreicht, fällt uns links vom Wege, am südlichen Abhange des Höhenzuges, in der Richtung auf Teplingen, nach Westen zu, ein kolossaler Granitblock schon auf weite Entfernung in's Auge. Der Stein, der sich über den Boden in etwa acht Fuß Höhe erhebt und einen Umfang von achtundzwanzig Fuß hat, ist ein grobkörniger Granit. Die Zeit und das Wetter haben ihn arg mitgenommen. In seinen vielfachen Senken hat sich eine üppige Vegetation von Moospflanzen gebildet, und der Block erscheint ganz ehrwürdig als ein wahrhaft bemoostes Haupt.

Der Stein trägt den Namen „Schäferstein," und von ihm erzählt die Sage des Volkes das Folgende:

In grauer Vorzeit — es sind Jahrhunderte her — lebte unter den Wenden ein Schäfer, der auf den rings umher liegenden Hügeln seine Heerde weidete, und diese Heerde gab ihm für den Winter einen warmen Schafpelz und täglich für seinen Tisch ein einfaches Mahl an Milch und Käse. Wie er nun um ein Weib sich umsah, das endlich mit ihm sein Tagewerk und dessen Mühen theile, da fand er ein anmuthiges Sachsenmädchen, das eines Tages von Högersburg herüber zu seiner Heerde kam, und er sprach bei sich selbst: „Die soll mein Weib werden!" Das Mädchen konnte aber zu einer Verehelichung mit ihm nicht geradezu „„Ja!"" sagen, denn es war eine Christin und der Wende ein Heide. Er aber glaubte fest an seine Götter und wurde in seinem Glauben bestärkt, wenn er auf einsamen Waideplätzen im Sonnenschein und flüsternden Winde den Zauber ihres friedlichen Lächelns einathmete, oder in zuckenden Blitzen und im Gebrüll des Donners ihren Zorn spürte. Wie sehr er nun auch wünschte, das Sachsenmädchen als Gattin in seine Hütte einzuführen: fest und zähe wurzelte in ihm der Glaube an seine alten Götter, an die Götter des Lichtes und an die Götter der Finsterniß. —

Am rechten Teetgel-Ufer, da, wo wir jetzt üppige Kornfelder sehen, wo im Mai die schlichte Aehre aufschießt, bunt gemischt mit blauen Cyanen und einer Wucherblume mit blassem, bläulich rothem Kelche, da stand zur Zeit unserer Sage ein mächtiger Eichenwald, durchflossen von springenden Quellen, die oft bis tief in den Sommer hinein über Schollen Eises — Ueberreste und Erinnerungen an den langen, damals viel rauheren Winter — plätscherten, und lange auf weiten Kreuz- und Querzügen auf- und abspringen, laufen und kriechen mußten, ehe sie zum Fluß und mit dem Fluße zum weiten unendlichen Meere kamen. Hier, in der Stille des Waldes, entfernt vom Geräusche der Welt, wohnte in seiner kleinen, selbst erbauten Hütte ein alter Eremit, ein würdiger Klausner. Noch jetzt nennt man die Gegend, wo er in stiller Zufriedenheit und zurückgezogen ein gottergebenes Leben frommer Beschaulichkeit führte, „de Klüsner." — Wer er war, und warum er zu dieser Abgeschiedenheit seine Zuflucht

genommen, deutet die Sage nicht an. Seine hohe Gestalt, sein edles Gesicht verriethen eine edle Abstammung. Die kräftige Brust hatte einst, statt des schlichten grauen Gewandes, den goldstrahlenden Harnisch getragen. Die Hände, durch deren Finger täglich, ja stündlich die Perle des Rosenkranzes glitt, hatten einst mit jugendlicher Kraft das Schwert geführt und auf stolzem Rosse hatte er in's ferne Morgenland das Kreuz, das Zeichen des Erlösers, getragen. Von dort heimgekehrt, suchte er diese weit vom Menschengetümmel entfernt liegende Stätte zu seinem neuen Aufenthalte aus.

Der alte Eremit wurde aber bald ausfindig gemacht, und Viele kamen aus den heidnischen Wenden, die lernbegierig auf sein Wort vom Heil im Kreuze Jesu Christi lauschten. Manchen Wenden hatte er mit seinen beredten Worten zum heiligen Evangelium bekehrt, und groß war die Menge der bedrängten Herzen, die zur stillen Klause im Walde kamen, milden Trost und seinen Segen zu erflehen. Auch Maria, das Sachsenmädchen, war gekommen, bei ihm väterlichen Rath zu suchen. Er sollte mit dem überzeugenden Worte, mit der Begeisterung der Rede, der Würde seines Standes und Berufes das Herz des heidnischen Schäfers, der um ihre Hand sich bewarb, zu Gott dem Dreieinigen, zum Glauben an den gekreuzigten Heiland führen. Und es glückte dem Klausner, das Herz des starren Wenden zu besiegen. — Stundenlang saß er mit dem Hirten auf dem großen Steine bei der Anhöhe, und im Lächeln der Sonne, unter dem Summen und Wogen einer geschäftigen Insektenwelt um sie herum, predigte er mit verklärten Blicken, einfach, aber tief in's Wesen der Sünde und in das Leben von der Gnade eingehend, dem schweigsam und aufmerksam zuhörenden Wenden die Lehren des Gottmenschen Jesus Christus, unsers alleinigen Heilandes und Seligmachers. Nach Wochen und Monden, die verstrichen, gewann der Schäfer das Glück des alleinseligmachenden Glaubens des Christenthums; er empfing die heilige Taufe.

Der Jüngling war Christ geworden. Der Klausner hatte ihn an eben derselben Stelle getauft, wo er durch Stunden und Tage das Wort und die Gnade des Welterlösers ihm verkündet hatte, und wo das Bekehrungswerk gelungen war — am großen Steine auf der Haide. —

So nah' am Ziele seiner Hoffnung, sich mit Maria nun bald verehelichen zu können, und dazu den Segen der Kirche zu empfangen, war aber in Gottes unergründlichem Rathschlusse über ihn eine schwere Prüfung verhängt. Schwerstes Leid sollte seinen christlichen Glauben durch Vertrauen und Starkmuth erst bewähren.

Und sieh! ein Stück seiner Heerde nach dem andern erkrankte und fiel. Der Haufe an Schafen, einst auf der weiten Haide kaum zählbar, schmolz von Tag zu Tag immer mehr zusammen, und finstern, trüben Blickes ging der Wende einher, unbekümmert um die Außenwelt, nur in seinem Innern mit sich in qualvoller Unruhe beschäftigt. Er sah in dem Unglücke nur die strafende Hand der alten wendischen Gottheiten, die den Abfall von ihnen rächen wollten. Kein mildes Trostwort des alten Klausners, der auf die Vaterhand Gottes hinwies, die Alles uns zum Besten lenke und leite, und auch nicht Maria's herzlichstes Wort konnte ihn aus seinem Trübsinn wecken. Dieser Trübsinn erreichte seine höchste Stufe, als auch das letzte Thier seiner Heerde gefallen war, und er mit dem Hirtenstab in der öden Haide einsam und allein, arm und verlassen dastand. Finsterer Groll bemächtigte sich seines Herzens, er floh den Klausner als die Ursache dieses Wehes, und redete nächtlich wieder mit den alten Göttern im Walde, flehte sie nun um ihre Vergebung an und that den heiligen Schwur der Sühne. —

Mit Schrecken sah der Eremit, und mit ihm auch Maria, den alten Sinn des Wenden wieder erwachen, und wie er treulos das kaum übernommene süße Joch des christlichen Glaubens abwarf. Keine Ermahnung des ehrwürdigen Mannes, kein Bitten, kein Flehen half. Der Wende wich ihm aus, sah er ihn mühsam sich den Berg hinanschleppen; er floh in das Dickicht des Waldes und wartete hier, bis er die langsam wandelnde Gestalt des Alten außer dem Bereiche seiner Blicke wußte. Marien's Klagen, ihr Weinen, all ihre Thränen um ihn, nichts konnte ihn bewegen, den starren Sinn zu beugen und auf's Neue dem gekreuzigten Heiland treu im Glauben und in der Liebe und im Vertrauen auf seine weisen Führungen nachzufolgen. Und nachdem jede Zurechtweisung fruchtlos geworden, mußte auch sie auf den väterlichen Rath des Klausners von ihm ablassen.

Besitzlos, arm irrte der Schäfer umher. Verzweiflung verscheuchte ihm jeden besseren Gedanken. Haß, bitterer Haß gegen das Christenthum wohnte in seinem Herzen. Er wähnte, durch den Gott der Christen sei ihm sein Schäferstab zum Bettelstab geworden. Rächen wollte er sich und die alten Götter; die alten Gefährten seiner Väter verlangten ein Sühnopfer; sein zertretenes Glück rief nach Rache. Der alte Klausner sollte das Opfer derselben werden. Sein Haß gegen den christlichen Gottesmann wurde durch Nichts gemildert, vielmehr noch geschürt in den nächtlichen Seufzern und im wild aufregenden Anrufen seiner Götter. — —

Schon senkte die Sonne ihr Glutauge zur Abendruhe. Ein goldener Schein überwebte mit wundersamen Lichte das grüne Laubdach der Eichen und Buchen im Wald, und schon sah und hörte man die Vögel dem friedlichen Neste zuflattern, während im Süden durch den ganzen schwülen Sommertag hindurch eine dunkle Wolkenmasse fest gelagert stand. — Hastigen Schrittes eilte der Wende durch den Wald und trat leise in die niedrige Klause des Eremiten, der, eben den Vesper-Gottesdienst verrichtend, im Gebete noch knieend am Kreuze lag. Ein Lächeln der Verklärung und des Friedens im Herrn durchleuchtete die milden Züge des Greises, als er den Jüngling kommen sah; schien doch der starre Sinn desselben gebrochen. Was konnte er hier anders — als Vergebung und Verzeihung suchen? Was konnte der Klausner von ihm anders als tiefe, tiefste Reue und das aufrichtige Gelöbniß der Umkehr und der innigsten Hingebung an Jesus Christus erwarten? — Der Wende stand finstern Blickes, mit funkelnden Augen, drohend, lange schweigend da, als der Alte mit mildestem Ernste sein Mahnwort erheben wollte. „Schweigt!“ rief der Schäfer mit grollender Stimme; „eure glatte Rede täuscht keinen Unerfahrnen mehr! Ich komme als Gesandter unserer Götter, das Opfer für den Verrath und das Opfer meiner Rache zu fordern!“ — Sanft zurechtweisend klangen die Worte des Eremiten. — Lauter, wilder, drohender trat der Wende an ihn heran, heftig erregt den Schäferstab in der erhobenen Hand schwingend. „Rache den Göttern und mir!“ donnerte er, indem in rasendem Zorne seine Augen glühten und sprühten, und vom gewal-

tigen Schlage getroffen sank der Klausner, mit den Händen noch das Kreuz umfassend, zusammen.

In dem kleinen Raume herrschte eine unheimliche Stille. Zitternd sah der Schäfer auf die im frischen Moose der Hütte friedlich daliegende Leiche des Klausners. In wilder Hast trug er die umher zerstreuten Pergamentblätter mit heiligen Schriften und christlichen Symbolen versehen, und dann das trockene Laub auf einen Haufen, zündete es an, und nach wenigen Minuten prasselten die Flammen auf und schlugen über die Klause zusammen, den Wald mit ihrem Knistern durchrauschend und in dunkelrother Lohe gegen die Kronen der alten Bäume aufflackernd. Der Wende aber eilte — von einer geheimen Macht getrieben — im geflügelten Schritte von hinnen, ohne Rast vorwärts, immer vorwärts strebend, ohne zu wissen — wohin? —

Am Himmel, dessen Blau immer mehr einer fahlen Färbung gewichen war, kamen inzwischen, vom Sturm gejagt, die Wetterwolken aus Süden pfeilschnell heraufgezogen. Eine schwere Wolkendecke lagerte sich wie Blei über Wald und Flur, und erst wie sanftes Glühen, dann immer schneller und heftiger zuckte der Blitz und immer lauter und dröhnender rollte der Donner. Die Natur schien im höchsten Aufruhr begriffen. Als bräche eine neue Sündfluth herein, so stürzten die Wassermassen aus den Wolken nieder. Die alten hundertjährigen Stämme des Waldes beugten ihr Haupt vom Sturme gepeitscht zur Erde, wurden entwurzelt und schlugen krachend aneinander. Die Wasser schwollen und schwollen, daß die ganze weite Ebene ein großer See war, und noch immer tobten die Wetter, als sei der Tag der Vernichtung gekommen, als solle die Welt aus ihren Fugen gerissen werden.

Vorwärts, immer unstät vorwärts durch das schreckliche Unwetter jagte es den Mörder hinauf zur Höhe. Sein Hut trieb längst mit den Winden dahin. Kalt und eisig peitschte der Sturm den Regen ihm in's Gesicht, daß das wild verworrene Haar triefend herunterhing. Blitz auf Blitz umzuckte, Donner auf Donner umbrüllte ihn, aber rastlos vorwärts, immer vorwärts wurde er wie vom Fluche gejagt. Hinter ihm her zieht die lange, hagere Gestalt des Klausners; die großen Locken desselben flattern im Sturme. In der Rechten hält er hoch das Kreuz, in der Linken seinen Stab, und

im Geisterfluge, unaufhaltsam schnell, stets dem Mörder nach, eilt er durch die Haide.

Schon erreicht der Schäfer den Stein auf der Höhe, da — ein jäher Blitz — ein Krach, daß die Erde bebt und wankt. — Der Stein hebt sich wie von Geisterhand bewegt, — ein Abgrund thut sich auf — ein wilder Schrei, — der Stein senkt sich wieder, und den Frevler hat die Erde verschlungen! — Oben aber auf dem Steine, im flatternden Gewand, das Kreuz wie im Triumphe hoch erhoben, den Blick zum Himmel gerichtet, steht der Klausner. — Das erschreckte, vor den Fluthen überall zur Höhe fliehende Volk sieht ihn wie eine Erscheinung des Himmels vor sich. Andachtsvoll fällt es auf die Kniee, und segnend breitet der Eremit, das Kreuz hoch haltend, seine Hände aus. — Heller wird nun der Himmel, der Wolkenschleier reißt, und nochmals wirft die Sonne einen letzten, scheidenden Blick freundlichen Lächelns auf die Erde. — Wie in Nebel zerrann die Gestalt des Klausners. — —

Der Stein liegt durch Jahrhunderte unberührt noch auf der Haide. Die Gegend ist immer freundlicher geworden. Christen mit frommem Glauben und mildem Herzen wandern an ihm vorüber ihrem Tagewerke nach, ihrem Ziele zu, und tragen kindlich ergeben, was die weise Vorsehung des Allerhöchsten Gutes oder Böses über sie verhängt hat. —

3.

Das Waisenmädchen im Kölner Dome.

(Erzählt von W. Herchenbach.)

1. Köln am Rheine — ist eine gar große, volkreiche Stadt, worin viel Handel und Wandel vorgeht und große Reichthümer aufgehäuft sind. Aber neben den reichen Kaufherren wohnen auch viel blutarme Leute, und ich glaube, wenn man sie recht genau gegen einander abzählen könnte, so wären der Letzteren schier mehr als der Ersteren. Von ein paar solcher Armen will ich nun eine Geschichte erzählen, die zwar ein wenig traurig klingt, aber doch am Ende einen fröhlichen Verlauf nimmt. —

Nicht gar weit von dem prächtigen Dom, an dem die Cölner nun schon fast sechshundert Jahre bauen, lief eine schmutzige Gasse an der Rheinmauer vorbei, in welcher lauter arme Leute wohnten, die Mühe hatten, vom Morgen bis an den Abend ihr Leben durchzubringen, wenn sie auch noch so fleißig und sparsam gewesen. Es konnte eben kein großes Vergnügen sein, in dieser Gasse zu wohnen: denn erstens konnte man gerade aus nicht weiter vor sich hinsehen, als die Straße breit war, weil die hohe Mauer die ganze Aussicht verbaute; zweitens zeigte sich das Pflaster so voller Löcher, daß man sich am hellen Tage vor einem Beinbruche in Acht zu nehmen hatte; und drittens gab es sicher in irgend einem jener armseligen Häuser Abends Zank und Streit, so daß ein friedliebender Mensch die Bettdecke fast über den Kopf zog, um die gottlosen Redensarten nicht zu hören.

O, es lebte viel wüstes Volk in dieser Gasse! — Rosa's Eltern jedoch, so arm sie auch sein mochten, zankten und haderten nie mit einander; vielmehr thaten sie sich gegenseitig alle nur mögliche Liebe und alle Gefälligkeit an. Schmale Bissen gab es immer in dem kleinen Häuschen; im Winter froren Rosa und ihre Eltern schrecklich, denn der Wind pfiff durch die Spalten in den morschen Mauern, und sie besaßen doch so oft weder Kohlen, noch Holz, um sich zu erwärmen; auch fehlte es an zulänglichen Kleidungsstücken. Alle diese Noth aber schmälerte weder ihre Lebensfreudigkeit, noch ihre Frömmigkeit, vielmehr schien letztere ordentlich in der Noth zu wachsen, und es waltete ein heiliges Liebesleben in der Hütte, wie in einem Paradiese. —

Nun geschah es aber, daß eine böse Seuche in Köln ausbrach, an der viele tausend Menschen starben. Die alte Gasse, worin Rosa wohnte, wurde zuerst von derselben ergriffen und starb — wegen Unreinlichkeit, Noth und unzureichender Nahrung in einer einzigen Woche fast ganz aus. Auch Rosa's Eltern befanden sich unter den Todten. — Das Kind blieb allein zurück. — Einen Tag und eine Nacht saß es auf dem armen Lager, wo seine Eltern der Tod überraschte, weinte heftig und rief beständig: „Vater! Mutter!"

Als nun wiederum der Morgen anbrach und der Hunger sie gar gewaltig peinigte, da wankte sie hinaus, um von einer barmherzigen Hand ein Stück Brod zu erflehen. Ihr

bleiches Gesicht, ihre nackten Füße, ihre zerrauften Haare und ihre verschossene Kleidung mußten ihr wohl ein recht abschreckendes Aeußere geben, denn die feingeputzten Kinder, die ihr begegneten, als sie in die breiten Straßen trat, blieben stehen und schauten mit Bedauern sie an. Niemand aber gab ihr ein Stück Brod. Den Muth zu fordern, wie wirkliche Bettelkinder, hatte sie auch nicht, denn immer lautete das Wort ihrer Mutter: „Betteln ist das Letzte, was ich anfange!“

So irrte das Kind nun bis gegen den Abend umher; da wurde aber der Hunger so grimmig, daß es ein Herz faßte und eine vorübergehende Dame an dem prächtigen Atlaskleide zupfte. Diese fuhr erschrocken zusammen, besah die Stelle ganz genau, welche Rosa berührt hatte, und da sie keinen Flecken fand, so erheiterte sich ihr Gesicht ein wenig, aber sie wandte sich dennoch gegen das arme Mädchen und sprach: „„Wie magst du mit deinen schmutzigen Fingern mein Kleid berühren? Willst du etwa in meiner Tasche stehlen?““ Da faßte Rosa den Entschluß, der Dame ihre Noth zu klagen. Vergebens! Weinend schlich sie von dannen und setzte sich an einer Ecke nieder, mit dem Rücken gegen einen Strebepfeiler gelehnt.

Während sie da saß, kam der Mann, welcher die Gas-Laternen anzündet; der redete sie an und sprach: „Was liegst du nichtsnutziges Ding hier auf dem Boden und hinderst mich, die Leiter anzusetzen?“

„„Mich friert's und bin auch hungrig!““ gab sie zur Antwort; „„wisset Ihr Niemanden, der mir Brod giebt?““

„Doch“, antwortete höhnisch der Laternen-Anzünder: „geh' nur in den Dom, da liegen all' die reichen Bischöfe, die können's entbehren!“ —

2. Rosa war noch ein gar einfältiges Kind in weltlichen Dingen, auch niemals im Dome gewesen, sondern stets in der kleinen Kapelle ihrer Gasse. So dachte sie denn, der Mann spreche im Ernste und ging auf den Dom zu. Um diese Zeit fand man sonst immer den Dom schon verschlossen; heute aber war noch eine Seitenpforte offen, weil der Sakristan noch ein Geschäft im Dom verrichten mußte. Zu dieser Seitenpforte ging Rosa demüthigen Herzens hinein: um die Bischöfe zu suchen, die ihr Brod geben würden.

Kaum war sie eingetreten und um die hohen mächtigen

Steinpfeiler herumgeschritten, als die Thüre hinter ihr zuschlug und der Schlüssel drei Mal umgedreht wurde. Da überkam sie in den langen dunklen Gängen Furcht und Grauen, und sie setzte sich auf den Steinboden und hielt mit den zitternden Händen die verweinten Augen zu. Endlich aber ermannte sie sich und sprach zu sich: „Bin ich nicht eine Thörin, daß ich mich im Hause Gottes fürchte, wo mir der Herr am nächsten ist?“ Dieser Gedanke gab ihr Muth und sie stand auf, um die Bischöfe zu suchen, die ihr Brod geben sollten.

Lange tappte sie im Dunkeln durch die langen Säulenhallen, bis endlich der Mond aufging und sein Licht mit den Strahlen der ewigen Lampe mischte, die röthlich im hohen prachtvollen Chore schimmerte. Die eiserne Thüre des Chores war nur angelehnt und öffnete sich geräuschlos auf einen Druck ihres schwachen Fingers. Sie trat ein und schaute in den geschnitzten Chorstühlen nach den Bischöfen, aber sie waren alle leer; auch der Thronsessel mit dem hohen seidenen Baldachin, dem eigentlichen Sitze des Erzbischofes, stand verwaist.

Rosa kniete vor dem Hochaltar nieder und betete aus tiefstem Herzen: „daß Gottes Güte sich ihrer erbarme und ihr Brod geben möge!“ — Dann ging sie weiter. — Einen Augenblick dachte sie, der riesige Christophorus, der an einer Säule sich erhob und ein Kind auf den Schultern trug, das sei Einer der Männer, die mit armen Kindern Mitleiden haben; da er sich aber nicht regte, so ging sie traurig vorbei und kam an die Begräbnißstätten in den Seitenkapellen, die mit eisernen Gittern von dem Umgange getrennt sind. Da lagen nun zwar die Bischöfe in ihrer priesterlichen Kleidung, den Stab in der Hand und den Ring am Finger, aber sie waren alle aus kaltem Marmor, leblos und unbeweglich, wie der Christophorus an der Säule.

Während sie so stand und sann, kamen von der entgegengesetzten Seite zwei Männer, welche eine Laterne in der Hand trugen und mit einem Bund Schlüssel auf die Kapelle der heiligen drei Könige zuschritten. Sie zischelten leise mit einander und gingen vorsichtig auf den Zehen, so daß nur der Sand auf dem Boden unter ihren Schuhen knirschte.

Rosa dachte, das seien die Bischöfe und wollte auf sie zueilen; aber sie traten zu rasch in die Kapelle und rasselten mit dem Schlüsselbunde. Nachdem sie verschiedene Schlüssel in dem Schlosse versucht hatten, sprach der Eine von ihnen: „Nimm den Hammer!“ Sofort fiel ein Hammerschlag auf das Schloß, daß es im ganzen Dom wie in tausendfachen Schlägen widerhallte.

„„So geht es nicht!““ sprach der Eine wieder; wir werden Alles verderben, indem wir die Nachbarn wecken! — Gehen wir zur Schatzkammer!“ Bald darauf schlichen die Männer mit der Leuchte den Gang hinab und bogen rechts um nach einer Thüre. Dort versuchten sie wieder die Schlüssel und einer von denselben mußte die Thüre geöffnet haben, denn aller Lärm verstummte. Da dachte Rosa, welche immer stärker vom Hunger gepeinigt wurde, die Männer würden fortgehen, ohne ihr Brod zu geben; darum eilte sie ihnen nach und trat gerade in die Schatzkammer, als sie eine mit Edelsteinen reich besetzte Monstranz aus einem Schranke herab holten.

„„Ihr Herren **Bischöfe,** gebet mir Brod!““ rief Rosa kläglich in die Schatzkammer hinein.

Als die Männer diese Stimme hörten und — das bleiche Kind in dem ungewissen Schimmer der Laterne sahen, sprangen sie unter einem Ausrufe des Schreckens hinaus und waren im nächsten Augenblicke entwichen.

Rosa, welche ihre letzte Hoffnung auf Brod so plötzlich schwinden sah, fiel erschöpft neben der brennenden Laterne nieder und versank in eine todesähnliche Erstarrung. —

3. Am andern Morgen, als der Sakristan in den Dom trat, um die Vorbereitungen für die Feier der ersten heiligen Messe zu treffen, fand er eine Leiter an einem der prachtvoll gemalten Fenster, und oben gar das Fensterglas zerschlagen. — „Diebe im Dom gewesen!“ schrie er und lief sofort zum Erzbischofe, um diesem die Anzeige zu machen und ihn zur Besichtigung herbeizuholen.

Der Erzbischof, erschreckt über eine solche Meldung, kam in athemloser Eile mit dem Sakristan herbei; den ersten Gang richtete er nach der Schatzkammer, wo die reichen Kostbarkeiten des erhabenen Gotteshauses aufbewahrt wurden.

Mit Schrecken sahen Beide die Thüre geöffnet und die

werthvollste Monstranz des Schatzes am Boden liegen. — Wie erstaunten sie aber, als sie das schlafende Mädchen neben der Laterne fanden! Nichts schien ihnen natürlicher, als daß dieses Kind zu der Diebsbande gehöre und daß es durch Versehen oder aus Unmöglichkeit, es durch das hohe Fenster schnell hinaus zu schaffen, zurückgeblieben sei.

In der sicheren Voraussetzung, daß ein guter Theil der Schätze in die Hände der Diebe gefallen wäre, machten sich der Erzbischof und der Sakristan daran, die Schränke zu untersuchen; aber siehe! es fehlte nicht ein Stück. Zwar sah man mehrere Schätze von ungeheuerem Werthe um- und durcheinander geworfen, um die hinten stehende Monstranz zu erlangen. Aber Alles fand sich doch unversehrt vor.

„So werden die Diebe die Edelgesteine aus dem Dreikönig-Kasten gebrochen haben!?“ bemerkte der Sakristan.

Auch dahin lenkten Beide — in erwartender Furcht — ihre Schritte, aber zu ihrer größten Freude war der Kasten mit den heiligen Reliquien unverletzt.

„„Seltsam!““ sprach der Erzbischof; „„kehren wir zu dem Mädchen zurück, um nähere Auskunft über den Diebstahls-Versuch zu erlangen!““

Das Mädchen lag noch an derselben Stelle.

Der Sakristan rüttelte es unsanft an den Armen, indem er rief: „Erwache, Diebin! und gib Zeugniß von der fluchwürdigen That, welche deine Angehörigen hier zu begehen versucht haben!“

Rosa schlug die Augen auf, strich mit der magern Hand über die blasse Stirne und sagte gar wehmüthig: „„O ich dachte, ich wäre im Himmel und säße mit den lieben Engelein zu Tische! Wie süß schmeckte mir die Speise, welche die heilige Muttergottes auf silbernen Tellern mir vorlegte! Und nun bin ich doch noch lebendig, und die lieblichen süßen Speisen: das war nur ein Traum. Ja, ja, ich fühle es, denn der Hunger quält mich noch schlimmer, als zuvor! O gebt mir Brod!“‘

„Lügen! nichts als Lügen!“ rief der Sakristan in barschem Ton. „Solche Finten hat das nichtsnutzige Volk immer; aber wenn man eindringlich und mit Androhung von Strafen sie ausforscht, dann kommt am Ende das Richtige heraus!“

Der Erzbischof aber betrachtete schweigend dieses schöne, abgemagerte Kind, aus dessen Augen die lautere Gottesfurcht leuchtete, dessen edles Antlitz, zwar von Hunger und Elend entstellt, doch die Spuren einer schuldlos reinen Seele unverkennbar zur Schau trug.

„„Du hast wohl lange nichts gegessen, mein Kind?““ fragte er im liebreichen Tone.

„„Seit die Leute meinen Vater und meine Mutter auf den Kirchhof getragen, hatte ich nichts mehr zu essen, und ich schämte mich zu betteln; aber — der Laternen-Anzünder sagte mir, als er mich auf der Straße erblickte: im Dome würde ich von den Bischöfen Brod bekommen!“‘

„„Der Mann hat die Wahrheit gesprochen!““ entgegnete mitleidsvoll der Kirchenfürst; „„denn ich bin der Bischof, und will dir Brod geben, so viel du essen kannst!““

Rosa kreuzte in dankbarer Freude die Hände auf der Brust. Der Erzbischof aber befahl dem Sakristan, sie in seinen Palast zu führen. — Nachdem sie sich an Speise und Trank gelabt, fragte der Erzbischof sie über das nächtliche Ereigniß aus. Rosa erzählte Alles genau, schilderte, wie sie nach den Bischöfen gesucht, wie dann die beiden Männer gekommen und wie sie endlich unter einem Angstrufe entflohen seien.

Der Erzbischof forschte nun nach den Dieben, und mit Hilfe der Laterne, der Leiter und einer Mütze, die sich innerhalb des Domes unter dem durchbrochenen Fenster fand, hatte er ihre Spur bald entdeckt. Sie gestanden ihre Schuld und sagten aus: das Mädchen sei ihnen vorgekommen wie dem Boden der Kirche entstiegen, wie der Schutzgeist der Schatzkammer, darum habe sie so schreckliche Furcht ergriffen.

„„Wahrlich,““ sprach der Erzbischof, „„sie war in der That der Schutzgeist der Schatzkammer, und Gott hat sich ihrer bedient, um Alles so wundersam zu fügen! Seien wir dem Herrn dafür dankbar! Ihr Vertrauen auf die Hilfe der Bischöfe soll nicht zu Schanden werden! Ich, als der Nachfolger derjenigen Bischöfe, die in der Kapelle unter ihren Marmor-Denkmälern ruhen, will sie als Pflegling derselben erkennen; sie soll bei mir wohnen, damit sie geistig und leiblich gedeihe und mir beständig ein Zuruf sei: daß Gott durch die Hand der Kinder große Thaten vollbringe!““ —

4.

Höllische Verleumdung und himmlische Verklärung.

(Aus: Die Burgen der österreichischen Monarchie. Wien, 1840.)

Hildegard, auch Agatha genannt, von den Herzogen von Bayern abstammend, und vermählt mit Paul, dem Grafen von Cilly und Markgrafen in Kärnthen, lebte in sehr glücklicher Ehe und bewohnte mit ihrem Gemahle das an der Donau, auf dem schroffen Felsen der Scrabin erbaute Schloß Proßnitza.

Während einstens der Graf längere Zeit von seinem Schlosse abwesend war, suchte dessen Bruder die eben so fromme als anmuthige Hildegard zum Ehebruche zu verleiten, und vergaß sich so weit, ihr den entsetzlichen Antrag zu stellen. Vergebens wandte er die schnödesten Mittel an, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Allein seine Bemühungen scheiterten alle an der unerschütterlichen Treue der tugendhaften Gattin, die, nachdem sie ihm sein sträfliches Beginnen streng verwiesen hatte, der Zurückkunft ihres Gatten sehnlichst entgegenharrend, sich mit ihrer treuen Dienerin Dorothea einschloß und mit erhöhtem Eifer ihren gewohnten Andachtsübungen oblag.

Des Wüstlings verschmähte Liebe verwandelte sich nun in Rache; und theils um diese zu befriedigen, theils um der verdienten Strafe zu entgehen, beschloß er: — Hildegarden bei ihrem Gemahle desselben Verbrechens anzuklagen, das er in seiner Gottlosigkeit vollbringen wollte. — Eine Magd, Luppa genannt, ließ sich von ihm verleiten, wider ihre Gebieterin, welche sie wegen einer von ihr vermeintlich erlittenen Beleidigung haßte, falsch zu zeugen; und nachdem er sie umständlich unterrichtet hatte, auf welche Weise sie ihre Anschuldigung vorbringen sollte, entfernte er sich.

Bald darauf kam der Graf Paul zurück. — Den Gewohnheiten seiner Zeit gemäß erzogen, verstand er nichts, als Rosse zu bändigen, Speere zu werfen und gewaltig sein gutes Schwert zu führen. Sanftere Beschäftigungen galten damals für Feigherzigkeit. Für mildere Sitten hatten höchstens die Frauen einen Sinn. Bei den Männern wechselten Kampfspiele und ritterliche Uebungen mit den Vergnügungen der Jagd.

Bald zog nun auch der Graf Paul mit seinen Knappen

und Reisigen aus, um einen unruhigen Nachbar zu befehden, oder die Grenzen von den einbrechenden Räuberhorden zu säubern; bald verfolgte er den edlen Hirschen, oder die kühne Gemse auf den Gebirgen. Er war als ein stets siegreicher Held bekannt, also weit und breit berühmt, aber auch weit und breit gefürchtet. Seine Gemüthsart glich indeß seinen rauhen Beschäftigungen und sein leicht aufbrausendes Wesen dem stürmischen Gießbach in seinen Wäldern. — Die Sonne ging eben auf, und ihre erste Strahlen vergoldeten die Kuppen der Julischen Alpen, als er, nach dem Wiedersehen seiner geliebten Gemahlin sich sehnte. Das erste menschliche Wesen, das ihm begegnete, war die teuflische Magd Luppa, die gerade die Kühe molk. Und als er sie fragte: „wie es der Gebieterin ergehe?“ säumte sie nicht, den giftigen Samen des Argwohns durch keckstes Lügen in sein Herz zu streuen. Sie hatte ihre Rede schlau eingerichtet, und ließ sich ihr für den Grafen so furchtbares Geheimniß nach und nach, wie mit Gewalt, entreißen. Als sie sah, daß ob ihrer Mittheilungen die Wuth des Grafen schon den höchsten Grad erreichte, schwur sie: „„daß sie auf der Stelle zu Stein werden solle, wenn sie nicht die Wahrheit geredet habe.““

Der Graf stürzte fort. — Seiner Sinne nicht mehr mächtig, beschloß er, ohne auch nur an eine gerechte Untersuchung zu denken, den Verrath an seiner Liebe und Treue ungesäumt zu rächen. — Im Schlosse angelangt, fand er das Gemach, in welchem seine Gemahlin sich aufzuhalten pflegte, verschlossen, denn die fromme Frau verrichtete eben mit Dorothea gemeinschaftlich ihre Morgenandacht. Da die Thüre nicht augenblicklich geöffnet wurde, wuchs sein Verdacht noch mehr; er sprengte sie mit Gewalt ein, riß seine Gattin auf den Boden nieder und mißhandelte sie in seiner Wuth in schauderhafter Weise. Er hörte nicht auf Dorothea's feierlichste Verheißungen: „daß seine Gemahlin Hildegarde rein, unbefleckt, als eine Heilige, dastehe!“ Ihn rührte auch nicht die zu seinen Füßen um Gerechtigkeit und Schonung flehende Unschuld. Er stürzte zuerst Hildegarden, dann auch Dorothea durch das Fenster von dem Gipfel der Felsen, auf welchen das Schloß stand, in den Abgrund hinab. — Und siehe! — da erschienen drei wunderbare Knaben, schwebend auf goldenen Fittigen, welche, himmlische Lieder singend,

die beiden Frauen in ihrem Sturze auffingen und sie zwischen gäh=abhängenden Klippen unversehrt niederließen.

Wie erstaunte der Graf, als er von dem Fenster herunter schaute, und dort, wo er blutbefleckte Felsenrisse und zer=schmetterte Leiber zu finden glaubte, seine Gattin Hildegarde und ihre Dienerin Dorothea unbeschädigt erblickte.

Er schickte alsbald nach der Magd Luppa, deren trügerische Worte ihn zur übereilten That hingerissen, und ein neues Wunder vermehrte sein Erstaunen. Man fand sie dort, wo sie die meineidigen Worte sprach, nebst der Kuh, der Milch, dem Melkkübel und Stuhle — in Stein ver=wandelt. —

In dieser Strafe den Finger Gottes erkennend, sann der tieferschütterte Graf auf Mittel, die beiden Frauen von ihrem gefährlichen und unzugänglichen Sitze zurückzubringen, als er sie, umflossen von einem überirdischen Glanze, unter dem Gesange von Hymnen und Psalmen, durch die Lüfte schweben, und ihre Richtung am jenseitigen Ufer der Donau gegen Stain hin nehmen sah. —

Dieser Glanz raubte ihm das Augenlicht, das er jedoch, nachdem er durch sieben Jahre in dem demüthigen Kleide eines Büßenden in der Welt umher irrte, und das Grab der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus zu Rom, des heiligen Apostels Jakobus zu Compostella, und jenes unsers göttlichen Heilandes im Gelobten Lande besucht hatte, bei seiner Zurückkunft durch das Auflegen der Hände seiner Gattin wieder erhielt. — Er stiftete dann die Kirche zu Möhling, in welcher er auch, nachdem er seinen Lebenslauf fromm und bußfertig beschlossen, beerdigt wurde. —

Hildegarde überlebte ihren Gemahl um mehrere Jahre. — Seit jenem Tage, an welchem sie von der göttlichen Vorsehung so wunderbar erhalten wurde, widmete sie ihr Leben aus=schließlich guten Werken. Was sie besaß, galt ihr als das „Eigenthum der Armen.“ Mit eigener Hand wusch und reinigte sie, erfüllt von der Barmherzigkeit Jesu Christi, die Dürftigen, bekleidete und speisete sie, und entließ sie reichlich beschenkt. — Sie stiftete auch die Kirche zu Stain. — Da=mit aber ihr frommes Werk nicht so vergänglich sei, wie ihre irdische Hülle, erbaute sie ein Hospital, und errichtete aus ihrem Vermögen eine Stiftung, vermöge welcher jährlich am

5. Februar, als dem Tage der heiligen Agatha, die ganze Schaar der Armen, die sich zu Stain versammeln würde, mit Speise und Trank erquickt, und auch Brod, andere Lebensmittel und Geld unter sie vertheilt werden sollte. —

Sie entschlief, mit den heiligen Sakramenten versehen, sanft in dem Herrn — am 5. Februar des Jahres 1024 um drei Uhr Nachmittags, und man bereitete ihr in der Kirche zu Stain das Grab. — Am Sterbetage dieser ehrwürdigen Dulderin war ihr Haus mit einem wundersamen Lichte umstrahlt, und die Luft mit den lieblichsten Wohlgerüchen erfüllt.

An jener Stätte aber, wo die Felsen ihre schroffzackige Natur abgelegt, und Hildegarde in ihrem Schoose Rettung finden ließen, sproßten aus nacktem Gesteine freiwillig Lilien und Rosen, wie gepflanzt von der Hand des Gärtners. — Oft sah man seitdem am Vorabend des Sanct-Agatha-Festes, der zugleich der Tag der jährlichen Gabenspende an die Armen war, eine anmuthige Frau im blendend weißen Kleide durch das Haus schreiten, und die für die Feier des kommenden Tages bereiteten Vorräthe untersuchen und mit dem Kreuzeszeichen segnen, die dann jedesmal von einer ganz besonderen Ausgiebigkeit begleitet gewesen. —

Am 2. März des Jahres 1605 erfolgte auch ihre kirchliche Verherrlichung. — An besagtem Tage wurden nämlich ihre Gebeine auf ausdrückliches Verlangen des Erzherzogs von Oesterreich, des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., und seiner durchlauchtigsten Mutter, im Einverständnisse mit dem Patriarchen von Aquileja, durch die zur Vollziehung dieser Feierlichkeit bestimmten Gesandten, die Bischöfe von Triest und Gurk, in Gegenwart der angesehensten Geistlichkeit des Landes, aus der Gruft erhoben und an einen Seitenaltar gebracht, wo sie seitdem öffentlich verehrt wurden. —

Auch die im Kuh-Melken versteinte Magd Luppa gewahrt man noch bei den Ruinen des Schlosses Proßnitza, und das Volk nennt sie mit Abscheu: „die steinerne Melk in Kärnthen.“ —

5.

Die blinde Schwedin.

(Aus: Edmund, Schilderungen aus dem römischen Leben von A. Bresciani.)

Im Spitale San Giovanni zu Rom lag ein frommes aber armes Mädchen, des Namens Nunziatina; es war abermals von einer Halsentzündung befallen, und ihre Genesung wollte nicht eintreten; auch das Fieber wich nicht, das in ihren Adern brannte; und wiewohl gewöhnlich die acuten Halsübel durch Aderlässe in kurzer Zeit beseitigt werden, hatte ihre Entzündung einen sehr langsamen Verlauf und schien nicht heilen zu wollen; die Kranke wurde mit kühlendem Syrup behandelt; trotzdem aber durfte sie einige Stunden des Tages sich erheben, sie schritt den Krankensaal auf und ab, strickte ein wenig zu ihrer Unterhaltung und leistete den Schwestern verschiedene kleine Dienste, welche sie — ihres guten Charakters und ihrer besonderen Frömmigkeit wegen — aufrichtig liebten. Sie war so zu sagen die Unter-Sacristanin des Krankenhauses geworden, sie putzte und hielt die Leuchter des Altars glänzend, sie staubte mit dem Federwisch die künstlichen Blumensträuße ab, sie bürstete den Teppich aus; und wenn die Kreuzbrüder, nämlich die Beichtväter des Spitals, den Sterbenden die Gebete für die Augenblicke der Todesnoth vorlasen, hielt sie — bis zu deren Verscheiden — die angezündete geweihte Kerze.

Ihr größtes Werk der Nächstenliebe übte sie jedoch gegen eine Kranke, die eine Bett-Nachbarin von ihr war, und welche entsetzlich an der Gliederkrankheit litt, die alle ihre Gelenke erfaßt hatte, so daß sie keinen Finger rühren konnte. Ueberdieß war die Arme erblindet; so lag sie dann regungslos da und jammerte fort und fort, da ihre Schmerzen ein wahres Martyrium verursachten. So lange Nunziatina selbst das Bett hütete, tröstete sie dieselbe mit Worten, und indem sie sich mühsam hinüberbeugte, gab sie ihr zu trinken, so gut sie konnte; doch als sie begann, sich ein wenig zu erheben, stand sie fast immer bei ihr, um ihr die Kissen zu richten, ihr Leintuch zu glätten und ihre Decke zu ordnen, wenn selbige auf die Seite hinabsank; kam die Stunde des Essens,

so legte sie ihr eine Serviette unter das Kinn und reichte ihr mit schwerlichster Liebe die Brodsuppe. Sie wischte ihr den Mund ab und hielt ihr die linke Hand bei jedem Löffel voll unter den Kopf, um sie ein wenig aufzuheben, damit die Suppe besser von ihr konnte hinuntergeschluckt werden.

Als dann Nunziatina sah, daß es bei der Blinden etwas besser gehe, hielt sie sich stets bei ihrem Bette auf, und es ist gar nicht zu schildern, wie viele Liebkosungen sie derselben widmete. Sie fing an, mit lauem Wasser die Hände zu waschen und schnitt ihre Nägel, die übermässig lang geworden waren, und mit denen die Blinde, weil sie gar nichts sah, sich sehr oft zerkratzte; indem sie dann das Ende des Handtuches in's Wasser tauchte, wusch sie ihr das Gesicht, und auch sehr oft mit Rosenwasser die stets nässenden Augen; dieß Alles verschaffte der Blinden unaussprechliche Erleichterung; ihr Dank wollte gar nicht enden, und sie sagte: „Nunziatina sei ein Engel Gottes, den er ihr zu ihrem Troste vom Himmel gesandt habe."

Als diese Kranke nach und nach dahin gelangte, sich um ein Geringes im Bette erheben zu können, sah man an ihr in steter Umwechselung feine Nachtjacken, mit Spitzen besetzte Häubchen und Hemden von flandrischer Leinwand; über ihre Schultern warf sie dann kleine Seidentücher, und über ihnen trug sie einen großen Schawl aus persischer Wolle, worin in anmuthigen Farben große Blumen hineingewoben waren. Alle Kranken schauten sie mit Verwunderung an und meinten: „Diese muß wohl irgend eine vornehme Dame sein, die in's Elend gerathen ist; und da sie ganz nach der Art der Fremden spricht, wer weiß, aus welchem Lande sie nach Rom gekommen ist, und durch welches schwere Unglück sie einer solchen Noth verfiel, daß sie, gleich uns — den armen Frauen aus dem Volke — die Barmherzigkeit und Hilfe des Spitals beanspruchen mußte?" — Und indem sie so sprachen und seither auch bemerkt hatten, wie fromm sie ist und mit welch' großer Geduld und kindlicher Gottergebenheit sie all ihr Weh' und Pein ertrug, hatten sie eine hohe Achtung vor ihr. —

Eines Tages nun, während Nunziatina wieder mit einem in das Rosenwasser getauchten Tuch ihre Augen auswusch, und ihr dieselbe so herzlich dafür dankte, konnte sie sich nicht enthalten,

endlich die Kranke nach ihrem Namen zu fragen, um dann etwa etwas Näheres über ihre Lebens-Geschicke zu erfahren.

„Wie heißen sie denn eigentlich, meine Liebe?“

„„Mein Name ist Brigitte, „„erwiederte sie;““ doch man nennt mich Ida, so wie man bei Euch verkürzt Nanna für Giovanna und Nina für Caterina sagt.““

„Verzeihen Sie mir, Ida, wenn ich neugierig bin! — Sie sind jedoch keine Römerin, indem Sie nicht nach unsrer Art reden?“

„„Nein, meine süße Schwester, ich habe nicht den Ruhm, eine Römerin zu sein, obgleich ich schon lange in Rom verweile; ich bin eine Schwedin und aus Stockholm gebürtig!““

„O welch ein Name! Man braucht eine extra dazu gemachte Zunge, um ihn aussprechen zu können; und liegt diese ihre Stadt mehr diesseits oder jenseits von Montefiascone, wo ich Verwandte habe, und wo ein so guter Wein wächst?“

„„Sie ist über zweitausend italienische Meilen von hier entfernt, und es ist eine der dem Pole zunächst gelegenen Städte des nördlichen Europa.““

„Mein Gott! zweitausend Meilen! Ach, wie glücklich sind Sie, daß Sie eine so weite Reise auszuführen vermochten! Aber dort oben muß es doch sehr kalt sein? Und dann sagte man mir, so fern, in jenen nördlichen Ländern gäbe es keine Christen mehr?“

„„Sie sind Christen; doch — zu ihrem größten Unglücke — sind sie keine Katholiken.““

„Und Sie also, meine Ida, Sie sind auch keine Katholikin? Und doch sind Sie sie gut, und Sie beten so andächtig die Gebete mit den Schwestern, und auch allein beten Sie immer!“

Da streckte die gute Ida die Hand aus, und indem sie umher tastete, fand sie das Gesicht Nunziatina's, und sie begann es zu streicheln und sagte heiter:

„„Meine gesegnete Tochter, wie ist es möglich, kein Katholik zu sein, wenn sich unter euch Römern so edle Seelen finden, wie die deine ist, und wenn man die Früchte solcher Tugenden, solcher Gottes- und Nächstenliebe sieht? Wäre ich nicht bereits, Gott sei Dank! Katholikin, ich würde es

augenblicklich werden, seit ich bei dir bin, so jung du auch bist, und ich ein solches Mitleid für eine fremde Frau sah, von welcher du weder den Namen noch des Vaterland kanntest; und doch nahmst du dich mit solcher Liebe und Sorgfalt, um mich an, als ob du meine Tochter wärest, und du standest mir bei und gabst mir mit zarter Aufmerksamkeit zu essen, indem du dich so selbst belästigtest und dich jenes kleinen Genusses beraubtest, den die Kranke empfindet, wenn sie mit dem Nebenliegenden plaudert und sich unterhält. Solche Handlungen können nur aus einem Herzen kommen, das von der Nächstenliebe unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi erfüllt ist, die allein in jenen Gliedern Wurzel fassen kann, die von dem göttlichen Haupte, das die beseelenden Geister aller auserwählten Tugenden in sie überträgt, belebt sind. Außerhalb der katholischen Kirche giebt es nur dürre und unfruchtbare Zweige, weil sie von dem wahren Rebstock abgerissen sind, an dem die Früchte des ewigen Lebens keimen. Ich will dir nicht läugnen, daß man auch bei den Irrgläubigen die moralischen Tugenden der Mässigkeit, der Billigkeit und des Mitleids findet, ja zuweilen in höherem Grade als bei den Katholiken. Da jedoch jene Tugenden von der Gnade des heiligen Geistes nicht belebt sind, so erheben sie sich nicht über die Grenzen des Natürlichen, nicht mehr und nicht minder wie die Tugenden, welche die Heiden auch üben, die aber kein Bewußtsein von Gott haben; die Katholiken dagegen, welche mit, durch und für den Gottmenschen Jesus Christus wirken, heiligen in Ihm ihre Handlungen, indem sie dieselben mit der Nächstenliebe durchtränken, und sie in himmlische verwandeln!""

„Sie sprechen ja wie die Geistlichen, meine Ida! doch ich thue das gar so Wenige, was ich für Sie thue, nicht allein aus Liebe zu Jesus, sondern zugleich auch aus Liebe zur heiligen Muttergottes; denn meine Mutter sagte zu mir: „„jedes Gute solle aus Liebe zu Jesus und Maria geschehen, die es uns lohnen werden!"" und von Kindheit auf gehorchte ich so, um Jesus und Maria wohlzugefallen; und wenn ich tagüber irgend etwas Unrechtes gedacht, geredet oder gesprochen, oder sonst eine Pflicht zu üben versäumt habe, so bat ich sie vor dem Schlafengehen um Vergebung."

„„Du siehst, daß Dasjenige, was ich gesagt, wahr ist;

denn die guten Katholiken wirken, selbst ohne daran zu denken, mittelst der Kraft der Gnade — schon durch die heilige Gewohnheit von ihrer Kindheit her — Gutes.""

Bei diesen Worten rieb sich Ida mit dem Rücken der Hand leis' ihre Augen und fragte Nunziatina: ""ob Jemand in ihrer Nähe sei?"" — Das junge Mädchen antwortete mit: „Nein!" denn die Schwestern befanden sich in der Geräthkammer, und die dienstthuende Krankenwärterin legte im Hintergrund des Saales einer Kranken das Zugpflaster an. Da ergriff Ida tastend die Hand Nunziatina's und sagte zu ihr:

""Wisse, Freundin meines Herzens! daß ich aus einer adeligen Familie Schwedens stamme; auch ward ich meinem Stande gemäß fein und vornehm erzogen.""

„Ich vermuthete und behauptete es," rief Nunziatina, „sowohl der Aufseherin als den Kranken gegenüber: Sie wären eine Edelfrau. Sehen Sie, daß ich Recht hatte?"

""Höre mich weiter," fuhr Ida fort, ""und lerne von meinen Fehlern, wie sich Mädchen, die der christlichen Klugheit folgen, bei ihren Neigungen benehmen sollen! — Ich war kaum achtzehn Jahre alt, und nach der Aussage der Leute wurde ich für hübsch und anmuthig erachtet. Meine Eltern und Freundinen nannten mich nur die „schöne Ida." Leider! ward ich nur zu eitel auf meine Schönheit, weil meine Dienerinnen mir stets mehr und mehr schmeichelten und den Hochmuth dadurch einpflanzten. Meine Eltern lebten auf großem Fuße und waren bei Hof angestellt; oft kamen daher schwedische und fremde adelige Herren zu unsern Abendunterhaltungen, wo es Musik und Tanzfreuden gab. Bei einem dieser Bälle ward meiner Mutter ein junger, sehr schöner und fein gekleideter Cavalier vorgestellt, dessen Brust mit Ehrenzeichen bedeckt war; man nannte ihn Graf Kalitva. Um meine Mutter zu ehren, bat er sie, mit mir tanzen zu dürfen; und an jenem Abend tanzte er mit mir drei Mal, und zwar zum großen Verdruße der Mädchen meiner Bekanntschaft.

Dieser junge Mann machte einen großen Aufwand an Pferden und prachtvollen Schlitten, seiner Diener Livreen schillerten im Glanze des Silbers und er gab Gesellschaften und Jagden, so daß Alle ihn für überraus reich hielten. Seine Manieren erwiesen sich als höchst nobel; er sang und

musizirte meisterhaft, und Alle liebten und ehrten ihn. Er begann unser Haus sehr oft zu besuchen, und ich huldigte ihm und heftete meine Gedanken und Neigungen so an ihn, daß ich weder Ruhe noch Frieden mehr hatte, wenn ich ihn nicht sehen konnte. Er selbst kam auch mir entgegen und ließ sogar eines Abends ein Billetchen zwischen meine Finger gleiten; — denken Sie sich, wie mein Herz pochte! Dieß war der Anfang von all meinem Weh! denn wäre ich ein gottesfürchtiges Mädchen gewesen, so hätte ich das Billet entweder nicht annehmen, oder, nachdem dies leider! geschehen war, es mit kindlichem Vertrauen meiner Mutter einhändigen sollen. Ich beging die Thorheit, zu schweigen und auf einen geheimen Austausch von Liebesbriefen mich einzulassen. Doch die verständigen und besorgten Mütter haben stets ein wachsames Auge auf die Töchter — ihres Wohles wegen — und geben Acht, daß sie keinen Fehltritt begehen; als daher meine Mutter bemerkte, daß ich mich Nachts sehr spät zur Ruhe begab, ertappte sie mich eines Abends, wo ich sie bereits im Bette wähnte, als ich eben dem Ratislaus (so nannte sich mein Geliebter) brieflich antwortete. — O meine Nunziatina, welche Schamröthe überflog mich in diesem Augenblicke! Ich hätte gewünscht, daß die Erde sich öffnete und mich verschlänge! Meine Mutter ergriff das Packet Briefe von Ratislaus, nahm das Billet, das ich bereits beendet hatte, und sagte zu mir:

Ida, begieb dich zu Bette!

Ohne ein weiteres Wort zu reden, zog sie sich in ihr Zimmer zurück. Ich war wie vom Blitz getroffen.

Am folgenden Morgen trat in der Frühe schon die Kammerfrau in mein Zimmer und sagte zu mir: Schnell, gnädiges Fräulein, der Vater erwartet Sie in seinem Arbeitszimmer!

O! — sagte ich, während ich erwachte — mein Vater?

Und alsbald umfaßten meine Gedanken das Ereigniß vom vorherigen Abend; ich fing daher am ganzen Leibe zu zittern an und hatte nicht mehr die Kraft, allein aufzustehen. Die Kammerfrau half mich ankleiden und als wir zum Oberkleide kamen, brachte sie mir ein schweres, grauseidenes Kleid.

Aber das ist ja ein Reisekleid!? sagte ich zu ihr.

Ziehen Sie es nur an! — erwiederte sie; und während

ich es vorne zuknöpfte, zog sie aus dem Schranke meinen Marderpelz. Ich ging zu meinem Vater hinunter, todtenbleich, und meine Kniee schwankten. Der Vater wünschte mir nicht guten Morgen, noch küßte er mich — wie sonst — auf meine Stirne, worüber ich ganz bestürzt war, und meine Augen nicht aufzuschlagen mir getraute.

Komm' mit mir! sagte er strengen Tones zu mir; und ohne die Mutter, noch den Bruder begrüßen zu können, stieg ich mit ihm die Treppe hinunter; unten erwartete uns der Wagen. Mit uns stieg auch die Kammerfrau ein, und wir fuhren nach Upsala, wo der Vater am Meeresufer eine hübsche Sommervilla besaß. Während der ganzen Fahrt wurde kein Wort gesprochen, und als wir bei der Villa angekommen und ausgestiegen waren, stand bereits das Frühstück da, welches die Diener bereitet hatten, indem der Vater dieselben noch in der Nacht dahin geschickt.

Während die Gerichte auf dem Tische standen und die Bedienten sich entfernten, um den Caffee zu besorgen, drückte jenes Schweigen mit Bleigewicht auf meine Seele, und ich glaubte sterben zu müssen; plötzlich schlage ich die Augen zum Antlitz meines Vaters auf, der mich überaus zärtlich liebte, und als ich seine so finstere Miene sah, brach ich in das heftigste Schluchzen aus; der Vater war bewegt, und mir schien, als stehe auch ihm eine Thräne im Auge, die er mit Gewalt zurückdränge. Nachdem wir den Caffee getrunken und die Diener sich zurückgezogen hatten, rief der Vater meiner Kammerjungfrau Hedwig, und indem er sich zu mir wandte, sagte er:

Dieses Schloß und dieser Park, der es umgibt, sind die Grenzen, die Ihr nicht überschreiten werdet. Hedwig, Sie haben mich verstanden? Und wenn Ihr den Park betreten möget, werdet ihr nie allein sein, sondern Canut, der alte Jagdhüter, wird euch begleiten.

Mit diesen Worten erhob er sich, um sich hinab zum Wagen zu begeben. Ich wollte mich zu seinen Füßen werfen, seine Kniee umschlingen und rufen:

Ach, mein Vater, verzeihen Sie mir!

Es war aber nicht möglich; — wie erstarrt saß ich da und ließ ihn gehen, ohne daß ich den Mund öffnen konnte.

Mein Vater kehrte nach Stockholm zurück und forschte

über Ratislaus nach; Niemand konnte ihm sagen, wer er wäre, woher er kam, wer seine Familie sei, welche Verwandtschaft er habe, weshalb er nach Schweden gekommen sei? Er stand mit den Großen auf vertrautem Fuße, lebte flott und prunkvoll und spielte in den öffentlichen Spielclubs überaus hoch, wobei er gewöhnlich bedeutende Summen gewann. Irgend ein Gesandter flüsterte meinem Vater in's Ohr: er sei Eines der Häupter des deutschen Illuminismus und werbe für diese Sekte; Andere behaupteten, er sei ein berühmter preußischer Flüchtling und wegen gar schwerer Staatsverbrechen zum Tode verurtheilt. — Alle diese Dinge befestigten den Entschluß meines Vaters, sich entschieden einer Heirath zwischen ihm und mir zu widersetzen.

Ich lebte in Upsala in tiefer Schwermuth dahin, und mich ergötzte nichts mehr, weder das Clavierspielen, noch das Zeichnen, wofür ich vorher leidenschaftlich eingenommen war, und ich malte Landschaften schöner und anmuthiger, als vielleicht jedes andere adelige Fräulein Stockholm's; dagegen las ich jetzt leidenschaftlich gern Romane, die ich in dem Zimmer meiner Mutter gefunden, und welche das Feuer meiner Neigungen nur noch mehr entflammten und meine Einbildungskraft mehr und mehr erhitzten. — Wenn die Mütter wüßten, wie diese verführerischen, in die Hände ihrer Töchter fallenden Bücher den Geist und das Herz derselben verderben, so hätten sie, glaub' es mir, Nunziatina, nicht so viele gefallene Seelen, die vor der Lesung solch giftiger Bücher noch rein und unschuldig gewesen, nicht so viele unheilvolle Entschlüsse, nicht so viel Schande und allerbitterstes Leid in ihren Familien zu beweinen, die ohne jene verderbenbringenden Romane geehrt und glücklich sein würden! —

Jeden Morgen kam auf die Wiese, welche das Schloß umgab, eine Hirtin von fünfzehn bis sechzehn Jahren und führte fünf Schafe zur Weide mit sich; ich fand Wohlgefallen an ihr; und da sie arm war, gab ich ihr manches Stück Butterbrod von meinem Frühstücke. — Ein Monat floß bereits dahin, seit ich in dieser Einsamkeit lebte; da zog eines Morgens die kleine Hirtin in dem Augenblicke, in welchem ich ihr das Brod gab, aus ihrer Tasche ein Briefchen hervor, das sie mir überreichte. Ich fühlte mein Herz so heftig pochen, daß es mir fast den Athem benahm; und als ich mich über ein

Kleines wieder erholt, fragte ich sie: wer es ihr gegeben hätte? Sie erwiederte: ein junger Herr, dem sie außerhalb des Parks begegnete. Dies war kein Anderer, als nur — Ratislaus, der mit wenigen, aber glühenden Worten mich einlud: meinen Verbannungsort zu fliehen und bei ihm mein Glück zu finden. — Ach, Nunziatina, wie lassen sich nicht manchmal unkluge Mädchen von gewissen verführerischen Worten, die ihr Herz entzünden, hinreißen und bewältigen! Jene Phrasen von Gattin — glücklich — und — ich werde dich ewig lieben! — verdrehen ihr Gehirn und stürzen sie in den Abgrund des Verderbens! —

Ich fragte die junge Hirtin: ob jener Herr auf Antwort warte? und sie entgegnete mit: Ja! — Ich eilte auf mein Zimmer und schrieb mit Bleistift: Ich komme; sage mir, wie und wann? — Das Mädchen überbrachte ihm rasch diese Antwort, und Ratislaus erwiederte ihr, indem er ihr ein kleines Trinkgeld schenkte: sie solle ihn morgen um die nämliche Stunde daselbst erwarten. — Ich brachte jenen Tag und jene Nacht in einer unsagbaren Herzensaufregung zu, indem ich äußerlich Ruhe heuchelte, weil meine Kammerjungfrau stets in meiner Nähe blieb. Als der Morgen angebrochen, wartete ich auf der Altane, indem ich that, als läse ich aufmerksam, während die Kammerfrau das Zimmer ordnete; kaum vernahm ich jedoch das Pfeifen des Hirtenmädchens, das sich mit seinen fünf Schafen zeigte, da eilte ich hinunter, gab ihr das Brod und erhielt den Brief.

Diese Zeilen waren — mein Todesurtheil! — In diesen Zeilen beschrieb mir Ratislaus die Art, wie ich zum Meeresstrande hinabsteigen solle, er selbst werde am Ufer unten in einem Kahne mit zwölf Rudern warten; ein Dampfschiff stehe bereit, nach Hamburg abzusegeln; dort würden wir uns alsogleich verheirathen. Das Packet, welches er mir durch die Hirtin übersandte, enthielt eine seidene Strickleiter, um sie an meinem Fenster zu befestigen und ohne Gefahr mit derselben mich herabzulassen; er selbst habe eine zweite, sehr lange bereit, welche von der Höhe des Felsens, der in das Meer hinausging, mich in den Nachen hinuntergeleiten werde. Muth — lebe wohl!

Ich hatte mein Zimmer im Halbgeschoß unter den Gemächern meiner Mutter und über den Sälen des Erdge-

schosses und darum war die Höhe nicht übermäßig. Meine Kammerjungfrau schlief in einem Stübchen jenseits meines Ankleidezimmers. Als ich mich nach dem Abendessen zurückzog, ließ ich mich von ihr auskleiden und ging dann zu Bette; doch kaum hatte ich vernommen, daß sie selbst sich niedergelegt habe, so stand ich leise wieder auf und zog mich ebenso im Dunkeln an, um die Mitternacht zu erwarten. — An jenem Tage hatte ich genau nach den beiden Reibern gesehen, welche die offenen Fenster an die Mauer klammern, damit der Wind sie nicht zuschlagen kann, und ich sah, daß sie vollkommen in Ordnung geblieben. Und gleichfalls suchte ich vorsichtig die Thüre zum Ankleidezimmer zu verriegeln.

Obwohl der Thurm von Upsala unserm Landhause ziemlich fern stand, so hörte man in der Stille der Nacht doch deutlich Mitternacht schlagen. Ich befestigte die Haken der Strickleiter am Rande des Fensters und ließ dann die Strickleiter hinunter sich ausdehnen; die See war ruhig und man fühlte nicht den leisesten Lufthauch über die ruhigen und glatten Fluthen des kleinen, unter dem Schlosse liegenden Golfes hinziehen; da — seh' ich plötzlich bei'm Schimmern der Sterne den Kahn von Ratislaus um das Vorgebirge herumrudern. Furchtlos steige ich die Strickleiter hinunter und in Einem Augenblicke steh' ich auf der Erde. Ein Ruderer richtet am Felsen des Gestades eine Stange in die Höhe, ein Junge klettert leicht daran hinauf und — oben angelangt — späht er nach einem starken Halt, um die Strickleiter daran zu befestigen. Als dies geschehen war, stieg Ratislaus an ihr empor, küßte mir die Hand und half mir mitten unter die Matrosen in das Boot hinuntersteigen. Indessen zog der Junge die Stange hinauf, stützte sie an das Vorbrett meines Fensters, und wie ein Einhörnchen war er im Nu oben; er machte die Haken der Leiter los und blitzesschnell war er mit der seidenen Strickleiter unten. Auch Ratislaus befand sich wieder in der Barke; der Junge löste nun auch diese Leiter, ließ die Stange vom Felsen zum Boot hinab und glitt rasch an derselben herunter; auf diese Weise blieb kein Anzeichen zurück, daß ich durch das Fenster entflohen sei.""

„O Gott!" rief Nunziatina, „welche Gefahren, wenn man den rechten Weg verläßt! Sie hätten bei diesem Wagestück auch den Hals brechen können!"

„„Meine Freundin! — ich brach meine Ehre und verlor den Frieden auf immer, denn von da ab zerfleischten Gewissensbisse meine Seele! — Ach, eh' man den Schritt zur Missethat hebt, malt der böse Geist, der uralte und immer neue Versucher, in Rosenfarben das sündhafte Unternehmen und zeigt auch Alles in einem gar heiteren Lichte; kaum jedoch ist dieser unselige Schritt geschehen, dann verblassen die anmuthigst schillernden Farben und erlischt das wonnige Licht, und Nacht, Entsetzen und Todesschrecken bleiben an ihrer Statt zurück!

Unter tausend Aengsten, die Kriegsschiffe, welche der König von Schweden ungesäumt, nach dem Bekanntwerden unserer Flucht, nach uns auslaufen ließ, möchten uns erreichen, langten wir endlich in Hamburg an, wo ein lutherischer Prediger mich ehelich mit Ratislaus verband, den ich für einen schismatischen Griechen hielt. Zuerst glaubte ich — er liebe mich von Herzen, indem er mich über den Verlust der Eltern, der Freundinnen und des Vaterlandes tröstete. Doch da er sich in den hanseatischen Städten nicht für sicher hielt, bestieg er ein englisches Schiff mit mir, und wir landeten zu Edinburg in Schottland, wo er sich in der Canongate-Straße eine Wohnung miethete. — Es waren keine zwei Monate seit unserer Ankunft in Edinburg vergangen, und bereits erschienen hohe Personen in unserm Hause; man hielt geheime Versammlungen, man blieb bis in die tiefe Nacht in den abgelegensten Gemächern eingeschlossen, von wo sie sich — Einer um den Andern — schweigend und ohne Begleitung von Dienern entfernten; ihre Wagen mußten in weiter Entfernung und in ganz anderen Straßen auf sie warten.

Ich verbrachte meine Tage und meine Nächte trostlos und von Gewissensqualen gepeinigt; stets dachte ich an meinen Vater, der mich so zärtlich liebte, an meine Mutter, die so besorgt um mich gewesen war, an meinen Bruder, der seine Freude an mir hatte, an den Kummer, die Thränen, die Verzweiflung derselben und an meine Schande; und jetzt sah ich mich allein, ohne Bekannte, und ohne Frieden! —

Eines Abends nun kam nach Mitternacht Ratislaus aus einer jener geheimnißvollen Versammlungen; er trat in mein Zimmer, bleich und mit entstelltem Gesichte und sagte zu mir: Ida, nimm, was du kannst, von deinen und meinen Sachen und packe es zusammen!

Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ergriff er selbst unsere Koffer, stellte sie in mein Zimmer, ergriff seinen Hut und verließ das Haus. Nach zwei Stunden kam er mit vier Lastträgern zurück, half mir das Gepäck zusammenschnüren, hieß mich meine Mantille umwerfen und winkte mir, ihm zu folgen.

Ich zitterte an allen meinen Gliedern, und obwohl ich mich auf seinen Arm stützte, konnte ich kaum die Straße mich entlang schleppen, die zum Hafen führte. Daselbst angelangt, stiegen wir an Bord eines Dampfers, der bald darauf die Anker lichtete und in die hohe See stach. — Als ich am folgenden Morgen bald nach Anbruch des Tages sah, daß mein Gatte schlief, stieg ich, da ich die ganze Nacht kein Auge hatte schließen können, auf das Verdeck hinauf, um mich ein wenig an der kühlen Seeluft zu erholen, und ich setzte mich oben auf die Bank. Eine Viertelstunde nachher kamen zwei Reisende ebenfalls auf das Verdeck, und nachdem sie kurze Zeit auf- und abgeschritten waren, setzten auch sie sich nieder, und zwar unweit von mir; und in deutscher Mundart, die ich sehr gut verstehe, sagten nun diese zu einander:

Hast du gehört, Franz, was dieser Tage in Edinburg vorgefallen ist?

Nein, ich weiß nichts! erwiederte der Andere.

Ein junger, überaus reicher Lord wurde durch eine Tasse Thee vergiftet; er hatte sich in die Sekte der schottischen Illuminaten aufnehmen lassen, und es scheint: er habe deren Geheimnisse verrathen. Man sagt, er habe sehr oft gewisse geheime Versammlungen im Hause eines berühmten Hauptes des Illuminismus besucht, eines preußischen Abentheurers, der sich in Schweden für einen Grafen Kalitva ausgab und ein Mädchen aus einem dortigen hochadeligen Hause entführte. Als der junge Lord fühlte, daß er sterbe, soll er jenes entsetzliche Complott enthüllt haben.

Wie hast du dies Alles erfahren? fragte der Gefährte.

Ich befand mich gestern Abend im Hause des Hannoveranischen Consuls, dem es ein ihm befreundeter Polizeicommissär erzählte.

Denke dir, Nunziatina, welcher Schleier von meinen Augen fiel, welche schwarze Gedanken sich in meinem Geiste

umherwälzten! Ich blieb nicht augenblicklich todt, da Gott es nicht wollte.

Als wir im Hafen von Antwerpen ankamen, führte mich Ratislaus in einen guten Gasthof und sagte zu mir: ich solle mich zur Rast begeben, um von den Beschwerden der Ueberfahrt auszuruhen; er wolle indessen auf das Paß=Bureau gehen. Eh' ich mich zu Bette legte, ließ ich meinen Koffer in mein Zimmer bringen, um andere Kleider aus ihm zu nehmen; denn das andere Gepäck befand sich in einem Vorzimmerchen. Aus Müdigkeit schlief ich rasch ein und erwachte erst gegen Abend wieder. Ich stehe auf, rufe den Kellner und frage ihn: ob mein Gatte schon zurückgekehrt sei? Er antwortete mir mit Ja, kurz vor Mittag, und er hätte bereits das Gepäck anderswohin bringen lassen und sei nicht mehr zurückgekehrt. Ich erschrack gar sehr und wartete unter tausend Aengsten auf sein Wiederkommen. Es schlug die Stunde zum Abendessen, und man lud mich ein; in dem Gesellschaftssaale traf ich viele Reisende, aber meinen Gatten — sah ich nicht unter ihnen!

Kurz, ich wartete drei Tage lang auf ihn, der Gasthofbesitzer ließ auf der Polizei, bei den Consulaten, in der Post nach ihm fragen: Niemand vermochte Auskunft über ihn zu geben. — Als ich zum ersten Male meinen Koffer öffnete, fand ich zwei Rollen Gold darin, jede zu zweihundert Thalern, die mein Gatte in Edinburg hineingelegt hatte, und in einem Notizbuche, das ich unter die Wäsche gesteckt, befanden sich zwei Wechsel auf London, zahlbar nach Sicht, der eine lautete auf hundert, der andere auf fünfzig Pfund Sterling. — Was sollte ich thun? — Das Beste wäre gewesen, nach Hause zu eilen und mich meinem Vater und meiner Mutter zu Füßen zu werfen. Doch das Entsetzen vor der Schande hielt mich zurück, und ich entschloß mich, nach Paris zu gehen. Daselbst fuhr ich fort, in der Akademie das Landschafts=Malen zu studieren, und nach einem Jahr begab ich mich nach Florenz, wo ich in der Schule der Niederländer und der Italiener, welche die Gallerie der Medici schmücken, mich zu einer Landschafts=Malerin heranbildete, deren Arbeiten von den Fremden gesucht waren, so daß meine Kunst mich sehr ehrenhaft ernährte.

Du kannst dir denken, Nunziatina, daß ich Namen und

Stand verändert hatte. Nach etlichen in Florenz zugebrachten Jahren wollte ich die Schweiz besuchen, um jene wundersamen Fernsichten der Berge und Seen der kleinen Cantone, der Umgebungen von Genf, Lausanne, Bern und des Bodensee's zu zeichnen. — Im folgenden Jahre begab ich mich nach Rom, wo die Größe und die Pracht mit der Anmuth und der Eleganz wetteifert. Die Ansichten des Pincio allein — von der Engelsbrücke aus gesehen, mit dem Föhrenwald der Villa Medici, welche zwischen der französischen Akademie und der Trinita de' Monti, deren Krone bildet, lieferten mir Stoff zu vielen Bildern, eines hübscher als das andere, durch welche ich viel Geld verdiente, ohne von jener Einnahme zu sprechen, die ich aus den prachtvollen Scenen der Aricia, von Albano, des Nemorensees und der Hügel von Marino und Frascati zog, die mir von den Reisenden theuer bezahlt wurden.

Mein Atelier befand sich hoch oben in einem Palais und hatte schönes, helles Licht, das sanft und ruhig auf meine Leinwand fiel; ganze Tage verbrachte ich in demselben. — Neben meinem Atelier wohnte eine gute römische Familie, welche im Sommer ihre Thüren offen hielt; und da sah ich denn ein junges anmuthiges Mädchen beständig bei'm Nähen sitzen, und dazu sang sie mit süßer, lieblicher Stimme einige Strophen an die Madonna, die mich überaus rührten und meinen Geist zu himmlischen Gedanken entrückten. Manchmal sprach es mich im Vorübergehen an, und ich lud es in mein Atelier ein, um meine Bilder zu betrachten; gar bald ward ich daher mit Mutter und Tochter sehr vertraut, und letztere kam zuweilen mit ihrer Arbeit zu mir, um mir Gesellschaft zu leisten, während ich malte. Oft sprach sie mir von der Madonna mit solcher Anmuth und Einfachheit in ihrem Benehmen, daß man es ihrem Gesichte ansah, wie sehr ihr Herz in Liebe und Andacht ihr zugethan war; auf ähnliche Weise entwickelte sie die schönsten und anregendsten Gedanken, um mir die unsagbare Liebe zu beweisen, welche der Eingeborne Sohn Gottes Jesus Christus in seiner Menschwerdung und durch seinen Opfertod am Kreuz auf Golgatha und die Stiftung der katholischen Kirche gegen alle Menschen hegt, und sie schilderte mir ihre Zufriedenheit, wenn sie gebeichtet hatte, und ihr Seligsein in Gott, wenn sie sich zum Empfange

der allerheiligsten Eucharistie dem Tische des Herrn nahte. Dann hörte ich, wie Mutter und Tochter zusammen am Morgen und am Abend ihre Andachten verrichteten, den ehrwürdigen, inhaltreichen Rosenkranz beteten und vor einem kleinen Hausaltare, je vor dem Eintritte eines Kirchenfestes oder auch nach der Feier eines solchen, ihre neuntägigen Andachten hielten.

Dies Alles bewog meinen Geist zu einem Vergleiche des Lebens der Protestanten mit jenem der **guten** Katholiken; bei den Lutheranern sah ich eine tödtliche Kälte, bei diesen dagegen ein Leben, eine Begeisterung, einen Frieden, eine Erhebung der Gefühle zur heiligen Freudigkeit, einen Himmelssinn und Wandel wie im Himmel, was Alles wir nicht begreifen können. Als ich jedoch zu meiner theuern Giustina sagte: ich sei eine Lutheranerin — betrachtete mich das arme Mädchen ganz betrübt; sie schlug ihre Augen nieder, und bei deren Senken rieselten zwei Thränen über ihre Wangen. — Nunziatina, diese zwei Thränen, welche von reiner, erhabener Nächstenliebe ausgepreßt wurden, waren für mich beredter, als alle Bücher der Welt! Sie getraute sich fast nicht mehr mit mir zu sprechen; doch ich sah all' den Schmerz ihrer unschuldigen Seele, und es bekümmerte mich tief im Herzen.

Eines Tages, während ich eben malte, und da die Thüre offen stand, hörte ich, wie Giustina zu ihrer Mutter sagte:

Mutter, es ist die Stunde der neuntägigen Andacht zu Jesus von Nazareth für die Bekehrung der armen Ida!

Bei diesen Worten entfiel der Pinsel meiner Hand, und auch ich vergoß nun meinerseits süße Thränen.

Jenes Beten für meine Bekehrung schien mir eine so lautere, hehre und göttliche Handlung, daß sie nur vom heiligen Geiste eingegeben sein konnte, welcher ja der Geist der Wahrheit und der Liebe ist.

Ich sagte zu mir selbst:

Welches Interesse haben diese beiden guten Freundinnen, mich lieber als Katholikin denn als Protestantin zu sehen? Würde ich sie vielleicht mehr lieben? Sie sehen, daß ich, wenngleich ich eine Lutheranerin bin, sie innig liebe; also ist ihr Gebet ganz auf mein geistiges Wohl gerichtet;

sie wünschen, daß auch ich mich jenes Friedens erfreue, den sie genießen; daß ich den Gottheiland Jesus Christus mit jener lebendigen Liebe liebe, welche sie in ihrem Herzen für ihn empfinden und nähren; daß auch ich an den Süßigkeiten der heiligen Sakramente, an der Wonne des Gebets und dem Jubel der reinen Seele, die in dem Herrn lebt, Theil nehme; und da erinnerte ich mich wieder mehr als je meiner früheren Bitterkeiten, meiner Verirrungen und der grausamen Leere, die ich seit so vielen Jahren in dem Herzen meines Herzens fühlte; und es überkam mich das glühende Verlangen, gleichfalls der Tröstungen Gottes theilhaftig zu werden. —

Nach ihrer neuntägigen Andacht zu Jesus von Nazareth kam Giustina wieder mit ihrer Arbeit in mein Atelier und nähte, und manchmal betrachtete sie mich mitleidig, während ich an dem Blätterwerk eines schönen Baumes malte; ich jedoch gewahrte in meinem Herzen eine hohe Aufregung, und eine mächtige, innere Stimme rief mir zu: — rede! Zehnmal kamen mir die Worte auf die Lippen, und zehnmal verschluckte ich sie wieder. Mir bedünkte es, als ob die ganze Landschaft, die ich unter dem Pinsel hatte, sich bewege, sich rühre, mit einem Nebel sich umziehe und unter jenem dichten Nebel, der sie meinen Augen entrückte, verschwände. Da wandte ich mich, indem ich auf der Palette eine Farbe umrührte, zu Giustina und sagte zu ihr:

Meine Liebe! du sähest mich wohl gerne als — Katholikin?

Giustina wurde purpurroth wie eine bengalische Rose, und indem sie mir einen wonneerfüllten, glühenden Blick zuwarf, erwiederte sie:

Wollte es Gott, meine Ida! —

Rufe mir — deine Mutter! —

Ohne eine übermäßige Freude zu zeigen, erhob sich Giustina ernsthaft und ging augenblicklich fort, um ihre Mutter zu rufen; — ich aber, die ich an die Thüre mich gestellt hatte, sah, wie sie bei'm Vorbeigehen vor ihrem kleinen Hausaltare sich niederkniete, ihre Arme zu dem Bildnisse Maria's erhob, so einige Minuten verblieb, dann sich aufrichtete und zu ihrer Mutter hineintrat, zu welcher sie sagte: Mutter, Ida verlangt nach Ihnen!

Mir schlug das Herz wie ein Hammer; und als die

Mutter in das Atelier kam und mich artig fragte: was ich wünschte? — sah ich sie stumm an und sagte kein Wort zu ihr. Hierüber verwunderte sie sich, und sagte nach kurzer Pause zu mir:

Ida, fühlen Sie sich unwohl?

Nein, meine Therese! — entgegnete ich ihr: doch ich... Sie könnten mir einen Gefallen erweisen.

Sprechen Sie.

Ich wünschte, daß Sie mich den Händen eines katholischen Priesters übergäben.

Ohne ihre Heiterkeit zu verlieren, erwiederte mir Therese, sie werde es sehr gerne thun, sie wolle daran denken, und habe sie Den gefunden, so werde sie ihn bitten, mir die Ehre seines Besuches zu erweisen; wenn ich es wünschte, dann gäbe sie mir auch den christlichen Unterricht von Bellarmin zu lesen; und indem sie sich zu Giustina wandte, schickte sie dieselbe fort, um das vortreffliche Buch zu holen.

Kurz, was soll ich dir sagen, meine theure Nunziatina? — Der Priester kam; es war ein gelehrter, frommer, liebreicher, gütiger und geduldiger Herr; ich wurde in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre gründlich unterrichtet, ebenso über die Ceremonien und Fest-Gebräuche; und während meines Unterrichts führte mich Giustina jeden Morgen in die heilige Messe, zum Segen des allerheiligsten Sakraments und zu den berühmtesten Heiligthümern der Mutter Gottes, nicht mehr und nicht minder, als wäre ich bereits — Katholikin gewesen. Jeden Tag fühlte ich tieferen Frieden in mein Herz einziehen; und als ich Giustina die Communion empfangen sah, und bemerkte, wie jenes Antlitz von so sanftem und himmlischem Lichte erstrahlte, da beneidete ich sie, ich nannte sie — eine Glückselige — und ich konnte es nicht erwarten, bis auch ich jene unbekannten Süßigkeiten und jene geheimnißvollen Zwiegespräche Gottes genießen dürfte. Doch wenn ich allein war, kehrten meine Zweifel, kehrte meine Aufregung zurück, und dies dauerte oft bis zu der Ankunft des Priesters, der meine Zweifel durch neue Unterweisungen aufhellte und meine Aufregung durch sein sanftes Benehmen und durch die Huld und Milde seiner Worte besänftigte. Als ich im katholischen Glauben genugsam gefestigt war, verlangte ich, in der Kapelle irgend eines Conservatoriums meinen Rücktritt

in den Schoos der Einen, Heiligen, Apostolischen, Katholischen Kirche zu feiern, und in demselben einige Tage vorher und einige Tage nachher verweilen zu dürfen, um mehr und recht inniglich im Geiste mit Gott vereinigt zu sein. Diese Bitte ward mir gerne gewährt. Und ich kann dir gar nicht sagen, Nunziatina, welche schöne Beispiele ich dort gesehen habe, und welche Standhaftigkeit ich da erlangte, um in der Nachfolge Jesu und Maria's, also in der Uebung des Guten, recht treu auszuharren.

Ungefähr zehn Monate vorher hatte ich in der Stockholmer Zeitung den Tod meines Vaters, und vier Monate darauf jenen meiner Mutter gelesen; ich beweinte sie bitterlich, und fühlte den lebhaften Wunsch, in mein Vaterland zurückzukehren — und dies um so mehr, da ich nicht wußte, ob der einzige Bruder, den ich dort besaß, noch am Leben sei. Da jedoch Gott mein Herz gerührt und mir die Gnade gewährt hatte, mich in den Schoos der Kirche aufzunehmen, in der allein das Heil der Gnade und des ewigen Lebens zu finden ist, wollte ich vor jedem andern Entschlusse mich im Glauben stärken und kräftigen, und mich darin üben — gemäß dem heiligen Geiste der wahren Kirche Gottes zu leben! Als ich zu der Ueberzeugung gelangte, genügend gestärkt zu sein, um mit der göttlichen Hilfe den Verfolgungen zu widerstehen, welche seit so langer Zeit die Katholiken jenes edlen und unglücklichen Landes heimsuchten, reiste ich von Rom nach Schweden ab.

Zuerst wollte ich mich nicht zu erkennen geben, und ich zog in aller Stille Erkundigungen über meinen Bruder ein, von dem ich erfuhr, daß er ein solcher Verschwender geworden war, der sein Erbtheil durch Spiel und sonstige Thorheit der Art vergeudete, daß die nächsten Verwandten an den König die Bitte richteten, für ihn einen Curator aufzustellen. Als ich durch Vermittelung guter alter Hausfreunde mich ihm als seine Ida entdeckte, die er als Jüngling so sehr geliebt hatte, kann ich dir gar nicht sagen, mit welcher Freude er mich aufnahm, und er wies mir eine schöne Wohnung in seinem Palast, nebst einer Kammerfrau und einem Bedienten an; die mir zugewiesene Kammerfrau war die Tochter eines alten Dieners, und mir schien es, als sei sie mir in Liebe zugethan; ich nahm mich daher in meinem Zimmer

nicht sehr in Acht mit den täglichen Uebungen meines katholischen Glaubens und mit meinen Büchern, die fast alle in italienischer Sprache gedruckt waren; keines von der Dienerschaft konnte sie verstehen.

Unter anderen Dingen besaß ich ein kleines, goldenes Crucifix, das der Papst mit den Abläßen der heiligen Brigitta in articulo mortis und des Kreuzweges geweiht hatte. Alle Freitage nun stellte ich dieses vor mich auf ein kleines Tischchen, und indem ich mich vor dasselbe hinkniete, betete ich und las die heiligen Stationen des bitteren Leidens Jesu Christi. Es ist wahr, ich übte diese fromme Pflicht, wenn meine Kammerfrau sammt ihren Gefährtinnen in der Garderobe sich befanden; eines Tages jedoch kam sie zufällig daher, und ich setzte meine Andacht fort, ohne weiter auf sie zu merken. Und vielleicht blickte auch sie nicht gerade fest auf mich. Doch da es Gott wollte, vergaß ich eines Tages mein Schlüsselchen zu meinem kleinen Ebenholz-Koffer, indem ich es daran stecken ließ; in demselben bewahrte ich einige Juwelen, meine Ringe, meinen Rosenkranz aus Malachit, das kleine goldene Crucifix und eine schöne Copie des Bildes der unbefleckten Empfängniß Mariens von Murillo, ein Miniaturbild in Elfenbein und mit Filigran umreift. Da nun die Kammerfrauen überhaupt auf Alles, was ihren Herrinnen gehört, sehr neugierig sind, so ergriff auch die meine die günstige Gelegenheit, während ich eben mit meinem Bruder speiste; sie durchstöberte das Kofferchen und fand unter jenen etlichen Kleinodien die heiligen Bilder und den Rosenkranz.

Es brauchte nicht mehr. Bei'm Essen der Dienerinnen begann meine Kammerfrau ihnen in's Ohr zu raunen: Das gnädige Fräulein sei gewiß eine — Papistin!

Was? — sagte die Aelteste: Als Ida noch klein war, und der alte Prediger Doctor Wolfgang kam, um ihr den Glauben Luthers zu lehren, wußte sie so viel davon, daß der Prediger sie die — kleine Doctorin der Theologie — nannte.

Und ich, entgegnete meine Kammerfrau, — ich versichere Sie, meine Susanna, Fräulein Ida ist eine Papistin; denn ich fand bei ihr: ein Crucifix, einen Rosenkranz, das Bild Maria's, einen Ring mit dem Kreuze, und dann ein silbernes Schächtelchen mit einer Unzahl Beinchen darin, welche von den Papisten Reliquien genannt werden. —

Wollen Sie noch mehr? — Wenn ich ihr bei'm Ankleiden helfe, seh' ich an ihrem Halse eine kleine goldene Medaille mit dem Bilde Jesu und Maria's; wenn sie aus dem Bette steigt, bezeichnet sie sich stets mit dem Kreuze. Und sind nicht alle diese Dinge lauter abergläubiges Zeug dieser verdammten Papisten?

Wenn dem so ist, sagten Alle, so muß man sie bei'm Prediger Baruch verklagen, denn es handelt sich um unsere Seele, wenn wir länger mit dieser Papistin umgehen! Und wir können uns nicht damit entschuldigen, daß wir sagen: wir stehen im Dienste des gnädigen Herrn, der lutherisch ist, und er, als Bruder, habe Ida liebreich bei sich aufgenommen, denn die Verwünschungen Luther's lasten auf ihr, und wenn wir ihr dienen, können sie gleich dem Aussatz unsere Haut anstecken!

Und so machten sie dann einen Höllenlärm. Der Prediger Baruch erhielt Kunde davon, er kam in unser Schloß und ertheilte meinem Bruder einen derben Verweis, der ihn ganz einschüchterte. Mein Bruder glaubte eben so wenig an Luther, wie an Calvin, er war ein reiner Voltärianer — ohne alle Religion; nichtsdestoweniger hielt er es für eine Schande, der Bruder einer Katholikin zu sein und sie im Hause zu haben; er jammerte und wehklagte darüber und schwur dem Prediger Baruch: er werde ihm vollkommenste Genugthuung leisten. Die Sache wurde vor die Verwandtschaft gebracht, man hielt einen Familienrath, und man wollte zu schlimmem Entschluße schreiten. Einige jedoch vertheidigten mich und sagten: Wir seien ja Freigeborene und könnten jeglichen Entschluß fassen, der uns am Besten behagte. Andere bekämpften diese Auffassung als Doctrinen von Rousseau und sie behaupteten, die Gesetze Schwedens verböten — bei Strafe der Verbannung und der Vermögens-Einziehung — Katholik zu sein. So kam man denn zuletzt zu dem Beschlusse: ich hätte wieder dahin zurückzukehren, von wo ich hergekommen sei. Ich verlangte mein Erbtheil; mein Bruder indeß verweigerte es mir rundweg mit den Worten: ich sei durch das Gesetz geächtet und müsse es im Gegentheil für die höchste Gnade halten, daß er mich nicht vor Gericht anklage; einzig aus Bruderliebe wolle er mir das Reisegeld nach Italien geben. Eine gute Tante

von mir schenkte mir viele schöne Sachen, unter Anderem auch diesen persischen Shawl hier.""

Bei dieser Auskunft vermochte Nunziatina es nicht mehr, ihre Thränen zurückzuhalten, heiß fielen sie auf die Hand der Blinden, welche dadurch von der tiefsten Rührung ergriffen ward; und um das Mädchen zu trösten, sagte sie zu ihm: „„Gott, sieh' Nunziatina verließ mich nicht; als ich wieder in Rom war, erhielt ich so viele Aufträge, daß ich mir durch Malen nicht nur ein angenehmes Leben verdiente, sondern es blieb auch so viel übrig, daß ich manche Almosen spenden konnte, besonders bedachte ich die Pfarrer für ihre Armen, und die Mönche, welche an jedem Samstage mit ihrem Quersack in mein Atelier kamen. — So ging es bis vor drei Jahren fort; da gefiel es dem Herrn, mich harten Prüfungen auszusetzen, indem er mir allmälig das Gesicht nahm. Gegen Ende Juli befand ich mich in der Aricia, um dort den Sommer zuzubringen, der daselbst nicht so drückend schwül ist; am Morgen zeichnete ich die hundertjährigen malerischen Zier-Eichen des Chigi-Parkes, und am Abend nahm ich auf einem Abhang von Colle Pardo jenen so schönen Prospekt der Kirche von Galloro auf, hinter welcher die Thürme des Schloßes del Principe und die Kuppel des ariciniſchen Domes hervorragen, welche bei dem Untergang der Sonne im tyrrhenischen Meere in einer reizenden Lichtglorie schwamm.

Eines Tages begab ich mich frühzeitig dahin. Die Sonne der Hundstage brannte scharf auf den Kastanienwald hernieder, ich doch hatte meinen Schirm ausgespannt, und war eben damit beschäftigt, das dichte Laub eines Baumes zu zeichnen, als ich einen grellen Schrei hinter meinem Rücken vernahm; ich erhob mich daher rasch und eilte dem Tone nach, um zu sehen, was es wäre; da fand ich denn eine junge Hirtin, deren Schafe ein kleiner Hund durch sein Gebell aus einander gejagt hatte, und nun eilten sie kopfüber den Abhang hinunter, um sich in den Wald zu flüchten. Das Mädchen eilte ihnen nach, um sie wieder zusammen zu treiben, sie verwickelte sich dabei in ein Gestrüpp und indem sie fiel, hatte sie sich einen Dorn in den Vorderarm gestoßen. Ich eilte hinzu, um ihn herauszuziehen; doch das Blut spritzte so stark hervor, daß ich mein doppelt gelegtes Sacktuch viel-

mals um ihren Arm winden mußte, und es bedurfte einer längeren Zeit, um es zu stillen. Jene so glühend heiße Sonne brachte indessen das Blut meiner Kopfadern zum Sieden; ich hatte einen solchen Blutandrang gegen die Augen, und es gerann so hartnäckig um meinen Seh-Nerv herum, daß ich in wenigen Monaten erblindet war. Da ich also nicht mehr malen konnte, schwand nach und nach die von meinem Verdienste zurückgelegte Ersparniß dahin. Der einzige Trost, der mein so großes Unglück mir versüßt, ist der Gedanke, daß ich bei einer Handlung der Nächstenliebe, und daß mich ein so großes Uebel unter den Augen der Jungfrau Maria von Galloro befiel, deren Bildniß mir, als ich jene kleine Hirtin verband, gerade gegenüber ob dem Thale stand; Maria hat es nur zu meinem wahren Heile zugelassen, und sie stärkt mich durch ihre Gnade!""

Dieses Alles erzählte die gute Blinde der frommen Nunziatina, unter dem Anfügen: ""Gottes Huld läutert mich durch Schmerzen, wie man das Gold in dem Schmelztiegel von jeder Schlacke reinigt!"" Er verlieh ihr aber auch zugleich solche Geduld und Heiterkeit des Herzens, daß alle Kranken sich daran erbauten. — Als indeß die Jahreszeit sich verschlimmerte, rückten die Schmerzen der Gelenke ihr bis zur Brust hinauf und brachten sie bald dem Tode nah', zum unendlichen Leid der Nunziatina, welche ihr hilfreich bis zum letzten Athemzuge beistand und sie wie eine liebende Tochter beweinte. —

6.

Die Fürbitte des heiligen Lutwinus.

(Aus: Urkundliche Geschichte des Kreises Merzig im Regierungs-Bezirke Trier, bearbeitet durch Constantin von Briesen.)

Zu einer Zeit war in Mettlach zu der höchsten Feierlichkeit eine Menge Volkes von jedem Geschlecht und Alter, festlicher und in größerer Zahl, als gewöhnlich, versammelt und füllte in gedrängter Menge fromm die Kirche. Siehe, da drangen viele Normannen, welches Volk schon die Provinzen Galliens mit Mord, Brand und Raub verheert hatte,

in das Kloster, und wollten, wie an einem öffentlichen Standort, in den Convent eindringen, wo der Abendgottesdienst feierlich begangen wurde. Aber unter dem Schutze Gottes wollte Jeder sich ihrem Anblick entziehen und, wo es möglich war, verbergen.

Da rief einer von den Einfältigen unter den Mönchen laut: „Ei, ihr Brüder, wir wollen uns jetzt jubelnd freuen, denn in diesem Jahre kommen der Gäste mehr zu unserm Feste, als wir uns in den vergangenen Jahren gesehen zu haben erinnern!“

Die Barbaren aber, von dem teuflischen Gifte angestachelt, liefen überall umher, brachen Alles, was ihnen entgegenstand, feindlich auf, stahlen mit räuberischen Händen Alles weg, was ihren Augen schmeichelte, und drangen bis an die Thüre der Basilika der Gebärerin des höchsten Gottes, welche geschlossen war, um ihre wilde Wuth abzulenken.

Man glaubt, daß damals der heilige Vater Lutwinus, der Stifter des Klosters, die hochheilige Mutter des Herrn für die Seinigen gebeten und in Worten, wie folgende, sie angefleht habe, daß sie sich seiner Söhne erbarme:

„O keuscheste Gebärerin des höchsten Gottes! o immer geschlossene Thüre des ewigen Königs! dir habe ich das zur Ehre deines Namens erbaute Kloster der Mettlacher mit Allem, was dazu gehört, geweiht; deinem Schutze und deiner Fürbitte habe ich mich mit dem Clerus und den Bewohnern jenes Ortes anempfohlen! Wenn du also wegen ihrer Verdienste mich, der ich für sie bitte, abweisest und, wegen ihrer Sünden, bei meiner Fürbitte unerbittlich bleibest: so möge dich doch die Sache deiner Seelen bewegen, und es möge zu dir auch das Weinen der umstehenden Schluchzenden, und der Strom ihrer Thränen gelangen! Siehe, die Thüre der dir geweihten Basilika wird von den Feinden deines Sohnes erbrochen, damit Diejenigen, die sich deinem Heiligthume anvertraut haben, wie Schafe von den Wölfen zerrissen werden; und so wird die dir zugefügte Beleidigung auf deinen Sohn gewälzt, wie die Ehre, welche man dir schuldet, deiner Ehre beigezählt wird!“

Durch diese Worte wurde die Mutter der Liebe bewegt, ihre Seele wurde mitleidig und betete für die Abwendung

der augenblicklichen Noth der Mettlacher: durch ihre Liebe bewogen, wendete der allwissende Durchschauer der Herzen mit dem Winke der Allmacht den Tumult der Wüthenden gegen sie selbst und warf ihre Nichtswürdigkeit zurück auf ihre eigenen Häupter; denn — als sie aus Leibeskräften mit hoch erhobenen Händen die Aexte gegen die Thüren schlugen, traf ihre bewaffnete Hand, vom Himmel umgewendet, die eigene Stirne und Andere, die herbei strömten, um den Eingang zu erbrechen und die innerhalb Verborgenen herauszureißen und zu tödten. Siehe, da lagen sie getroffen von dem Rückschlage der eigenen Beile; Einige auch, denen der Geist verwirrt worden, tödteten sich unter einander in gegenseitigem Mord, und Viele, die von unreinen Geistern behaftet wurden, stürzten zusammen. Diejenigen aber, die an Geist und Leib gesund geblieben waren, verwünschten, als sie sahen, daß die Strafe des Himmels über ihre Genossen gekommen, den Ort, riefen eiligst, damit der Zorn Gottes nicht auch sie treffe, die Ihrigen zusammen und machten sich auf die Flucht.

Und so ist durch die Vermittelung des heiligen Vaters Lutwinus die Blutgier der Normannen vertrieben worden.

Zwei aber von Jenen, die nach der Wiedererlangung der Geiseln zurückgelassen worden, blieben ihr ganzes Leben lang zu Mettlach im Dienste der Bürger. —

7.

Das Gnadenbild aus dem Lärchenstocke zu Waldrast.

(Aus: Der Sammler für die Geschichte von Tyrol.)

Im Jahre 1392 sandte die große Frau im Himmel einen Engel aus — nach Tyrol in die „Waldrast“ auf dem Serlesberg.

Der Engel trat vor einen hohlen Lärchenstock und sprach zu ihm im Namen der Gottesmutter:

„Du Stock sollst der Frauen im Himmel Bild fruchten!“

Das Bild wuchs nun im Stock, und zwei fromme Hirtenknaben, Hänsle und Peterle aus dem Dorfe Mizens, gewahrten sein zuerst im Jahre 1407. Verwundert liefen sie hinab zu den Bauern und erzählten: „„Gehet auf das

Gebirg, da sieht man etwas Wunderbarliches im hohlen Stock; wir trauten uns nicht, es anzurühren!"" — Das heilige Bild wurde nun erkannt, mit einer Säge aus dem Stock geschnitten und einstweilen nach Matrey gebracht.

Da stand es, bis daß ihm eine eigene Kirche zur Waldraft selbst gebaut wurde, und dazu bediente sich Unsre Liebe Frau eines armen Holzhackers — Namens Lusch, gesessen zu Matrey.

Als der in einer Pfingsttags-Nacht in seinem Bette lag und schlief, kam eine Stimme, redete zu drei Malen und sprach: „Schläfst du, oder wachst du?"

Und bei'm dritten Male erwachte er und frug: „„Wer bist du, oder was willst du?""

Die Stimme sprach: „Du sollst aufbringen eine Kapelle in der Ehre Unsrer Lieben Frau in der Waldraft!"

Da sprach der Holzhauer: „„Das will ich nit thun!""

Aber die Stimme kehrte wieder zu der andern Pfingsttags-Nacht und redete mit ihm in derselben Weise wie zuvor.

Da sprach er: „„Ich bin zu arm dazu!""

Da kam die Stimme zu der dritten Pfingsttags-Nacht abermal an sein Bett und redete wie zuvor. Also hatte er in keiner der drei Nächte vor Sorgen geschlafen, und antwortete der Stimme: „„Wie meinst du's, daß du nicht von mir willst lassen?""

Da sprach die Stimme: „Du sollst es thun!"

Da sprach er auf's Neue: „„Ich will es nit thun!""

Da nahm es ihn und hob ihn gerad' auf in die Höhe und sagte: „„Du sollst es nun thun; berathe dich drum!""

Da gedacht' er: „„O ich armer Mann, was rath' ich, daß ich's recht thue!"" und sprach, er wolle es thun, wenn er nur die rechte Stätte wüßte.

Die Stimme sprach: „Im Wald ist ein grüner Fleck im Moose; da lege dich nieder und raste, so wird dir wohl und kund gethan die rechte Stätte."

Der Holzhacker machte sich auf und legte sich hin auf das Moos und rastete. (Davon heißt der Ort: die Rast im Walde, Waldraft:) — Wie er entschlafen war, hörte er im Schlaf zwei Glöckel. Da wachte er auf, und sah vor sich auf dem Flecken, wo jetzt die Kirche sich erhebt, eine Frau in weißen Kleidern und hatte ein Kindlein am Arm.

Er sah diese Erscheinung nur einen Augenblick. Da gedachte er: „„Allmächtiger Gott, da ist freilich die rechte Statt!““ und ging auf die Statt, wo er das Bild gesehen hatte, und merkt's, wie er eine Kirche bauen möchte, und die Glöckel klungen, bis er ausgemerkt hatte, hernach hörte er sie nicht mehr.

Da sprach er: „„Lieber Gott! wie soll ich's verbringen? Ich bin arm und habe kein Gut, womit ich den Bau fertigen könnte!““

Da sprach wiederum die Stimme: „So geh' zu frommen Leuten, die geben dir wohl alsoviel, daß du es vollbringest! Und wann es geschiehet, daß man das Kirchlein weihen soll, da wird es still stehen — sechsunddreißig Jahre, darnach wird es fürgäng und werden große Zeichen da geschehen zu ewigen Zeiten!“

Und da er die Kapelle anfangen wollte zu bauen, ging er zu seinem Beichtvater und thät ihm das kund. Da wies er ihn vor den Bischof Ulrich gen Brixen; da ging er zu fünf Malen gen Brixen, daß ihm der Bischof den Bau und die Kapelle zu machen erlaubte. Das thät der Bischof und ist geschehen am Dienstag vor Sanct Pancratius im Jahre 1409. —

8.

Sehnsucht, ein Marien-Kind zu werden.

(Aus: Mater Admirabilis von Abbé Alfred Monnin.)

Eine fromme Verehrerin Mariens ruft aus: „Ich schätze mich glücklich, zu erklären, daß ich der allerseligsten Jungfrau Maria, der wunderbaren Mutter, meinen heiligen Ordens-Beruf verdanke, welcher meine Seligkeit hienieden ausmacht!“ — und erzählt dann:

Ich verlor im zartesten Alter meine Mutter; mein Vater, welcher sich Gott weihen wollte, brachte mich nach Rom und vertraute mich der mütterlichen Obhut der Klosterfrauen du Sacré Coeur auf Trinità de' monti; meine jüngere Schwester kam bald ebenfalls zu mir.

Ich war im Pensionat, während man in diesem Kloster an dem Fresko-Bilde der „Mater Admirabilis“ malte,

und ich hatte das Glück, Zeugin der ersten wunderbaren Gnade zu sein, welche vor dem Bilde Derjenigen erlangt wurde, die damals noch die „Madonna del Giglio, die Jungfrau von der Lilie“ hieß. Das Gefühl kindlichen Vertrauens, welches sie mir einflößte, erweckte in meinem Herzen eine große Andacht zu diesem Bilde. Mater Admirabilis wurde mir eine wahre Mutter und ich suchte bei ihr einen Ersatz für die, welche Gott mir genommen hatte und an welche ich immer nur mit bittern Thränen zurückdenken konnte.

Meine kleine Schwester theilte meine Gefühle und wir gingen oft miteinander in den lieben Klostergang, wo es damals ganz einsam war, knieten zu den Füßen Derjenigen nieder, welche wir „Unsere wunderbare Mutter“ nannten, und baten sie um ihren Segen.

Meine besondere Anhänglichkeit an das verehrte Bild zeigte sich klar in einem kleinen Aufsatze, den ich verfaßte und dessen Gegenstand es selbst gewesen. Das fromme Fresko-Gemälde bot mir so einen umfassenden Stoff zu meiner ersten Rede. — Das Bild stellt nämlich — Maria als Tempel-Jungfrau zu Jerusalem dar, wie sie, in einer Tempel-Halle sitzend, in deren Hintergrund sich eine anmuthige Landschaft ausbreitet, im Dienste Gottes arbeitet; ihr zur Linken sieht man darum die Spindel und in einem Korbe am Boden ein halb aufgeschlagenes Buch und ihr zur Rechten gewahrt man, in einem am Boden stehenden Gefäß eine schlanke Lilie, auf die Maria's Blick mild und andächtig hernieder schaut. — Das Schweigen und die Einsamkeit, welche in der Umgebung der jugendlichen gottgeweihten Jungfrau Maria im Tempel zu Jerusalem herrschte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. — Ihre auf die Lilie, das Sinnbild ihrer unbefleckten Reinheit, gehefteten Augen, ihre Sammlung, ihr tiefer Friede schienen mir der Ausdruck der wesentlichen Vereinigung dieses heiligen Kindes mit Gott; und — schon sah ich Jesum Christum in Maria. Ich dachte mir oft, die heilige Jungfrau müsse selbst den Grund zu der „Congregation vom heiligen Herzen“ gelegt haben, um dort jungen Mädchen, welche in demselben Alter wie sie, gleich ihr im Schatten des Heiligthums erzogen werden, als Vorbild zu dienen. Während die Mater Admirabilis ihre anmuthige Lilie betrachtet, folgt sie ihnen mit ihren Blicken,

um dem Leichtsinn ihrer Kindheit Einhalt zu thun. — Wenn sie bei ihrer Handarbeit ermüden, mögen sie auf die kleine Spindel der Mater Admirabilis schauen, welche nur ruht, um sie an Gott denken und ihm ihre Arbeit aufopfern zu lassen. — Diejenigen, deren Muth das Studium beugt, mögen an das halb aufgeschlagene Buch des heiligen Kindes denken; es deutet an, daß bei ihm das Lesen der heiligen Schrift die Arbeit ablöste. — Wenn endlich manche junge Herzen in dem Asyl des Friedens und des Glückes traurig und unruhig werden, so bringt die Aussicht auf die friedliche Landschaft, welche man von der Halle aus, in welcher Maria sitzt, genießt, über ein Kleines den Frieden und die Ruhe zurück. —

Bald knieten meine Schwester und ich in dem gebenedeiten Klostergang. Mater Admirabilis blieb unser einziger Trost in unserm größten Schmerz. — Zu ihren Füßen benachrichtigte man uns auch, daß Gott uns unsern Vater gleichfalls entrissen hatte, der unsre ganze ungetheilte kindliche Liebe besaß. — Mehr als je wurde nun Mater Admirabilis die „wunderbare Mutter" der jetzt vater- und mutterlosen Waisen! — Meine Schwester und ich sagten das oft im Laufe dieses trauervollen Tages.

Abends gab man mir, da nichts meinen Schmerz stillen konnte, ein Crucifix in die Hand; ich drückte es an mein Herz und schlief ein. — Da hatte ich einen schönen Traum. Ich befand mich zu den Füßen der Mater Admirabilis, und mein geliebter Vater war ebenfalls da; ich wollte ihn aus der hehren Kapelle führen, aber er verharrte unbeweglich. „„Nein,"" sagte er zu mir, „„jetzt verlasse ich sie nicht mehr!"" und dann gab er mir verschiedene Ermahnungen, und empfahl mir die Andacht zu der heiligen Jungfrau Maria, den Gehorsam und noch Etwas, was ich jedoch gleich wieder vergessen. Ich weiß es nicht, ob es sich vielleicht auf den Ordens-Beruf bezog, aber gewiß ist, daß von diesem Augenblick an die Triebe sich in mir entfalteten, durch die ich ihn erlangte: Die Liebe zum Gebet und eine größere Zartheit des Gewissens. Jetzt begann für mich eine Reihe von innerlichen Rufen der Gnade, aber auch eine Reihe von Kämpfen und ein langer Widerstand von meiner Seite.

Am 15. August, dem „Feste Maria-Himmelfahrt,"

fühlte ich mich von einem nachhaltigeren Verlangen gedrängt, mich dem Dienste der allerseligsten Jungfrau zu opfern und durch einen feierlichen Akt den Titel „Marien-Kind“ anzunehmen. Sie stand mir in den Anstrengungen, welchen ich mich unterziehen mußte, um unter „ihre Diener“ eingereiht zu werden, bei, und am 1. Mai erhielt ich die ersehnte Schutz-Medaille; meine Weihe zum Kinde Maria's besiegelte dann meine früheren Gelübde. —

Ein Jahr später — an demselben Tage — verließ ich meine geliebte Wiege auf Trinità de' Monti. In dem Augenblicke meiner Abreise nahm ich Abschied von meiner „Wunderbaren Mutter.“ Wie viele Thränen vergoß ich zu ihren Füßen! Aber ich hatte das Vertrauen, daß sie mir überall hin folgen werde, und ich gelobte ihr, Alles zu thun, was sie mir in meinem Herzen sagen wird.

Bald nach meiner Abreise ließ sich die Stimme Maria's hören. Ich empfand Langeweile und Mißbehagen; mitten in der Welt suchte ich nach Stille, nach Einsamkeit, und nach Gebet; ich hatte den Beruf zum Ordens-Leben, und zum ersten Male fühlte ich mich gezwungen, es mir zu gestehen.

Ich hatte ihn vielleicht schon lange; aber mitten in dem religiösen Element gab ich mir niemals Rechenschaft darüber; ich fürchtete mich sogar davor.

Wie aber gab mir Mater Admirabilis den Beruf zum Ordens-Leben? — Ohne bestimmte Erleuchtungen, nicht in einem bestimmten Augenblick; ich kann nichts Anderes darüber sagen, als daß ich, während ich zu ihren Füßen betete, sie betrachtete und vor Allem sie liebte, mich zu dem Stande der Jungfräulichkeit hingezogen fühlte. — Nimmt eine Tochter, welche bei ihrer Mutter lebt und sie zärtlich liebt, nicht ihre Neigungen und Gewohnheiten an? — Als es bei mir zur Entscheidung darüber kam, welchen Stand im Leben ich wählen sollte, schien es mir ganz einfach und natürlich, mich ausschließlich dem Herrn zu weihen. Das Gegentheil schien mir sogar außerhalb des Elementes meines Daseins zu liegen und meinem ganzen Wesen fremd zu sein. — Ach! warum war ich in diesem Augenblicke nicht meiner alten Verpflichtung treu? Ich leistete diesem Rufe bald Widerstand, ich ließ mein Herz von dem Reize des Vergnügens und der Geschöpfe

einnehmen und verschloß mein Ohr gegen die innere Stimme, welche mich immer drängte, mich Gott dem Herrn zu weihen. Mitten in meiner Untreue und in meinen Leiden bewahrte ich das Andenken an Sie, welche sich gegen mich schon oft wunderbar in ihrer Barmherzigkeit gezeigt hatte; ich bat sie, mich ihrem Sohne zu erhalten, und mich vor den Gefahren zu retten, denen ich entgegen ging. Maria würdigte sich, mich noch einmal zu erhören und durch einen entschiedenen Zug ihrer mütterlichen Macht trat ich endlich — zur Eröffnung des Monats Mariä in das — Noviziat.

Wie viele Gnaden und wie viele Liebe hat sie mir seither unter ihrem mütterlichen Schutze erwiesen!

Auch meine Schwester hatte bei der „Madona von der Lilie" den köstlichen Duft eingeathmet, welcher die Jungfrau — ihr nach — in die Einsamkeit zieht, um dort Gott in einer völligen Hingebung an die evangelischen Räthe zu dienen. —

9.

Ein muthiger Knabe.

(Aus: Jugend-Album, Jahrgang 1866.)

Ein spanischer Corsar, Mindes Pinto, litt in der Nähe der Marianen- oder Ladronen-Inseln Schiffbruch und lauerte mit seinen Helfershelfern auf einer derselben, die unbewohnt war, auf ein Schiff, mit welchem sie dieselbe verlassen könnten.

Eines Tages entdeckte er ein kleines Fahrzeug, das einem Kaufmanne angehörte, der, keine Gefahr ahnend, es mit seinen Leuten verließ, um das den Seefahrern so unentbehrliche frische Trinkwasser für die Weiterfahrt herbeizuschaffen. Das verlassene Schiff erwies sich ihm in diesem Augenblicke als die willkommenste Beute, zudem, da es eine reiche Fracht an Gütern besaß. Mindes Pinto nahm sofort Besitz davon.

Wie staunte er aber, als er am Bord des Schiffes nur einen Knaben von elf Jahren fand, der sorglos nach der Küste hinschaute, bei'm Anblick der fremden Männer mit

so wilden Gesichtern allerdings erschrack, doch aber seine Besonnenheit nicht verlor.

„Wem gehört das Schiff?“ frug Pinto.

„„Wem denn sonst, als meinem unglücklichen Vater!““ antwortete dreist der Knabe; „„und du kommst, es ihm zu rauben in dem Augenblicke, als er die Früchte einer dreijährigen Arbeit nach der Heimath in Sicherheit bringen will!““

Der Pirat sucht den Knaben zu beruhigen, und verspricht ihm: „er wolle ihn als seinen Sohn annehmen und immer als solchen halten.“

Festen Blickes betrachtet der Knabe den Piraten und entgegnet unwillig: „„Obgleich ich noch ein Knabe bin, so darfst du mich doch nicht für so leichtgläubig halten, daß ich denken könnte — du würdest mich wie deinen Sohn ansehen, da du meinen Vater bestiehlst! Ich verlange nichts, als daß du mich zu meinem Vater entlässest, der um mich weint! Ich will lieber mit meinem Vater sterben, als mit einem Räuber, wie du bist, leben!““

Sagt's, warf sich in's Meer und erreichte schwimmend das rettende Ufer. —

10.

Kindliche Sorge um's Genesen der Mutter.

(Aus: Legende der Heiligen von Mätzler.)

Die heilige Lucia, diese Jungfrau nach dem Herzen Gottes, war um ihre kranke Mutter sehr besorgt, und gab ihr voll der kindlichen Liebe den Rath: auf Gott zu vertrauen, nach Catania zum Grabe der heiligen Agatha zu pilgern, und diese Heilige um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen. — Die Mutter, welche Eutichia hieß, folgte willig ihrem Rathe.

Beide wanderten nach Catania, besuchten die Grabstätte der heiligen Agatha, warfen sich auf ihre Kniee, flehten zu Gott um Hilfe, und baten die heilige Martyrin um ihre Fürbitte bei ihm.

Da fiel Lucia vor allertiefster Betrübniß und Wehmuth in einen sanften Schlaf, sah nun während des Traumes die heilige Agatha in glänzendem Gewande vor sich stehen, und

hörte sie sprechen: „Meine Schwester, du Gott ergebene Jungfrau! was begehrst du von mir, das du selbst thun kannst? denn dein Glaube hat deiner Mutter geholfen; sie ist bereits gesund!“

Lucia erwachte und hörte aus dem Munde der Mutter die freudigen Worte: „„Meine Tochter, ich bin gesund!““

Mutter und Tochter waren über diese wundersame Erhörung ihres Gebetes hoch erfreut und lobten Gott und priesen die heilige Agatha. Die so wundersam begnadete Mutter, von ihrer Tochter inniglichst geliebt, hatte ja vier Jahre an einem beschwerlichen Blutflusse gelitten und alle angewandten ärztlichen Mittel waren ohne jeden Erfolg geblieben.

Ach, in welchem himmlischen Seligsein sind die beiden Pilgerinnen wieder heimgekehrt! —

11.

Das Bett für den kranken Soldaten.

(Aus: Aufzeichnungen auf dem Schlachtfelde.)

Zu den ergreifendsten Scenen im Gefolge eines Krieges gehören wohl diejenigen, welche bei'm Aufsuchen und Wiederfinden von Verwandten unter den Verwundeten und Todten eintreten. Einfach rührender kann jedoch kaum eine sein, als die, welche wir im Juli des Jahres 1866 hier in D. erlebten.

Hier erschien vor einigen Tagen eine ältere Frau in dürftiger, aber reinlicher städtischer Kleidung. Sie trug ein mächtiges Bündel, in welchem sich Bettstücke befanden. In aufgeregter Stimmung erzählte sie hastig: „sie komme aus M. in Westphalen, sei eine Wittwe und ernähre sich mit ihrer Tochter vom Waschen. Ihr Sohn sei mit im Krieg, und sie habe erfahren, derselbe sei verwundet und liege im Lazareth. Da habe es ihr keine Ruhe gelassen. Sie besäße mit ihrer Tochter nur ein einziges Bett, auf dem sie schliefen. Da habe die Tochter sich auf's Stroh gelagert und ihr, der Mutter, geheißen, das Bett für den kranken Bruder mitzunehmen.“

So war die Mutter mit dem Bett auf dem Rücken ausgezogen. Sie war, da sie in ihrer Bangigkeit vergessen

hatte, genauere Erkundigungen vorher einzuziehen, schon in Aschaffenburg und Kissingen gewesen, ohne den Sohn zu finden.

Eine barmherzige Schwester hatte der schwer Geängstigten sich endlich angenommen und sie hierher gebracht. Hier hoffte sie nun den Sohn zu finden und ihn auf das heimische weiche Lager zu betten. Und sie fand auch den Sohn, aber bereits kühl und weich gebettet — im Schoos der Erde.

Gebeugt und gebrochen von unsagbarem Schmerze wankt sie an sein Grab, betet unter heißesten Thränen für seine Seelenruhe, und kehrt dann still und stumm mit des Sohnes letzter Habe und mit dem Bette — ein rührender Anblick! — wieder heim zu der Tochter auf dem Strohlager. —

12.

Der redliche Schuldner.

(Aus: Erinnerungen von Christoph von Schmid.)

Der ehrwürdige Verfasser erzählt:

„Eines Tages befand sich meine Mutter, etwa ein Jahr nach dem Tode meines Vaters, als bedrängte Wittwe, eben in großer Geldverlegenheit. Da brachte der Briefträger ihr ganz unerwartet ein Paquet mit einigen Louisdor von Heidelberg. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wer ihr von so weit her Geld schicken könnte, und meinte Anfangs, der Brief sei gar nicht an sie gerichtet. Auf die Versicherung des Briefträgers, es sei zuverlässig keine Irrung vorgegangen, las sie die Adresse noch einmal, und öffnete den Brief. Er war von jenem Herrn von Schmuck, der einst in unserer Kanzlei praktizirt hatte. Er schrieb: „„Erst jetzt habe er zu seinem größten Bedauern erfahren, daß ihr edler Mann, dem er in jeder Hinsicht Vieles zu danken habe, gestorben sei; er beeile sich daher, das kleine Kapital — von so und so viel Gulden, das ihm der Selige vorgestreckt, abzutragen; was er mehr schicke, wolle sie,““ wie er sich höflich ausdrückte, „„als Zins annehmen.““ — Der Vater hatte der Mutter von diesem Gelde nichts gesagt, vermuthlich, weil er überzeugt war: es

stehe in guten Händen. — Die Mutter aber dankte Gott, der ihr diese Summe gerade für die Zeit dringender Noth aufbewahrt habe." —

13.

Das Vöglein.

(Aus: Deutsches Lesebuch von Heinrich Bone.)

An dem frühen Morgen eines nebeligen Herbsttages stand ein armer Mann an der Thüre seines kleinen Hauses. Auf die untere Hälfte derselben hatte er seine Arme gestützt und hielt mit beiden Händen sein bekümmertes Haupt. In den Augen glänzten matte Thränen, und sein Herz seufzte zum Himmel. Denn es war der Tag, an welchem er einer kleinen Schuld wegen, die er trotz aller Mühe und Sorge nicht hatte bezahlen können, gepfändet werden sollte. Kein Schlaf erquickte ihn während der langen Nacht, und schon bei'm ersten Ergrauen des Tages hatte er die Ankunft der Gerichtsboten befürchtet. Mit trüben Blicken sah er in die feuchte Luft und über die leeren Straßen hinaus, und rieb sich bisweilen die hohe, offene Stirne, welche auch jetzt noch den heitern Wiederschein seiner edlen Seele trug.

Da kam plötzlich aus einer nahen Straße ein Vöglein geflogen. Aengstlich flatterte es eine Zeit lang hin und wieder, gleich als wäre auch ihm die Ruhe und heimathliche Sicherheit genommen; dann aber kam es schnell und schnurstracks auf den armen Mann zu, flog über seinen Kopf in die Hütte hinein und setzte sich auf einen Herdschrank, der für die Pfändung schon ausgeleert worden war.

Der Bekümmerte vergaß für einen Augenblick seine bangen Gedanken. Eilends schloß er die Thüre, fing das Vögelchen ein und setzte es in einen alten Käfig, den er noch aus früherer Jugendzeit besaß. Ein wenig klares Wasser reichte hin, um dem Thierchen wieder Muth und Heiterkeit einzuflößen. Lieblich begann es zu singen, und es däuchte dem Manne, als sänge es ein geistliches Trostlied vom Vertrauen zu Gott. Er sah und hörte mit kindlichem Vertrauen

ihm zu, und er fühlte, daß von den Tönen sein Herz leicht und muthig wurde.

Da klopfte es an die Thüre.

„Ach, das sind die Gerichtsboten!“ dachte der Arme und erschrack, als würde er aus einem heiteren Traume gewaltsam aufgeweckt.

Zitternd öffnete er. Aber kein Gerichtsbote, sondern der Diener einer vornehmen Frau trat herein und fragte: „„ob er nicht ein Singvöglein aufgefangen habe? die Nachbarn hätten es in sein Haus fliegen sehen und ihn hierher gewiesen.““ — „Freilich,“ erwiederte der Redliche; „es hat mir mit seinem Gesange schon rechte Freude gemacht; wenn es jedoch Euch gehört, so nehmet es wieder!“

Der Diener trug das Vöglein fort, und der gute Mann sah ihm traurig nach, als wäre es schon ein gepfändetes liebes Besitzthum.

Bald darauf kam indeß derselbe Diener eiligst zurück und sagte in freudigem Tone: „„Ihr habt meiner Herrschaft einen großen Dienst gethan; das Vöglein, das bei Euch eingekehrt war, ist ihr von besonderem Werthe. Sie läßt Euch freundlich danken und bittet Euch, diese Kleinigkeit anzunehmen. Damit überreichte er dem erstaunten Manne ein zusammengewickeltes Papier und entfernte sich schnell, wie er gekommen war. Die Gabe aber betrug gerade so viel, daß der Arme seine Schuld bezahlen konnte.

Als nun die Gerichtsboten kamen, sprach er: „Hier habt Ihr den Betrag meiner Verschuldung; mein Gott, der gütige Vater im Himmel, hat mir geliehen!“ —

14.

Verschüttet.

(Erzählt von Alexander Carus.)

An einem warmen Sommer-Nachmittage schritt eine Schaar Kinder aus einer Hütte im Graubündner-Lande, die am Fuß eines hohen Berges lag. Voran trug ein anmuthiges Mädchen mit blondem Haar ein Hündchen auf den Armen. Es war todt, der Freund und Beschützer der Familie, der

es in dieser Einsamkeit bewachte. Alle Kinder der Nachbarschaft waren herbeigeeilt, um dem Lieblinge der ganzen Umgegend das Geleite zu geben; und man sah aus ihren traurigen Mienen, wie sehr ihnen der Tod des armen Thieres zu Herzen ging, das von einer Lawine verschüttet und mit großer Mühe wieder herausgegraben worden war. Dabei hatte Alles geholfen, als ob es einen Menschen gälte. Auch die älteren Bewohner des Hauses sahen mit ernsten Blicken der kleinen Trauerschaar nach. Der Unverstand oder die Unschuld der Kleinen hatte von dem Vater verlangt, daß sie dem Hündchen ein Kreuz auf das Grab setzen dürften; der Vater schlug es ab und die Mutter verwies ihnen die Sünde, das Grab eines Thieres mit diesem heiligen Zeichen des Christen schmücken zu wollen. Sie ließen aber nicht nach mit Bitten, und so ward ihnen denn endlich gewährt, eine hohe, roth angestrichene Stange, auf welche sie mit schwarzer Schrift den Namen „Treu“ schrieben — so hieß der Hund — über dem Begräbnißplatze desselben zu befestigen. Noch lange weilten sie an dem frisch aufgeworfenen Erdhügel, bis sie der Vater, der nach dem benachbarten Dorfe gehen mußte, um noch vor Abend eine Sense für den andern Tag zu holen, wo er im Thale mähen wollte, nach Hause gehen hieß.

Als er sich auf der Bergkuppe noch ein Mal umwandte, sah er die Kinder langsamen Schrittes heimkehren, oft sich umwendend nach dem Grabe ihres Lieblings, der sie heute nicht wedelnd und bellend empfing, sondern dort drüben unter der Erde lag, wo die rothe Stange hoch in die Luft ragte.

Der Abend dämmerte schon lange. Die Luft war hell und klar, der Himmel schimmerte von Tausenden von Sternen, und der einsame Wanderer förderte rasch seine Schritte nach der Stadt. Länger, als er's wünschte, wurde der Bauer dort aufgehalten: die Schmiede hatten heute gar viele Sensen zu dengeln, und so kam es, daß es schon ziemlich nachtete, als der Bauer heimkehren konnte. Ein unheimlich Gefühl überschlich ihn während seines Ganges: er wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben — weßhalb? Als er ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, hörte er in der Ferne ein leises Rauschen, das allmälig zum Getöse und endlich zum Donner anschwoll. Dann wurde es plötzlich wieder still. In diesem Augenblicke trat die Mondessichel hinter

einer Wolke hervor, und in der Ferne sah der Wanderer eine weiße Staubwolke emporwehen, die sich wirbelnd niederließ. Es war keine Täuschung möglich: eine Lawine hatte sich in das Thal gestürzt, und gerade in der Richtung, wo seine Hütte lag.

Der Bauer lief, so rasch er konnte, über Stock und Stein; aber die Angst, die ihm das Herz zusammenschnürte, nahm ihm den Athem, und er mußte bald inne halten; — er brach in die Kniee, und bewußtlos lag er am Boden. Als er sich endlich erholte — er wußte nicht, wie lange er so gelegen — war Alles still. Der Mond zog am Himmel seine silbernen Wege, und weit und breit dehnte sich vor seinen Blicken ein ödes Schneefeld. Er wußte, so bewandert er sonst war, keinen Weg und Steg mehr; die Lawine hatte das ganze Thal in eine Ebene verwandelt. Was er sich in diesem Augenblicke dachte, wir vermögen es nicht zu schildern. — Seine Hütte war von der Lawine verschüttet! — Lange lief er umher. Er glaubte sich verirrt zu haben, und die süße Hoffnung, daß er sich getäuscht, tauchte in ihm auf. Plötzlich aber an einer Berglehne gewahrte er ein Licht, und mit Aufbietung aller seiner Kraft bahnte er sich einen Weg nach der Hütte. Als er sie endlich erreicht, mußte er lange pochen; die Leute lagen schon in tiefem Schlafe; das Licht war verlöscht. Endlich öffnete sich ein Laden, und als die Leute den Bauer vom Stäfflis-Hof sahen, der bleich wie eine Leiche und an allen Gliedern zitternd vor ihnen stand, erschracken sie nicht wenig und fragten: was ihm begegnet? Rasch erzählte er, was geschehen; es wurde das ganze Haus geweckt, und bald war eine Karawane lichttragender Männer, Frauen und Kinder auf dem Wege. Aber wohin sollte man sich wenden? Man wußte ungefähr die Richtung, in der das Haus gelegen, aber die Lawine hatte die Gegend gänzlich unkenntlich gemacht. Nirgends sah man einen Schornstein, der auf die Bahn gezeigt hätte. Die Leute hatten sich zerstreut auf dem weiten Schneefeld, und man sah nur die Kienfackeln und Laternen da und dort durch die Nacht schimmern. Plötzlich hörte man einen lauten Schrei, dann — war's wieder stumm. Alle eilten nach dem Orte, woher man den Ton vernommen, und bald hatte man den Bauer gefunden, der neben einer rothen Stange lag, die schuh-hoch

über den Schnee hervorragte. Eine heftige Gemüthserschütterung schien ihn der Sprache beraubt zu haben, und er konnte nur in gerader Richtung vor sich hindeuten. Eine Scene, die sich kaum beschreiben läßt, da jeder Augenblick für die Verschütteten von höchster Gefahr war. Doch bald hatte er sich wieder so weit erholt, um den Leuten zu sagen: daß hier seine Kinder ihren Hund begraben und diese Stange über den Schnee herausreiche, während man nichts von dem Schornsteine sah, weil die Stange auf einer kleinen Anhöhe sich erhob. Die Kinder, welche bei dem Begräbniß gewesen, bestätigten seine Aussage. Nun aber konnte er genau sagen, wo das Häuschen gelegen hätte, und alsbald begab man sich an die Arbeit. Die Hacken und Schaufeln, die man mitgebracht, leisteten gute Dienste. Aber man arbeitete lange, lange, und noch wollte sich nichts zeigen. Auf zwanzig, dreißig Schritte konnte man's nicht errathen, und jede Schaufel konnte, statt zu retten, die Last nur noch schwerer auf das Haus wälzen. Endlich, nachdem man zwei Stunden so angestrengt gehackt und geschaufelt, daß man oft von der Arbeit ruhen mußte, erschien ein Schornstein; und als man hineinrief, erschollen auch Stimmen, die wie Musik an die Ohren des unglücklichen Vaters drangen. Nun ging's erst tüchtig an die Arbeit, und nach einer Viertelstunde hatte man ein Loch in das Dach geschlagen, und der Bauer zog unter heftig strömenden Thränen sein liebes Weib an's Herz, nachdem sie ihm ihr kleinstes Kind dargereicht, dessen sich eine andere Mutter sogleich annahm. Es war ein rührender, erschütternder Anblick, als ein Kind um das andere aus dem Schneegrab hervorging und die Stunden gräßlicher Angst schilderte, welche sie in dem finstern, verschütteten Hause verlebten.

Und wer hatte sie gerettet? — Der gute „Treu", dessen Grabmal ihren Rettern den Weg gezeigt. — Wie wunderbar und unerforschlich ist das Walten der göttlichen Vorsehung! —

Die Familie fand hilfreiche Hand unter den Nachbarn und sie waren bald untergebracht. — Die Theilnahme, welche dieses Ereigniß in dem ganzen Graubündner Lande erweckte, baute ihnen bald ein hübsches Häuschen, das dieses Mal auf einem Punkte steht, wo es vor Lawinen gesichert ist. Aber es ist auch wie ein frommes Kirchlein geworden; denn

die Einwohner drinnen schicken tagtäglich herzliche Dankgebete zu Gott empor — für ihre Rettung, ihre Retter und ihre sonstigen Wohlthäter.

Die rothe Stange steht noch und wird stets am Jahrestag des Ereignisses mit Blumen- und Laubkränzen geschmückt; und mancher Wanderer fragt sich, wenn er vorübergeht: was dieses Zeichen in der öden Einsamkeit zu bedeuten habe? —

15.

Eine rührende Scene.

(Aus: Meine Ausflüge in die Bretage von Vicomte Walsch.)

Der berühmte Schriftsteller erzählt:

In dem kleinen Dorfe Vernes in der Bretagne mit meinem Führer angekommen, wollten wir den dortigen hochbetagten Pfarrer besuchen. Es wurde uns aber bedeutet, daß derselbe sich mit einer Kranken in der Kirche befinde. Wir begaben uns deßhalb in das Gotteshaus. Dort sahen wir nur zwei weibliche Personen, nämlich ein ganz weißgekleidetes Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren, welches todtbleich auf einem Stuhle saß, und neben dem Stuhle eine inbrünstig betende Frau. Der Pfarrer spielte auf der Orgel eine Melodie von dem Komponisten Händel und zwar ein ungemein trauriges und melancholisches Stück. Ich richtete meine Augen auf das Mädchen, das einer weißen Marmor-Statue glich. Ihr Leiden bestand darin, daß sie nicht weinen konnte. Sie hatte eine innigst geliebte Zwillingsschwester durch den Tod verloren, und eben, weil sie nicht weinen konnte, war sie nahe daran, unter der drückenden Wucht der Schwermuth zu erliegen. Der alte, erfahrungsreiche Pfarrer kam daher auf den Gedanken, ein Lied, welches die beiden Schwestern oft und gern ehedessen mit einander gesungen, auf der Orgel vorzutragen, hoffend, hierdurch der armen Leidenden Thränen zu entlocken, und somit ihr Herz zu erleichtern.

Der Text des von A. von Chateaubriand verfaßten Liedes war folgender:

Te souvient-il que notre mère,
Au foyer de notre chaumière
Nous pressait sur son coeur joyeux,
Ma chère?
Et nous baisons ses blancs cheveux ,
Toutes deux!

Gedenkſt du noch der ſchönen Zeit,
Wo Mutter uns voll Zärtlichkeit
An's Herz gedrückt bei'm Feuer klar,
Lieb Maid?
Dann küßten wir ihr weißes Haar,
Ein ſelig Paar!

Es dauerte nicht lange, und das bisher unbewegliche Mädchen reichte mit einer Hand an die Stirne; dann erfolgten Herzſtöße, die das arme Kind zu erſticken drohten. Endlich brachen Thränen aus den bisher ſtarren Augen; das Mädchen erhob ſich und ſprach: „Es iſt mir jetzt leichter, liebe Mutter; es iſt mir beſſer; ich kann wieder athmen!“

Und die freud- und troſterfüllte Mutter umarmte ihrerſeits das Mädchen, und ſo brachten Beide ihren Dank Gott dem Herrn in ſeinem Heiligthume dar.

Das Mädchen war gerettet. —

16.

Die Feier eines Ehe-Jubiläums.

(Aus: Helvetia Sancta von P. Laurenz Burgener.)

Nikolaus Wolf, geboren am 1. Mai 1756 zu Neuenkirch, Kanton Luzern in der Schweiz, war der Sohn frommer und allgeachteter Landleute und erzogen mit allem Eifer in der heiligen Religion.

Während er in dem Alter von neunzehn Jahren ſtand, ward das kirchliche Jubiläum gefeiert. Bald hatte er ſich mit einer Geſellſchaft anderer gottesfürchtiger Männer zuſammengefunden zu dem Entſchluſſe: in dieſem Gnadenjahre eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Er beſuchte in der Hauptſtadt der Chriſtenheit mit Ehrfurcht und Andacht die heiligen Stätten, und pilgerte dann, im Glauben geſtärkt, in ſeine Heimath zurück.

In seinem ländlichen Berufsleben benutzte er die freien Stunden zur Lesung nützlicher Bücher religiösen und geschichtlichen Inhalts, und dann auch solche, die über Landwirthschaft, Obstbaumzucht, Bienenpflege u. s. w. einen lehrreichen Aufschluß gewährten.

Häusliche Verhältnisse ließen es dem Vater als wünschenswerth erscheinen, daß sein Sohn Nikolaus in den Stand der Ehe träte; er that es, und nachdem er den heiligen Geist um die Gabe des Rathes in diesem so hochwichtigen Anliegen vorher erst angerufen, wählte er sich Barbara Müller von Neuenkirch, eine tugendhafte Jungfrau, zur Ehehälfte. Der Herr segnete auch ihren Bund mit einigen Kindern, von denen vier Töchter und ein Sohn am Leben blieben, um unter den Augen der gottseligen Eltern in Unschuld und Tugend heranzuwachsen und zu blühen. Ein ruhiger und heiterer Blick machte an Allen das Ebenbild der Eltern kenntlich. Es offenbarten sich an den Kindern frühzeitig die segensreichen Früchte einer im Glauben und thätiger Gottesliebe wurzelnden Erziehung; denn drei Töchter nahmen den Kloster-Schleier. —

Nikolaus Wolf feierte im Jahre 1829 seine wahrhaft silberne Hochzeit, das Jubeljahr seiner ehelichen Verbindung, die Gottes Huld so väterlich mit gar vielen Gnaden gesegnet hatte.

„Es ist billig," sprach er, „Lob und Dank dem Herrn abzustatten für die unendlichen Wohlthaten seiner Güte, die wir genossen; ich will darum keine andern Hochzeitsgäste, als — den göttlichen Heiland Jesus Christus, die allerseligste Jungfrau Maria und die lieben armen Seelen im Fegfeuer!" — Er ließ nun an seinem Ehrentage zwei heilige Hochämter halten, eines für die armen Seelen im Fegfeuer, das andere aus Dankbarkeit zum Lob und Preise Jesu Christi und Maria's, und unter dem zweiten Hochamte empfing das Jubelpaar auch andächtig die heilige Communion: um so an demselben Tische mit den Seelen im Fegfeuer von dem Einen geopferten Lamme Gottes Speise und Trank zu genießen, und brüderlich mit denselben die Eine Erquickung zu theilen. —

17.

Vom Tannenbaum.*)

(Nach einer Erzählung von A. von Berlepsch.)

1. Die alte Bergstadt mit ihren freundlichen Vorstädten und Gärten ist auf einem Gipfel gelagert, der sich an die langgestreckten Höhen knüpft, die fernab den Horizont umziehen.

Wir treten aus dem südlichen Thore der Bergstadt und verfolgen die Straße, die über das Gebirge weg nach Böhmen hinuntersteigt. Kaum eine halbe Stunde vor uns liegen die Häuser eines kleinen Fleckens, der nur wie eine Vorstadt des Bergortes erscheint. Links steigen Rauchsäulen aus den Essen der Kunstwerke, reiche Fluren überziehen die mäßigen Höhen und legen sich um den Marktflecken. Ein kleiner Bach kreuzt unter einer Brücke die Landstraße, fließt längs eines sanften, weit sichtbaren Thales durch einen breiten Saum lachender Wiesen und entschwindet in den Büschen eines entfernten Dörfleins. — Auf dem rechten Ufer dieses Baches oberhalb der Wiese und also zu unsrer Rechten zieht eine Reihe grüner Hügel, deren letzter etwas schärfer über das kleine Wiesenthal hinausragt und auf seiner Fläche ein kleines Haus trägt; bei dem Hause aber stand vor der Giebelseite ein großer, schöner Tannenbaum, der das Dach der Hütte überragte und für die Vorübergehenden immer ein schattiges, heimliches Bild gab. —

2. Ein junger Mann, auf der Wanderung nach Böhmen begriffen, schritt rüstig eines Morgens vor Jahren hier auf der Landstraße hin. Er hob die Augen und sah den Tannenbaum; darauf hielt er den Schritt ein, besann sich einen Augenblick, sprang über den Straßengraben und eilte nun die Halde hinan. Richtig — zum Tannenbaum ging's. Der Jüngling setzte sich auf die Holzbank: über ihm das leis' schwankende Dach der Tannenzweige, drinnen das duftige Wehen der Morgenluft. Dann drehte er sich um und blickte durch die kleinen, aber hellen Scheiben in die Unterstube hinein, deren Fenster zum Theil in der Front-

---

*) Aus: Die Kinderlaube von Heinrich Stiehler. —

seite nach der Landstraße, zum Theil an der Giebelwand in den Tannenschatten hinausgingen. Drinnen saß an dem großen Tisch ein alt' Mütterchen und schabte Rüben, hatte ein einfaches Kleid an, darüber reinlich gefältet eine blaue Schürze. Lichtweißes Haar kam unter dem schwarzen Käppchen hervor und war über der Stirn schlicht gescheitelt. Jetzt pochte der Jüngling an die Scheiben. Das Mütterlein sah mit milden, ruhigen Augen auf, erhob sich mit einem: „Gelobt sei Jesus Christus!" zu dem Wanderer, der mit einem frommen: „„In Ewigkeit!"" den so herzlichen Gottwillkomm erwiederte.

„„Könnt Ihr mir einen Imbiß geben, gute Frau?""

„Gern, gern, lieber Herr!"

Dann ging sie wieder hinein, brachte Brod und Milch, breitete aber erst ein weißes Tüchlein über den Tisch, der vor der Bank unter dem Tannenbaum stand, strich sorgfältig mit der Hand darüber hin und stellte ein sauberes Schüsselchen vor den Fremden.

„Gott gesegne es Euch!" und sie wollte gehn.

„„Mütterchen, Ihr könntet mir einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr Euch zu mir setzen wolltet! Ich denke dann, mein Mütterlein sitzt neben mir und freut sich über meinen herzhaften Appetit, und Ihr möget denken, ich sei Euer Sohn, der heimkommt mit dem Ränzel von der Wanderschaft!""

„Ich könnte wohl Eure Mutter sein! Solch junges Blut! Ja, ja, so war mein Johannes auch, wie er heimkam: hatte das Herz auf der Zunge und frischen Muth in den Augen! Was die Zeit läuft!"

Die Alte holte sich ein Schemelchen, setzte sich dem Fremden gegenüber und schabte an den Rüben geschäftig weiter, sah aber von Zeit zu Zeit freundlich auf den Laib Brod, der nach und nach verschwand.

„„Nicht wahr, Mütterchen, ich habe ein gutes Gebiß — aber in das schöne schwarze Brod zu beißen, ist auch eine Lust!""

„Was die Zeit läuft! Mein Jesus, Johannes hatte auch solche Zähne!" murmelte die Alte kopfschüttelnd in sich hinein und schabte weiter.

Der Wanderer leerte ein Glas der süßen Milch und sah auf die Bauersfrau. Es lag etwas einfältig Sinniges

in diesen milden Zügen. Etwas unsagbar Anziehendes waltete in ihrem stillen Wesen, das immer nur in längst vergangenen Zeiten zu verweilen schien. Aber der Jüngling hatte ein fröhlich Herz; jetzt, nachdem er Speise und Trank genossen, hing er seinen Hut an einen Tannenast, streckte sich in das Moos und suchte nun gar gern ein heiteres Gespräch zu veranlassen.

„„Was ist dieser Tannenbaum so prächtig! steht er schon lange hier?““ fragte er endlich.

„Der Johannes hat ihn gepflanzt, und so lange steht er; er ist mit uns gewachsen. Was die Zeit läuft!“

„„Höre, Mütterchen, wißt Ihr was? Gebt mir Eure Schüssel: Ich werde Euch Eure Rüben schaben; ich verspreche Euch, ich werd's ordentlich machen, wenn ich auch mitunter einmal etwas abbeiße. Derweil erzählt Ihr von dem Tannenbaum! Nicht wahr, Mütterchen?““

Die Alte lächelte freundlich, ließ sich's gefallen, daß ihr der junge Bursch Schüssel und Messer abschmeichelte, und nun setzte sie sich vor ihn auf die Bank. Die Alte sah hinauf in den Baum und schien sich erst ihre Gedanken aufzuräumen, wie wenn man ein alt' liebes Schubfächel aufzieht, um verblichene Andenken darin aufzuräumen.

Ich werd' schon wieder anfangen müssen, meint der Jüngling, und zu dem nachdenklichen Antlitz der Alten hinaufsehend, fragt er: „„Wer war denn der Johannes?““

„Mein Gott! kennt Ihr den Johannes nicht? Hat ihn doch die ganze Stadt drüben gekannt! Der Johannes ist ja mein Mann!“ antwortete die Alte, und ward lebendig, als käm' es wie vergangenes Jugendglück zurück.

„„Wo ist denn der Johannes?““

„Ja so: Er war mein Mann. Ja, ja, was die Zeit läuft! — Aber Ihr wollt ja wissen von dem Tannenbaum!“

„„Ja, ich warte schon lange, Mütterchen; eine Mandel hab' ich schon geschabt!““

„Nun, Ihr seht so ehrlich aus und Ihr werdet auch mehr auf die Meinung sehen, denn ich kann meine Meinung nur so schlecht hinsetzen. Aber Ihr dürft auf die Jahrzahl Nichts geben, die kann ich mir nicht merken. Die Zeit läuft gar so geschwind!“

„„Das soll mich gar nicht stören; fangt nur an, ich

werde schon ordentlich aufmerken!"" — Damit lehnte der Jüngling den Rücken an den Baumstamm, stellte die Rüben in das Moos und horchte auf die Alte, die halb verlegen noch das Geschirr auf dem Tisch zusammenräumte und die Brodkrümchen auflas. Wie nun nichts mehr zu thun war, da strich sie mit der Hand über die Stirn und dann fing sie also an:

„Johannes und ich — zwei arme Leute — wir verlobten uns in der Gegenwart unsrer Verwandten zur heiligen Ehe; er reichte mir eine Kornblume, die er draußen im Felde gepflückt hatte, als Bürgschaft für das Halten seines Versprechens dar, und ich gab ihm die rechte Hand und nahm aus der seinigen die liebe Kornblume, die ich noch besitze und in meinem Gesangbuche sorgsam aufbewahre. Aus Armuth hätten wir uns jedoch nicht sobald heirathen können. Da sagte Johannes zu mir: „„Marie, ich geh' nach Böhmen hinein, da ist schöne Arbeit jetzt; wenn ich wiederkomme, bring' ich ein Häusel mit!"" Da bis an das Feldkreuz, das dort am Wege steht, begleitete ich ihn und empfahl seine Wanderschaft dem lieben Gott und der heiligen Jungfrau Maria, und ich ging still meiner Arbeit nach die ganze Zeit, daß er fort war. Aber ich wußte: der Johannes kommt wieder. Und denkt, Herr, Gott! was die Zeit läuft! — Pfingsten war's drei Jahr, daß er fort war — da kam ich eines Abends aus der Wiese da von Lindenau her und will eben eilig die Landstraße in die Stadt hinein, da ruft's hinter mir: „„Marie!"" Ich wußte gleich, daß es des Johannes Stimme sei, und freute mich, mit einem Dankesblick zu Gott, des Wiedersehens. Und wie vergnügt sah er aus, wie ein König, und dann schlug er auf sein Ränzel, daß es klang, und sagte: „„Marie, ich hab' ein Häusel mitgebracht!"" und wir gingen fröhlich hinein in die Stadt zu den Eltern. Darnach haben wir uns hier das Haus gekauft; es lag so schmuck da und schaute in's Land, und der Johannes hielt was auf Ordnung, und ein eigenes Grundstück. Wie sie uns nun getraut und ehelich eingesegnet hatten in der schönen großen Kirche in der Stadt, da haben sie uns unter den herzlichsten Segenswünschen hierher geleitet in unser Haus. Alles stand neu und blank in den Stuben und in der Küche, und die Vettern und Basen legten alle noch ein Angebinde

auf den Tisch, darunter das schöne messingene Crucifix und die Abbildung der heiligen Familie Jesus, Maria und Joseph, welche sämmtlich gar schön noch mein Wohnstübchen zieren. Wie nun Alle fort waren, die herzensguten Menschen, und ich mich mit Johannes in meinem lieben Eigenthum dann allein befand, da sagte ich: „Hans, wir wollen immer recht fromm und gottesfürchtig bleiben und stets ehrlich Haus halten. Und, Herr, wie da der Johannes mit einem trauten Ja! meinem Wunsche zugestimmt, nahm er den Hut ab, und er sah fast ernst aus. Auf dem Hut aber hatte er ein grünes Tannenreis. „„Mein Gott, Hans,"" sagt' ich, „„wo hast du das Reisel her?"" — „„Heut' früh, Frau"" — er sagte zum ersten Mal Frau, Herr! — „„ehe sie die Frühmesse eingeläutet, in der wir zusammen die heilige Communion empfingen, bin ich hinausgesprungen in den Wald, weil ich solche unbändige Freude hatte, bin auf die höchste Tanne gestiegen und habe mir das grüne Reis geholt. Das Reis wollen wir im Namen des Herrn an unsrer Hütte pflanzen, und wenn der Steckling ein gedeihlicher Baum geworden, dann wird Johannes und seine Marie gar kühlen Schatten haben!"" Das sagte der Hans, lieber Herr, Gott! was die Zeit läuft!" — Die Alte erzählte ruhig weiter: „Und so wurde es auch mit dem Reis. Wir haben's zusammen gepflanzt am Abend von dem Tag, wo die Hochzeit war; der Hans hat mit dem Spaten das Loch gegraben und ich habe das Reis eingesenkt. Und nun liegt Ihr da, junger Herr, unter dem großen Tannenbaum! Mein Gott, wenn ich nur erklären könnte, wie das so traulich war zwischen uns und dem Baum! Es schien, als wüßte er unsre Gedanken. Wie das Reis ein Jahr alt war, brachte ich dem Vater Hans unser Söhnlein Martin; der ist nun ein großer Mann und arbeitet unten im Niederland. Dann schenkte uns der liebe Gott noch zwei Kinder, und immer mit den Kindern ist das Bäumchen gewachsen; erst sprangen sie d'rüber weg, und dann wurde es bald so hoch, daß die Katze vom Dache hinauf konnte. Aber der Hans hat es auch gepflegt; alle Tage hat er danach gesehen; und wenn's einen neuen Ring ansetzte, war wieder ein Jahr um, und wir hatten uns eben so lieb, wie den ersten Tag. Es war, als sollte es nur so gedeihen, denn der Regen kam zu rechter Zeit, um es zu tränken, und

der Sonnenschein half mit. Eh' wir's uns versahen, rauschten die Tannenzweige über unser Häuslein weg. Alle seine Zweige kannten wir, und der Baum kannte uns und war wie ein braver Freund für uns. War auch Nichts vor ihm geheim: oben im Giebel sah er in die Schlafkämmerlein, unten in die Stuben. Die Kinder haben gespielt unter ihm, und Abends nach dem Tagewerk saßen ich und der Johannes im Schatten und sahen auf die Landstraße, wo er ehedessen nach Böhmen gewandert. Drunten in der Schmiede sahen wir die Funken von dem Herde stieben und drüben über der Straße läutete das Glöckchen auf der Grube zum weißen Hirsch. — Der Johannes war Bergmann, Herr, — ach! und es kamen auch schlechte Zeiten und wir haben uns schwer durcharbeiten müssen. Wollte aber die Sorge zu groß werden, und wußten wir nicht, ob wir auf den andern Tag Brod haben würden: Abends unter dem Tannenbaum, über den hin von den Thürmen der nahen Stadt die so trostvolle Ave-Maria-Glocken klangen, ward es uns leichter. Dann hatte der Hans bei'm Einfahren einen schweren Fall gethan und er hat so lange daniedergelegen. Da wollte mir manchmal das Herz brechen; aber von dem Bild der heiligen schmerzhaften Muttergottes, das mich innerlich zur Geduld und Gottergebenheit und zum Antheilnehmen am Leidenskelch Jesu Christi erhob, hinweg sah ich durch das Fenster auf den Tannenbaum und da dachte ich an den schönen Tag, wo der Hans im Namen des Herrn das Reis gepflanzt, und ich mußte daran denken, wie fromm, wie wacker und brav der Hans immer gewesen und wie er so emsig gearbeitet hatte, daß wir unser tägliches Brod hatten, und nachher auch immer fort, bis jetzt, und wie er so große Freude gehabt, daß der Baum gottgesegnet mit unserer Ehe aufgewachsen war, — da kam's über mich, Herr! daß ich mich fast der Thränen schämte und daß ich bis in die Nächte hinein schaffen konnte ohne Mühe. Es ward aber noch ärger — da kam ein Winter in's Gebirge, so hart und kalt, wie sich die ältesten Leute nicht zu besinnen vermochten. Die Kinder waren immer Holz lesen gegangen in den Wald; aber der Schnee sperrte endlich alle Steige und Wege. Da kamen die Vettern und Bekannten und meinten: „„Haut doch den Baum um, da habt Ihr Holz genug auf den Winter

und es kostet Euch nichts!"" Wie ich hineingehe und denke: dem Hans mußt du es doch sagen, da meinte er: „„So lang' ich leb', Marie, kommt keine Axt an den Baum!"" Und ich sagte: „„Gott sei Dank!"" denn ich hatte auch so gedacht. — Und da steht er noch, Herr, der liebe alte Baum! — Gott! wo ist die Zeit geblieben?" — Die Alte kniff die Schürzenecke um und ruhte ein wenig aus. — „Und wie nun mein Alter zum Sterben kam, Herr," — so fuhr sie fort, — „und er die heiligen Sakramente empfangen hatte, da habe ich ihm sein Bett an das Fenster gerückt, daß er den Tannenbaum sehen konnte; und eh' er die Augen zugethan, da hat er noch einmal, nachdem er inbrünstig das Crucifix geküßt, mit hellen Augen hinaufgesehen in die Tannenzweige, hat mir dann zugewinkt, und es war, als ob ein Lächeln über seine Lippen käme, denn er konnte nicht mehr reden, und dann lieber Herr, dann ist er eingeschlafen! Aber das ist lange her!" — Die Alte schwieg wieder ein Weilchen. Dann stand sie auf und trug das Geschirr in die Stube. — „Wie der Johannes nun im Frieden des Herrn in die Ewigkeit gegangen war," sprach die Alte weiter, nachdem sie wieder zurückgekehrt, „da war's mit dem Baum recht wundersam. Es war mir, als wäre der Hans noch um mich und als könnte ich mit ihm reden, wie sonst. Ich wußte, was in den Zweigen rauschte. Und sehet, Herr, so ist es mit dem Baum. Das Unglück und die Sorgen waren noch nicht aus. Manchmal noch kamen sie und sagten: „„Haue den Baum um, er kostet einen hübschen Thaler Geld!"" Sie wußten nicht, was sie thaten, und ich mochte es ihnen nicht sagen, warum ich es nicht thun konnte. Ich habe dazu geschwiegen — danach aber wurde es wieder besser. — Meine Kinder sind versorgt und haben sich hinaus verdingt in's Land und kommen alle Jahre zu Pfingsten heim. Ich sitze alle Abend unter dem Tannenbaum und denke an den Hans und die liebe schöne Zeit! Ich bin still, Herr, und habe Alles drüben. — Aber da macht mir Eins noch Sorge, lieber Herr."

„„Und was denn, lieb Mütterchen?""

„Ich kann's nicht ausdenken, wie es sein wird, wenn ich nun auch unter der Erde bin. Die Leute werden den Tannenbaum nicht verstehen. Ich und der Hans haben ihn

verstanden und uns hat er gekannt. Das kann mir weh thun, wenn ich ihn so verlassen denke!“

„„Aber Eure Kinder, Mutter Marie, die werden in Euer Häuschen ziehen!““

„Ach was, junger Herr? die Kinder, die können's auch nicht so verstehen. Wir drei, wir gehören nun einmal zusammen: der Tannenbaum, ich und der Hans. Mein Sohn Martin wird sich schon selbst einen pflanzen und die Mädchen finden ein anderes Haus. Wir haben die Kinder gewiegt unter dem Baum, ja Herr, das ist wahr; aber kommt etwa die junge Schwalbenbrut auch in das Nest der Mutter zurück? Sie können's nicht wissen, wie es so geworden ist mit mir und dem Hans, und das weiß der Tannenbaum Alles ganz genau! — Nun geht, junger Herr, daß Ihr Euer Tagewerk nicht versäumt und behüt' Euch Gott! der Johannes ging auch einmal wandern!“ —

Bei diesen Worten nahm die Alte das Tischtuch zusammen und ging in die Hausthür hinein.

Der Jüngling nahm seinen Hut von dem Tannenzweig und wanderte schweigend von dannen; Thränen im Auge blickte er unterwegs noch recht oft nach dem hohen Tannenbaum zurück und wünschte dem hochbetagten Mütterlein einen recht friedlichen Lebensabend. —

3. Es war im Spätherbst und der Wind strich rauh über das Gebirge. Der Wanderer, den wir vor wenig Monden mit dem Frühling nach Böhmen ziehen sahen, war auf der Heimkehr und kam der Hügelreihe näher und näher, auf der des Bergmanns Johannes Hütte stand. Wo aber war der Tannenbaum, an den er damals seinen Hut gehangen hatte?

Ein Bergmann stand auf der Straße — er redete ihn an: „Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, wohin der Tannenbaum gekommen ist, der auf jener Höhe stand? Ist denn die Frau Marie weggezogen?“

„„Ja, Herr, weggezogen wohl, aber in ein stilles Quartier, in das — Grab! Wie es Pfingsten war, ward sie krank, und sie meinte: es käme zum Sterben; da hat sie die heiligen Sakramente empfangen und ihr Vermächtniß gemacht. Ihr Häusel, das sollte der Martin bekommen; aber den Baum sollten sie aushauen und einen Sarg daraus zimmern;

in diesem wollte sie schlafen bis hin zum jüngsten Tage. Die Leute wollten ihr das ausreden, und die Kinder dachten: die Mutter wird schon wieder gesund werden, und da kann sie sich auf's Neue unter den Schatten des geliebten Tannenbaumes setzen. Frau Marie schickte aber plötzlich den Buben vom Nachbar nach der Axt, und wie es Abend wird, da läßt sie den altehrwürdigen Baum umhauen. Die Leute schüttelten den Kopf. Am andern Morgen, wie die Kinder nach der Mutter rufen, da finden sie dieselbe todt im Bette. Aus dem Tannenbaum hat man den Sarg gezimmert und die Greisin neben ihren Mann, den Johannes, begraben. — Schade ist's doch um den Baum; den hätten sie können auf der Erde lassen!"" fügte noch halb unwillig der Bergmann hinzu und ging seines Weges.

„Wie's die Leute aber verstehen!" — sprach vor sich hin der Wanderer. „Ich weiß, warum die Alte den Tannenbaum mit in's Grab genommen hat." —

18.

Der alte Grabstein.

(Aus: Märchen und Geschichten für Jung und Alt von H. C. Andersen.)

In einer unserer kleinen Landstädte saß eines Abends um einen Mann, der im eigenen Hause wohnte, die Familie im Kreise versammelt in der Jahreszeit, da die Abende schon länger werden; aber die Luft war noch mild und warm. Die langen weißen Vorhänge verdeckten die Fenster, an welchen Blumentöpfe standen, und draußen schien der Vollmond hell und klar. Davon wurde doch nun nicht gesprochen, sondern von einem alten großen Stein, welcher auf dem Hofplatze, dicht neben der Küchenthür lag, wo die Mägde die blankgescheuerten Kupfergeschirre zum Trocknen in der Sonne aufzustellen pflegten und die Kinder ihre Spiele trieben. Eigentlich war das ein — alter Grabstein.

„Ja", sagte der Hausvater, „ich glaube, der Stein stammt von der alten Klosterkirche her. Damals wurden ja sowohl die Betstühle als auch die Gedenk- und Grabsteine

meistbietend verkauft. Mein seliger Vater erstand mehrere von den letzteren, die er zu Pflastersteinen zuschlagen ließ, doch jener dort wurde nicht verbraucht und blieb auf dem Hofe liegen."

„„Man kann noch deutlich sehen, daß es ein Grabstein gewesen ist,"" sagte das älteste von den Kindern. „„Es ist noch ein Stundenglas darauf zu unterscheiden und ein Stück von einem Engel, aber die Inschrift ist verwischt, mit Ausnahme des Wortes „Preben" und einem dabei stehenden „S.", und weiter unten steht „Martha." Mehr kann man nicht lesen, und auch diese Buchstaben nur, wenn es eben geregnet hat, oder wenn wir den Stein abwaschen.""

„„Du lieber Gott! dann muß das Preben Svane's und seiner Frau Leichenstein gewesen sein,"" sagte ein alter Mann von der Gesellschaft, der recht wohl der Großvater aller in der Stube Anwesenden hätte sein können. „„Ja, dies Ehepaar war eines der letzten, die auf dem alten Klosterkirchhofe begraben wurden. Jedermann kannte die beiden alten Leute, Alle liebten und ehrten sie; es war das sogenannte Königspaar unter den Alten dieser Stadt. Man sagte von ihnen, daß sie mehr als eine Tonne Goldes im Vermögen hätten, und doch trugen sie nur ganz schlichte grobe Kleider, aber ihre Wäsche war immer blendend weiß. Ja das war ein Paar gottesfürchtiger, herrlicher Eheleute! Wenn sie oben auf der hohen Steintreppe vor ihrer Hausthür saßen, über welche ein alter Lindenbaum seine Zweige ausbreitete und den Vorübergehenden einen freundlichen Gruß zunickten, so wurde man ordentlich froh darüber. Sie waren Beide so unendlich gut gegen Arme, gaben ihnen in der Liebe Jesu Christi zu essen, kleideten sie und baten die Empfänger ihrer Wohlthaten nur um das Gegenalmosen des Gebets. — Zuerst starb die Frau; ich erinnere mich noch deutlich des Tages. Ich war damals ein kleiner Junge und mit meinem Vater zu dem alten Preben gegangen, als die Frau eben verschieden. Der alte Mann war so betrübt über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, daß er bitterlich und wie ein Kind darüber weinte. Die Leiche lag noch in der Schlafkammer neben der Stube, wo wir saßen. Das Crucifix, vom Rosenkranz umschlungen, lag auf der Brust der Todten. Der Alte klagte meinem Vater und einigen Nachbarn, die ebenfalls Kranken-

besuche machen wollten, wie einsam es ihm nun in seinem Hause sein und wie verlassen er sich darin fühlen werde; wie fromm, treu und edelmüthig die Verstorbene gewesen, wie viele Jahre sie mit einander im Frieden des Herrn verlebt, und wie es gekommen, daß sie einander kennen gelernt und liebgewonnen hätten. Ich war damals, wie gesagt, noch klein, stand da und hörte Alles mit an und wurde so sonderbar davon ergriffen, die Klagen des alten Mannes zu hören, und zu sehen, wie sein Gesicht sich mehr und mehr belebte, als er von den Verlobungstagen sprach und den Nachbarn mittheilte, wie liebenswürdig die nun Todte damals gewesen sei; und als er dann von den Hochzeitsfeierlichkeiten erzählte, glänzten seine Augen und er schien gleichsam die längst entschwundenen Tage seiner Jugend noch einmal zu durchleben, während sie, die Gelobte und Geliebte, nun nebenan auf dem Todtenbette lag — eine alte, abgelebte Frau, und er, der Greis, zuletzt von der hehren Hoffnung des Wiedersehens in dem Himmel redete! — Ja, ja, so geht's in der Welt! Damals war ich nur ein Kind, und jetzt bin auch ich alt geworden wie Preben Svane. Die Zeit fliegt schnell dahin und Alles ist dem Wandel unterworfen. Ich weiß mich noch heute auch des Begräbnißtages zu erinnern. Der alte Preben ging dicht hinter dem Sarg und betete andächtig für die Seelenruhe der Abgeschiedenen und gewiß auch für sich um ein baldiges seliges Ende. — Ein paar Jahre vorher hatten die hochbetagten Eheleute ihren Grabstein zurichten und ihre Namen darauf einhauen lassen — nur das Datum und die Jahreszahl des Sterbetages war noch offen gelassen. Der Stein wurde nun auf das Grab der Frau gewälzt, um im folgenden Jahre wieder gehoben zu werden, als der greise Preben zu seiner Frau hinabgesenkt werden sollte. Sie hinterließen keine so großen Reichthümer, als es geheißen; sie schenkten ja zu ihren Lebzeiten gar Vieles dem armen Jesus. Was von baarem Vermögen und Besitz sich vorfand, kam in die Hände ferner Verwandten in der Fremde, von welchen man vorher nie etwas gehört hatte. Das alte Haus von Tafelwerk und mit der hohen steinernen Treppe unter der Linde ließ die Stadtbehörde niederreißen, denn es war zu baufällig, um es länger stehen zu lassen. Als später mit der Klosterkirche gerade so verfahren und der Klosterkirchhof

geebnet ward, kam Preben's und Martha's Grabstein, wie alles übrige dortige Inventar, in die Hände Derer, die davon kaufen mochten, und so geschah es, daß dieser Leichenstein nicht auch zerschlagen wurde, sondern auf dem Hofplatze liegen geblieben ist, um den Kindern zur Spielstätte, und den Mägden als Trockenplatz für das gescheuerte Küchengeschirr zu dienen. — Das Pflaster der einen Straße geht nun über des alten Preben und seiner Martha Ruhestätte hin, und Keiner weiß mehr von den beiden Todten zu sagen!''' —

Und der alte Mann, der alles Dieß erzählt hatte, schüttelte wehmüthig den Kopf: ,,,Vergessen werden! — Alles wird einst vergessen sein!''' — sagte er.

Und nun wurde in der Gesellschaft von andern Dingen gesprochen; aber der kleinste von den Knaben drinnen, ein Kind mit großen, ernstblickenden Augen, kletterte auf den Stuhl hinter den Fenstervorhängen und schaute in den Hof hinab, wo der Mond hell auf den großen Grabstein schien, der ihm sonst ganz leer und flach vorgekommen war. Alles, was der kleine Knabe von Preben und seiner Frau gehört hatte, enthielt dieser Stein. Und er sah den Stein an und er sah den klaren Vollmond an in der reinen hohen Luft, und es war ihm, als wenn ein Abstrahl von der Glorie Gottes auf die Erde herniederleuchtete.

„Vergessen werden! — Alles wird einst vergessen sein!“ — hallte es dort in der Stube wieder, und im selbigen Augenblick küßte ein Engel den kleinen Knaben auf die Stirn und Brust und flüsterte ihm in's Ohr: „„Hüte das dir verliehene Samenkorn wohl! hüte es bis zur Zeit der Reife! Durch dich, du Kind, soll einst die verwischte Inschrift des verwitterten Grabsteins in lichten goldenen Zügen wieder vor Augen gestellt werden! Das alte gottesfürchtige und so barmherzig gewesene Ehepaar wird wiederum Arm in Arm umherwandeln durch die alten Gassen, mit frischen rothen Wangen auf der steinernen Treppe unter der Linde sitzen und in der Liebe unsers Herrn Jesu Christi Arme und Reiche freundlich lächelnd grüßen! Das Samenkorn dieser Stunde wird mit der Zeit zu einem blühenden Dichterwerke heranwachsen; denn das Gute und Schöne, das zur größeren Ehre Gottes dient, soll nicht vergessen

werden, sondern in Sagen bleiben, und in Sagen und Gesängen zur Erbauung und geistigen Erfrischung der Nachwelt fortleben!"" —

19.

Dem Kinderspotte verfallen!

(Aus: Katholischer Volkskalender von Friedrich Wilhelm Grimme.)

Wir näherten uns, — so erzählt Freund S. — einem mäßigen Städtchen, über dessen ziemlich erhaltene Mauern nichts von Bedeutung zu uns herübersah, als der Kirchthurm und das hochgegiebelte, mannigfach geschnörkelte Dach eines Gebäudes, das wir vorläufig für das Rathhaus hielten, bis wir es später anders erfuhren.

Dem halbverfallenen Thore zunächst, an dessen Eingang eine uralte Linde mit ihrem weitgreifenden Laubdach ein Kreuzbild überwölbte, jagte sich ein Schwarm Buben einher, die einzig auf ihr lärmendes Spiel Acht zu haben schienen; nur fiel uns auf, daß je zuweilen, wenn ihr Lauf sich der Linde wieder zukehrte, der Eine oder der Andere von ihnen rief: „He, Herr Sebaldus! sollen wir Knöpfles spielen? Wir setzen Knöpfe ein und Ihr — Dukaten!" Und jedesmal folgte lautes Lachen und Juchhe der Uebrigen; und unter dem vielstimmigen Rufe: „Ja, Knöpflesspielen! Knöpflesspielen, Herr Sebaldus!" rauschte der wilde Schwarm weiter, um bald darauf wiederzukehren und das Gleiche zu rufen.

Wir wurden aufmerksam.

Und als wir näher zu der Linde kamen, sahen wir, wem der schrille Spott gegolten hatte. An ihren halb ausgefaulten Stamm gelehnt, stand ein — alter Bettler mit wüstem Bart und eisgrauem Kopfe, seine Gesichtszüge tief gefurcht, der Kittel vielfach zerfetzt, so daß ihm der Wind durch hundert Löcher blies, und die dürren Hände über einen Weißdornstock gefaltet, während die Lippen ein leises Vaterunser murmelten. Ein zerlumptes Tüchlein lag vor ihm auf dem Boden. Wir warfen — Jeder — eine Kupfermünze auf dasselbe und wollten weiter gehen. Aber alsbald hörten

wir hinter uns wiederum die wilde Rotte der Buben heranbrausen, und ihren vielstimmigen Ruf: „He, Herr Sebaldus! nach Kronthalern bücken wir uns nicht, nach Pfennigen aber gerne!“ Andere riefen: „Vornehmer Leute Grillen!“ und mit hellem Gelächter rannte die Schaar wieder ihres Weges. — Wir wandten uns zu dem Bettler um und sahen, daß die Geldstücke auf seinem Tüchlein aufgelesen waren, zugleich aber auch, daß eine Thräne über seinen grauen Bart herniederglitt. Wir warfen ihm abermals einige kleine Münzen zu und sagten: „„Nehmet das, Herr Sebaldus!““ wie wir dessen Namen von jenen Knaben gehört hatten. Da sah er zu uns auf; seine Lippen zuckten schmerzlich; er sprach: „Ihr guten Freunde! nennet den Namen nicht — er schneidet dem alten Sewald durch die tiefste Seele; denn er gemahnt ihn an die Thorheit seiner Jugend!“

Wir wurden neugierig und Einer von uns sagte: „„So erzählet uns denn, welche Bewandtniß es mit diesem Namen hat! Erkläret uns auch: was wollten die bösen Buben mit dem Knöpflesspielen und den Kronenthalern?““

Wieder quollen ihm die Augen über, und nach einer Pause sprach er wehmuthsvoll: „Außer dem Kirchthurm dieses Städtchens wird Euch schon von Weitem der Giebel eines Hauses in die Augen gefallen sein, das stolz über allen andern emporragt — es brauchte sich in einer Königsstadt nicht zu schämen — es ist mein elterliches Haus. Im reichsten Ueberfluß bin ich geboren, auf Seidenteppichen hab' ich das Gehen gelernt, und Silber und Elfenbein ist mein Spielzeug gewesen! Jeder meiner Launen dienten fünfzig Hände zugleich, das ganze Haus drehte sich um das einzige Söhnlein, und das Söhnlein lernte befehlen; Alles gehorchte und ließ sich des Kindes Willen hoch hinaus über den Kopf schießen. Gar so gern schon ließ sich der kleine Haustyrann „Herr Sebaldus!“ nennen, und er nannte sich selber so, wenn man ihn nach seinen Namen fragte; der Vater aber lachte dazu, sobald er's hörte. Wenn Jemand an meinen Vater, der fast allmächtig in dem Städtchen und in der Umgegend herrschte, ein Begehren hatte, und dabei das liebenswürdige Söhnlein, den „Herrn Sebaldus“ einzuflechten wußte, so konnte er der Erfüllung seines Wunsches gewiß sein! Und der Name ist an mir haften geblieben — bis zum Bettelstabe; und wie

wie er mir früher schmeichelte, jetzt brennt er mir in der Seele!

Ihr hörtet ja auch, was die Spötter riefen! — Es pflegten die Kinder der Nachbarsleute sich an den Treppenstufen meines elterlichen Hauses zu versammeln, um — nach Kinderbrauch — mit Bohnen oder Knöpfen zu würfeln. Wenn ich Theil an ihrem Spiele wünschte und sie mir antworteten: „Komm' Herr Sebaldus, wenn du Knöpfe hast!“ — so rief ich ihnen oft genug zu: „„Habt ihr bleierne, so hab' ich goldene!““ und ich brauchte nur in's Haus zu gehen und zu verlangen, so griff mein Vater in die volle Truhe, und die Hand voll Dukaten — kehrte ich zu der Truppe zurück und setzte sie triumphirend in's Spiel und würfelte mit ihnen um die Knöpfe Jener. Mein Vater aber stand am Fenster und sah mir lachend zu. Meine Gespielen haben es in der Erinnerung fest gehalten, und ihre Enkel rufen mir's jetzt mit gellendem Hohne zu, wo ich am Wege stehe und die Hand nach Almosen ausstrecke.

Daß ich aufwuchs, ohne je den Finger für die Arbeit zu krümmen, könnt Ihr euch denken, ohne daß ich es sage. Nur ein Mal, weiß ich, habe ich eine Sense in der Hand gehalten, doch nicht zur Arbeit, sondern auch da, um mit meinem Gelde zu prunken. Ich war mit hinausgegangen in die weite Kornflur meines Vaters: die Mäher hatten lange Mahden Hafers niedergestreckt; sie machten eben eine Pause, um ihre Sensen zu wetzen. Und da ich sah, wie sich Jeder nach einem Steinchen umsah, um bei dem Wetzen den Stiel der Sense darauf zu stemmen, rief ich Einen von ihnen zu: „Zeig' her, laß' mich's versuchen!“ Und statt eines Steines warf ich einen — Kronenthaler zur Erde und stellte die Sense auf ihn. Als ich sie ihm zurückgereicht, ging ich von dannen; da rief mir Jener nach: „„Herr Sebaldus, nehmt doch euern Kronenthaler wieder auf!““ Ich aber gab zur Antwort: „Um einen Kronenthaler wird mir das Bücken zu sauer!“ Jener stutzte, und wußte nicht, ob er das Geldstück aufheben dürfe. Ich aber rief: „Vornehme Leute dürfen ihre Grillen haben!“ und ging meines Wegs. O wie gern bück' ich mich jetzt nach dem Pfennig, den mir die mitleidige Hand vom Wege zuwirft, und der

Spott der Jugend gibt mir einen Stich in's Herz, wenn sie mir es zuruft, wie Ihr gehört!

Ich arbeitete nichts, ich konnte nichts und lernte nichts, als Geld verschleudern; alle Leidenschaften schossen üppig auf; und wie sie anfingen, volle Blüthen zu treiben, da — starb mein Vater. Waren mir schon früher die eisernen Geldkasten, die der Reihe nach auf Rädern in des Vaters Schlafgemach standen, nicht verschlossen gewesen, so bin ich jetzt ganz alleiniger Herr darüber geworden. Winters in der Residenz, Sommers in den Bädern — so bin ich, so zu sagen, darauf gereist, mein Geld unter die Leute zu bringen, und kurze Zeit nur, da durfte in jedem der Kasten der Schlüssel stecken bleiben und und verrosten: sie waren leer bis auf den untersten Grund. Doch meine Hütten und Hämmer! dacht' ich. — Aber meine Mitgewerker spekulirten auf meine Dummheit und meine Eitelkeit zugleich: den Gewinnst wußten sie mir zu entführen, doch alle Verluste mir allein in die Schuhe zu schieben, bis ich mir zuletzt meinen ganzen Antheil an den Werken für ein Spottgeld abschwätzen ließ. Höret Ihr drüben aus dem Thalgrunde herauf die Hämmer pochen? Sie alle waren mein, und der Bettler fühlt jeden ihrer Schläge schmerzvoll an sein Herz pochen. „Laß' hin sein!" dachte ich damals; hatt' ich doch nur Last und Aerger davon;" meine riesengroße Feldmark ist mein eigentlicher Reichthum!" Ich nahm indeß bald auf diesen, bald auf jenen Acker Geld auf, versetzte oder verkaufte bald diese Wiese, bald jenen Wald, und trieb's in meiner gewohnten Weise; — aber nicht lange — so machte die Schelle des Ausrufers in allen Gassen und durch alle Nachbardörfer bekannt: daß das ganze Anwesen des Herrn Sebaldus, so weit es ihm bisher noch gehöre, zum gerichtlichen Verkauf ausstehe; und konnte ich vordem in gerader Richtung eine Meile weit auf dem Meinigen gehen — sehet her: von diesem Thore an bis zur Spitze jenes Berges dort in der Ferne — jetzt fügte sich mein ganzes Besitzthum in den Raum der vier Wände meines Hauses; und geht jetzt der Bettler an seinem Stabe den alten Weg über Feld, so brennt ihn jeder Fuß breit Erde unter den Sohlen. — Noch verließ ich mich auf mein volles Haus. Gold- und Silbergeschirr wanderte zum Juden, ein Stück Hausgeräth nach dem andern ging zur

Thür hinaus; ich borgte auf das Haus selbst, und kurze Zeit, so hielten die Gerichtsdiener auf meiner Treppe das Aufgebot, und ein neuer Eigenthümer richtete sich ein in meinen Räumen. Der Bettler meidet die Straße, wo das Haus steht, das er „sein“ nannte; und muß er vorüber, dann schlägt er die Augen nieder, um die Treppe nicht zu sehen, auf deren Stufen er Knöpfles gespielt mit Dukaten, und das Fenster, von wo der Vater lachend seinem Sohne zugeschaut. — Ich bot mich zum Taglohn an: allein ich verstand Nichts und Niemand wollte mich, und von Manchem bekam ich das bittere Wort zu hören: „„er habe keinen Kronenthaler, worauf ich die Sense stellen könnte!““ Kümmerlich nährt' ich mich vom Wildgang, vom Fisch- und Vogelfang; doch ich zerlumpte immer mehr, Krankheit gesellte sich dazu, meine Glieder wurden gebrechlich, meine Kraft war dahin und der einzige Stab meines Alters blieb der — Bettelstab! Nur das Vaterunser, das ich anfangs widerstrebend murmelte, wenn ich um Almosen anhielt, es ist jetzt mein einziger Trost und hat den armen Sewald mehr gelehrt, an Gott zu denken, als die Schmeicheleien, die man ehedem dem reichen Herrn Sewaldus spendete. — Dank für Eure Gabe! Gott lohn's Euch!“ —

Tief bewegt standen wir, als er seine Erzählung geendet hatte. Wir sprachen ihm unser Bedauern aus, er aber entgegnete: „Bedauert mein Elend nicht, denn ich hab' es ja verdient! Aber bedauert meine Thorheit, die es mir zugezogen, und die Verblendung des Vaters, der meiner Thorheit nicht gesteuert!“ — —

Nachdem wir uns von ihm verabschiedet und in's Städtchen eingetreten waren, betrachteten wir mit eigenthümlichen Gefühlen das stolze Haus am Markte, das einst der reiche Herr Sebaldus bewohnt, an dessen Treppen er „Knöpfles“ gespielt mit Dukaten, und an dem er jetzt vorüberwankte, ohne die Augen aufzuschlagen; wir gedachten an die Tage des Glanzes und des Glückes, in denen er Gottes vergessen hatte und an das „Vaterunser“ des armen Sewald, worin er uns Gottes Lohn wünschte, da wir ihm den Bettler-Pfennig auf sein Tüchlein warfen draußen an der Linde! — —

20.

Langes und beharrliches Suchen.

(Aus: Novelleten aus dem Familien-Leben.)

1. Eines Tages im Jahre 1866 näherte sich zu Paris ein junger Mann einem auf der Straße dastehenden Miethfuhrwerke und sprach zu dem Inhaber desselben:

„Kutscher, ich nehme Euch auf die Stunde."

„„Gut, mein Herr!""

Der junge Mensch schwingt sich leicht in das Cabriolet.

„„Wohin will der Herr fahren?""

„Zuerst nach der alten Straße des Tempels, Nummer 33."

Der Kutscher scheint überrascht, doch peitscht er seinen Gaul, und das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung, und zwar in der Art, wie die Kutscher auf die Stunde es gewöhnlich zu halten pflegen.

„Ein wenig schneller, mein Alter; denn ich habe Eile!"

Und der Alte läßt seine Peitsche schwirren.

Man kommt endlich in die alte Tempelstraße und hält vor der Nummer 33.

Der junge Mensch springt aus dem Cabriolet und spricht mit dem Thürsteher; bald aber kehrt er zurück und sein Gesicht verräth eine innere Bewegung.

„Ganz unbekannt also?" murmelt er vor sich hin; „wer wird mir da Aufschluß verschaffen? Vielleicht Freund Lenday, wenn er noch lebt! — Kutscher, nach der Straße de la Sourdière, Nummer 14!"

„„Schon gut, mein Herr!""

Dem alten Kutscher scheint eine Erinnerung durch den Kopf zu schweben. Er wendet jedoch um und fährt nach der Straße de la Sourdière, die an dem andern Ende von Paris liegt, von wo sie eben hergekommen.

Sie langen an, der junge Mensch springt eine alte Treppe hinauf, und nimmt immer vier Stufen auf ein Mal; bald aber kommt er gleichfalls mit betrübten Gesichte zurück.

„Todt, also!" spricht er vor sich hin, indem er sich zurecht setzt; „er war sein bester Freund! — Wohin wende ich mich jetzt? — Vielleicht weiß es die Kohlenhändlerin Louise — es komut auf einen Versuch an! —

Kutscher, nach der Straße du Colombier, in der Vorstadt St. Germain!“

„„Schon recht, Herr! — Vorwärts, Grauer!““

Und nun fahren sie wieder eine Stunde weit, nach dem andern Ufer der Seine. —

2. Wer ist dieser junge Mann? Woher kommt er? Wen sucht er so eifrig? — Der geneigte Leser soll es alsbald erfahren.

Zu Ende des Jahres 1836, also vor dreißig Jahren, verließ ein kleiner Taugenichts seinen Vater, dessen Strenge ihn in festen Zügeln hielt. Der Vater war ein verunglückter Kaufmann und wohnte in einem bescheidenen vierten Stocke in der alten Tempelstraße, Nummer 33. Er war Wittwer und hatte Niemanden auf der Welt als den kleinen Alfred, um ihm seine alten Tage zu verschönern. Der Junge aber, der unter des Vaters Sorge und Pflege nicht gut thun wollte, brachte schnell etwas Geld zusammen und schiffte nach Amerika hinüber. Hier sah sich Alfred bald von Allem entblößt; er stellte ernste Betrachtungen an, dachte an Gott, dem er seither so wenig gedient, und an seinen Vater, den er durch seine heimliche Flucht so schwer gekränkt hat. Noth aber lehrt beten und arbeiten; Elend und Gebet drängten ihn gewaltsam zur Arbeitsamkeit, und sein von Gott gesegneter sittlicher Wandel und Fleiß trug bald köstliche Früchte. Zehnmal schrieb er alsdann an seinen Vater, aber eben so oft sandte ihm dieser die Briefe zurück; er wollte nichts mehr wissen von dem ihm entlaufenen Sohne, der herzlos ihn, den gebrochenen Stamm, allein ließ. Und obgleich dieser Alte eines Tages nicht wußte, woher er sein tägliches Brod hernehmen sollte, so sandte er doch die zahlreichen Banknoten zurück, die an demselben Morgen bei ihm von seinem Sohne eingetroffen waren.

Doch — kehren wir zur Gegenwart zurück. —

3. In der Straße du Colombier hält das Cabriolet vor der räucherigen Höhle einer Kohlenverkäuferin. Der junge Mensch springt vom Schlage, geht hinein und fragt nach der Louise.

„O des Mißgeschickes! — Sie hat das Geschäft schon längst aufgegeben! — Da müssen wir zur Polizei fahren;

das wäre auch gleich das Kürzeste gewesen! — Kutscher, zur Polizei-Präfectur in der Jerusalems-Straße!"

„„Schon gut, mein Herr!""

Und wieder fahren sie nach einem andern Ende von Paris. — Der junge Mann geht sichtbar bewegt in die Zimmer der Verwaltungs-Behörde. Nach einigen Minuten kommt er zwar rasch zurück, aber Trauer malt sich in seinem Antlitz.

„Schnell, Kutscher, nach der Straße St. Honorè, zum Cabriolet-Vermiether Galpin!"

„„Das ist mein Herr.""

„Kennt ihr den Kutscher von Nummer 140?"

„„Das ist meine Nummer.""

„Wie, Himmel? — Du — **mein Vater!!**"

Hier folgte eine ergreifende Scene, mitten auf der Straße, in einem Cabriolet. — Und Vater und Sohn rollten bereits mehrere Stunden im Wagen neben einander umher, ohne sich zu erkennen.

Der Greis weinte schluchzend in den Armen seines Sohnes, und mit dem Blick des Dankes nach Oben, verzieh er ihm von ganzem Herzen.

Alfred hatte Mühe, ihn zu bewegen, das Kutscher-Handwerk aufzugeben und bei ihm frohe uud glückliche Tage fortan zu genießen. —

21.

Der gute Rath.

(Aus: Nelkenstock von A. M. Veilch.)

Eine Mutter, die herzlich fromm war, klagte einst dem heiligen Franziskus von Sales: „Ach, ich kann ja meinem Sohne keine Neigung zu der Religion einflössen, obschon ich ihm beständig vorpredige und zuspreche!"

Der Heilige gab ihr zur Antwort:

„„Ich rathe Ihnen, anstatt mit Ihrem Sohne beständig von Gott zu reden, sprechen Sie desto mehr mit Gott von Ihrem Sohne!"" —

22.

Ererbter Familien-Haß.

(Nach: Altes und Neues aus Spanien von W. von Minutoli.)

Puerto Santa Maria am Ausfluß des Guadalete in die Bay von Cadiz, liegt zwei Stunden von Xeres. Das Land ist heiß, der Wein glühend und das Blut der Menschen rollt feurig durch die Adern. Allein der Boden treibt die reichsten Ernten; der Rebensaft ist der edelsten einer, und die Bewohner zählen — trotz ihrer Leidenschaftlichkeit — zu den schönsten und tüchtigsten Spaniern.

Unter diesem Volke giebt es aber gar häufig seltsame Seelenzustände, die man durchaus nicht bestimmten Begriffen unterordnen kann, weil sie in ihren inneren Widersprüchen mit der allgemein herrschenden tiefen Religosität keinen Schlüssel gewähren, um sie begreifen und würdigen zu können. Es sind Gefühle — nicht hinreichend motivirt, aber mit Energie und Consequenz ein ganzes Leben hindurch bewahrt und ausgebildet; ohne sittliches Prinzip neben sonst tugendhaftem Wandel und höchster Ehrenhaftigkeit; an Gemüthskrankheit streifende Verblendung und Vorurtheile neben einfacher und klarer Denk- und Handlungsweise.

Ein solches Beispiel mag hier folgen; ein Beispiel ererbten Familienhasses — ohne jeden persönlichen Groll, Bitterkeit, Eifersucht, Schadenfreude, Mißgunst, Rache oder Bosheit; — eine Auffassung, die in zwei Individuen gleichartig vorhanden und als Ehrensache gepflegt ward, und endlich einen gräßlichen Ausgang nahm.

Es folgt nun die Erzählung, wie sie uns von achtbaren Männern mitgetheilt ward, und welche selbst solche Vorgänge bitterlichst beklagen. — —

An einem heissen Augusttage des Jahres 1853 war ich mit einem Freunde von Cadiz nach Puerto Santa Maria herüber gekommen. Auf dem kleinen, überfüllten Dampfschiffe ohne Zelt waren wir halb gebraten und beeilten uns daher, möglichst bald ein kühles Zimmer zu betreten und Erfrischungen zu nehmen. Obgleich es Mittag gewesen, fanden wir dennoch, gegen die hiesige Gewohnheit, die Straßen mit sorgfältig gekleideten Menschen gefüllt, deren ernste und feierliche Haltung

auf irgend etwas Aussergewöhnliches hindeutete. Auf meine Frage erfuhr ich: daß ein Begräbniß stattfinden würde, und zwar ein Doppelbegräbniß. — In Spanien werden die Leichen nicht in die Erde gesenkt, sondern in vier bis zehn Reihen über einander fortlaufende Nischen vermauert. Mein Freund, welcher einer solchen Beisetzung noch nicht angewohnt, und vorausgesetzt hatte, daß, der großen öffentlichen Theilnahme nach zu urtheilen, die Verstorbenen den höheren Ständen angehört hätten, und die Feierlichkeit mit besonderer Pracht vor sich gehen würde, forderte mich auf, uns anzuschliessen. Ich zeigte mich bereit; allein wir staunten nicht wenig, zu vernehmen: daß man diese öffentliche Theilnahme zweien Paisanos bürgerlichen Gewerbes zollte; es handelte sich nämlich um das Begräbniß eines Calesero's oder Miethskutschers und des Besitzers einer Landja, eines kleinen Kahnes, welcher als Schiffer und Fischer seinen Unterhalt gefunden hatte.

Epifanias **P.** und Mariano **T.** waren beide in Puerto Santa Maria geboren. Sie waren weitläufig verwandt. Beide standen noch im Knabenalter, als sie ihre Eltern verloren und bei fremden Leuten untergebracht wurden. Sie wohnten neben einander, besuchten dieselbe Schule und wetteiferten in Fleiß und Tüchtigkeit. Unter gleichen Entbehrungen entwickelten sich ihre Charaktere. Sie grüßten sich gegenseitig; sie standen sich untereinander bei gegen Dritte; sie duldeten nicht, daß man von dem Einen oder dem Anderen Böses sprach, aber sie mieden sich, und niemals geschah unter ihnen eine freundliche Annäherung.

Diese durch die Bande des Blutes verbundenen und auch durch edle Gesinnungen verwandten zwei Familien — hatte seit einer langen Reihe von Jahren ein Familienhaß getrennt, welcher, ohne irgend eine Nahrung durch die späteren Generationen noch besonders zu erhalten, von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Man konnte oder wollte sich der eigentlichen Veranlassung nicht erinnern, aber Niemand bot die Hand zur Versöhnung. Und wo ein etwaiges Begegnen solche erleichtert, oder thatsächlich durch gegenseitige Dienstleistungen herbeigeführt hätte, ward es wie eine Ehrensache betrachtet, selbst in verletzender Weise, — solche Veranlassung zu meiden, und die **Feindschaft**, als

ob sie ein kostbar zu pflegendes Gut sei, unverändert fortbestehen zu lassen.

Es war dies der einzige Vorwurf, welcher mit Recht den beiden Familien, namentlich den Eltern von Epifanias und Mariano, gemacht werden konnte, die sich im Uebrigen der ungetheilten Achtung ihrer Mitbürger erfreuten. Die Vermittelungsversuche von Geistlichen und Freunden blieben erfolglos, und schienen die gegenseitige Erbitterung noch mehr aufzustacheln. So ließ man denn die Familien gewähren.

Die Familien wohnten früher in eigenen Häusern — in derselben Straße sich gerade gegenüber. In dem Hause, welches Mariano's Vater bewohnte, kam Feuer aus. Die Flamme griff so schnell um sich, daß wenig von der Habe gerettet ward. Ein Kind in der Wiege in einer oberen Kammer hatte man in der ersten Bestürzung vergessen. Der Vater des Epifanias war mit Lebensgefahr in das Fenster gestiegen. Er nahm das Kind und rettete es, obgleich er durch Brandwunden mehrfache Verletzung empfing. Er legte das Kind der verzweifelnden Mutter in die Arme. Wohl jauchzte das Mutterherz auf über das wiedergeschenkte Kind, aber die Freudenthränen vermochten die Eisrinde nicht zu schmelzen, die sich um ihr Herz gelagert hatte. Niemals kam eine Silbe des Dankes über die Lippen der Eltern; ja, es schien sogar, als ob sie das Kind, weil sie es dem verhaßten Nachbar verdankten, dem sie nichts schulden wollten, seitdem vernachlässigten und unfreundlich behandelten.

Zwei Jahre nachher verlor der Vater des Epifanias durch die Ueberschwemmung des Guadalete seine Ernte und sein gutes Maulthier. In großer Verlegenheit bemühte er sich vergeblich um ein Darlehen. Mariano's Vater beschaffte die nöthige Summe. Er wußte, daß sie auf sein Anerbieten abgelehnt werden würde. Er übergab sie dem Ortsgeistlichen, und dieser mußte sie, als von einem Bekannten besorgt, ihm anbieten. Zu seiner Freude sah sich des Epifanias Vater im Stande, den Verlust zu ersetzen. Der Acker ward umgearbeitet, eine Mauer aufgeführt, eine Mula gekauft und tüchtig gewirthschaftet. Der Priester glaubte den Zeitpunkt günstig, um noch einmal einen Versöhnungsversuch wagen zu können, und setzte des Epifanias Vater von dem eigentlichen Sachverhalt in Kenntniß. Dieser ward wüthend. Er schalt

den Geistlichen geradezu einen Betrüger; er wies ihn aus seinem Hause und erklärte, nie wieder zu ihm zur Beichte gehen zu wollen. Noch an demselben Tage verkaufte er sein Haus für einen Spottpreis, that die empfangenen Summen mit dem höchsten üblichen Zins-Satz in einen Beutel, und warf diesen seinem Feinde durch das offene Fenster in sein Zimmer.

Beide Männer starben kurze Zeit nach einander, ohne auf dem Todtenbette an Versöhnung zu denken; beide empfahlen aber ihren Kindern an: „sich vor gegenseitiger Annäherung zu hüten und sich durch freundschaftliche Beziehungen Nichts in den Familienrechten zu vergeben.“

So waren die Söhne neben einander aufgewachsen und ihres Erbtheils stets eingedenk geblieben. In den Charakteren Beider standen gewiße Sympathien und eine Uebereinstimmung der Denk- und Handlungsweise, gleichwie ihre Erlebnisse vielfache Gelegenheit boten, ihre Entschlossenheit, Energie und Tüchtigkeit öffentlich anzuerkennen.

Sie standen Beide im zweiundzwanzigsten Lebensjahre, und hatten sich seit einem Jahre mit ihrem kleinen Vermögen etablirt. Epifanias hatte eine zweiräderige gelbe Calesa mit rothen Polstern und ein tüchtiges Pferd gekauft und trieb Lohnfuhrwerk. Mariano erstand einen Kahn und beschäftigte sich mit Schifferei, indem er Waaren nach Cadix verlud, oder aus dem dortigen Hafen herüberschaffte.

Vor sechs Monaten war Mariano über den Guadalete gesetzt, dessen Ufer durch eine Drahtbrücke verbunden werden sollte. Bei dem Richten der Hauptbalken in die Eisenstränge gerieth einer derselben, sei es durch die Fahrlässigkeit der Arbeiter oder durch sonst einen unvorhergesehenen Zufall aus dem Gleichgewicht; er stürzte hinab und riß vier Arbeiter mit in den Strom, nicht ohne zwei derselben erheblich zu verletzen. Mariano befand sich mit seinem Kahne in der Nähe. Wiewohl er nicht schwimmen konnte, warf er sich doch in's Wasser und nach langen, fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es ihm, drei Arbeiter zu retten.

An demselben Tage und fast um dieselbe Stunde fuhr Epifanias mit einem Regidor des Ayuntamiento nach San Lucar. Am Casal de cuervo trafen sie auf die Diligence,

welche von zwei Räubern angefallen war. Die Maulthiere waren bereits ausgespannt. Der Majoral und fünf Reisende lagen, wie dies bei solchen Gelegenheiten üblich, mit dem Gesicht gegen den Erdboden, ausgestreckt und unbeweglich da, während die mit Trabuco, Pistolen und Dolchen bis an die Zähne bewaffneten Strauchdiebe mit den Taschen der Reisenden und des Wagens sich beschäftigten. Der Weg war schmal und ging bergab. Ein Umkehren oder Stillhalten konnte nicht ausgeführt werden. Der Regidor ward leichenblaß und drückte sich so tief als möglich in die Eckkissen zurück. Epifanias blies einen übermäßigen Rauch aus seiner Papier-Cigarre vor sich hin. Einer der Räuber trat dem Einspänner entgegen. Er winkte dem Regidor, auszusteigen und sich wie die Andern mit abgewendetem Gesicht auf die Erde zu legen, was auch schnell und ohne Widerspruch ausgeführt ward. Auch Epifanias war abgestiegen und an ihn die Aufforderung ergangen, sein Pferd auszuspannen. Als er sich dessen weigerte, legte der Räuber den Trabuco auf ihn an. In demselben Augenblick hatte Epifanias den Räuber unterlaufen und umfaßt, und es begann nun ein gewaltiges Ringen und Kämpfen, das bei der überwiegenden Körperkraft seines Gegners um so mehr zum Nachtheil des Epifanias endigen zu wollen schien, als der Räuber sein Gewehr fortgeworfen und nach dem Dolchmesser gegriffen hatte, das er im Gürtel trug. Die Reisenden auf der Erde verblieben in ihrer Lage aus Furcht, daß neben dem Wege noch andere Räuber verborgen sein und ihnen das Aufstehen verleiden könnten. Der zweite Räuber schien zu schwanken, ob er seinem Gefährten zur Hilfe kommen, oder die Reisenden im Auge behalten sollte. Er entschied sich zu dem letzteren, da er wohl annehmen mochte, daß der wehrlose Epifanias seinem Gegner an Körperkraft nachstehe. Allein Epifanias hatte mit seiner, durch die Bewegung des Räubers frei gewordenen rechten Hand aus seiner Tasche die andalusische Navaja (ein sehr großes, scharfes Klappenmesser) genommen, deren Klinge mit den Zähnen geöffnet, und einen Augenblick darauf seinen Gegner im eigentlichsten Sinne des Wortes halb durchgeschnitten. (Die Klingen der Navaja's sind sechs bis acht Zoll lang; sehr flach; in der Mitte breit, oben spitz. Bei'm Schneiden zieht man, wie mit der Sichel oder einem türkischen Säbel, die

Klinge an sich.) Epifanias hatte dem Räuber, bevor dieser sich seines Dolches bedienen konnte, die Navaja in die rechte Seite gesetzt und bis zum Rückgrat hin so durchgeschnitten, daß er, als Epifanias die Arme öffnete, in sich selbst todt zu Boden sank.*) In diesem Augenblick stürzte der zweite Räuber wüthend mit seinem Gewehr auf Epifanias zu; das Gewehr versagte; der Räuber versetzte dem Epifanias aber mit dem Kolben einen Schlag auf den Kopf, so daß er taumelte, und wandte sich dann zur eiligen Flucht. Allein Epifanias ermannte sich und sprang in großen Sätzen, wie ein Tiger, der Blut geleckt, dem Flüchtlinge nach. In der hoch erhobenen Rechten schwang er die blutige Navaja; er ereilte den Räuber und versetzte ihm einen Schnitt von der rechten Schulter über den Rücken fort bis zur linken Hälfte, so daß derselbe, nachdem er sich noch einige Schritte fortbewegt, vornüber zusammenstürzte. — Epifanias kehrte zum Wagen zurück. Nach vielem Zureden gelang es ihm, die Reisenden zum Aufstehen zu vermögen. Sie waren so entsetzt, daß Keiner irgend eine Handleistung übernehmen konnte, und man sich begnügte, dem getödteten Räuber das kurz vorher den Reisenden geraubte Geld wieder aus seinen Taschen zurück zu holen. Epifanias fesselte mit Stricken den verwundeten Räuber und schleppte ihn in die Diligence. Dorthin legte er auch den Leichnam; und da aus Furcht keiner der Reisenden in den Wagen steigen wollte, so band er den verwundeten mit dem todten Räuber, die Gesichter gegeneinander gewendet, fest zusammen und ließ sie im Inneren des Wagens allein liegen. Dann spannte er die Maulthiere an die Diligence, hieß die Reisenden vorn und oben aufsteigen, händigte dem Majoral die Zügel ein und wies ihn an, in Puerto Santa Maria gerade bei'm Alcaden vorzufahren. Hierauf half er dem Regidor vollends auf die Beine, beruhigte ihn, klopfte ihm den Staub sorgfältig von Knieen und Frack, entschuldigte, daß er mit dem blutigen Aermel ihn gestreift habe, und hub ihn in die Calesa. Dann wusch sich Epifanias in

---

*) Da ich diese Erzählung aus dem Munde eines achtbaren Justizbeamten habe, der das gerichtliche Verfahren in der Sache geleitet hatte, so zweifle ich nicht an der buchstäblichen Wahrheit derselben. Dr. M. —

dem vorüberfließenden Bache Hände und Gesicht, reinigte seine Navaja von Blut, setzte sich auf die Deichsel, pfiff sich — während er eine Papier-Cigarre drehte, ein Liedchen, und trabte, ohne des Vorfalls weiter mit einer Silbe zu gedenken, seines Weges nach San Lucar.

Es war natürlich, daß man sich in Puerto Santa Maria allgemein beeiferte, den beiden jungen Männern die Theilnahme für ihren Muth und Hingebung zu beweisen. Beide jedoch lehnten alle ihnen zugedachte Ovationen ab. Ein Jeder sprach mit voller Anerkennung von der Handlungsweise des Andern. Allein an dem Tage, wo das Ayuntamiento sie auf die Casa consistorialis geladen, um ihnen Beiden — nicht ohne Absicht — gleichzeitig öffentlich und amtlich eine Belobung zu ertheilen, erschien ihnen diese unfreiwillige Gemeinschaft wie ein Hohn und eine Beleidigung. Kaum vermochten sie bis zum Ende des feierlichen Aktes auszuhalten. Voller Erbitterung, als ob sie eine Demüthigung erfahren, stiegen Beide die Rathhaustreppe herab und der gegenseitige Haß war zu hellen Flammen angefacht. An demselben Tage gingen Beide zur Beichte. Was sie über ihre Gedanken, Wünsche und Vorsätze dem Priester vertraut, weiß Niemand. Weß Inhalts ihr brünstiges Gebet an den Stufen des Hochaltars gewesen — bleibt den Menschen ein Geheimniß und ist nur Gott bekannt.

Zwei Tage später trafen sich Beide Abends in einem Weinhause. Epifanias wollte das Zimmer verlassen, als Mariano eintrat, er kehrte aber wieder um, da dieser in der Thür stehen blieb, und ein Vorbeigehen nicht möglich war, ohne den Andern anzusprechen oder zur Seite zu schieben. Mariano bemerkte es und hatte den Wunsch, daß es zu einer Unterredung kommen möchte; vielleicht um der zwischen ihnen nicht motivirten Feindseligkeit ein Ende zu machen. Er behauptete seinen Platz und schien dadurch anzudeuten, daß er eben dort den Epifanias abwarten wolle. Dem Letzteren lief die Galle über; er vermuthete eine beleidigende Absicht; trat heftig auf Mariano zu und sagte:

„Platz da! wenn man nicht den Muth hat, es auf einen Gang ankommen zu lassen!“

Mariano ward blaß. Er starrte den Andern an; er schlug die Arme nieder und schwieg.

„Noch einmal — Platz da!“ rief Epifanias noch heftiger, wenn ich dich anders nicht wie einen Knaben behandeln soll!“

Mariano blieb unbeweglich; aber als jener hastigen Schrittes sich ihm näherte, um den Ausgang zu erzwingen, sprach er: „„Epifanias! ich will dir gestehen, es war meine Absicht, dir heute Frieden und Versöhnung anzubieten. Ich wollte den ersten Schritt thun, so schwer es mir bei Gott auch geworden, diesen Entschluß zu fassen. Es wird auch wohl so besser sein; denn ich denke — wir verdienten nicht die Söhne unserer Väter zu heißen, wenn wir diesem unseligen Hasse ein Ende setzen wollten, der unsre Familien so lange entfernt gehalten hat. Laß' uns zusammen trinken und dann gehen und Messer kaufen — und abwarten, wie Gott den Ausgang bestimmen wird!““

„So sei es!“ erwiederte Epifanias; „ich bin es zufrieden. Wenn es Deine Absicht war, mir Freundschaft anzubieten, so thut es mir leid, Dir in demselben Augenblicke zu nahe getreten zu sein. Ob ich Dein Anerbieten ausgeschlagen hätte, weiß ich Dir jetzt nicht zu sagen. Jedenfalls ist es **jetzt** Ehrensache, nicht weichlich sondern stark zu sein, nicht an Deine Absicht, sondern an einen ehrenhaften Kampf, an den Sieg oder den Tod zu denken!“

„„Ich bin ganz Deiner Ansicht!““ antwortete Mariano. „„Erinnere Dich, daß unsere Väter erbitterte Gegner waren, und daß es geschehen, daß auf dem Gottesacker ihre Särge neben einander gestellt wurden, und sie selbst zu gleicher Zeit dort Oben eingingen. Können wir ein Mehreres wünschen, als was unseren Vätern beschieden war? Vielleicht endet auch unsere Feindschaft damit, daß unsere Särge in derselben Reihe neben einander eingemauert werden!““

Es ward Wein gebracht. Sie tranken eine Flasche zusammen. Sie unterhielten sich gemüthlich, selbst fröhlich, und Jeder, der sie beobachtete, hätte sie für gute Freunde halten müssen. Dann standen sie auf, grüßten einander und schieden, um Messer zu kaufen, und um sich — nach einer halben Stunde — am untersten Ende des Paseo, hinter der neuen Blumenanlage, wieder zu treffen.

Epifanias kaufte eine Navaja; er wählte die schärfste

und spitzeste, die er finden konnte. Dann eilte er nach der Calle Marces zu seiner Braut. Er erfaßte sie krampfhaft bei der Hand und rief:

„Pepita, ich habe Dich innig in Gott geliebt! Magst du zwei Kränze flechten, so schön als sie nur immer herzustellen sind! Sie sollen Morgen unsere Hochzeitskränze sein, oder unsere Todtenkränze!“

„„Sprich nicht so sündlich, Epifanias!““

„Ich spreche im Ernst, Pepita!. Können es nicht Hochzeitskränze werden, so mögen sie zu Todtenkränzen werden! Darum winde sie so schön, als Du es vermagst; keinen von dem andern zu unterscheiden, denn wir wetteifern ja in unserer Liebe!“

„„Und was sollen die beiden Todtenkränze?““

„Der eine für mich, der andere für meinen Todfeind!“

„„Für Mariano? — Und ihm einen Kranz?““ — —

„Ja, und zwar einen schönen!“ — denn wir überbieten uns in gegenseitigem Haß. Und nun leb' wohl, Pepita! Morgen bin ich Dein mit Allem, was ich besitze, oder Du bist frei und Dir gehört Alles, was ich besessen!“

Er eilte nach dem Paseo und setzte sich dort auf die Bank im Rondel.

Mariano war nach Hause gegangen, um sein Messer zu holen. Er wußte, wie sicher er es führte. Er wollte aber seiner Braut Encarnacion nicht den Schmerz verursachen, Abschied von ihr zu nehmen, sondern schrieb an sie wörtlich:

„„Encarnacion! so wahr ich selig sterben möchte, — so bestimmt sage ich Dir: wir werden uns in dieser Welt nicht wiedersehen! Ich danke Dir für Deine Liebe. Mein Haus ist Dein, und Alles, was ich hinterlasse. Bist Du nicht stark genug, trockenen Auges meinen Tod zu beklagen, so lasse Deinen Thränen freien Lauf an einem Doppelgrabe; an meinem Sarge und dem des Epifanias, dem ich nicht diese Genugthuung gönnen möchte, wenn ich ihn nicht zu tief haßte!““ —

Es schlug zehn Uhr von der Hauptkirche, als Mariano am Rondel ankam.

Epifanias ging ihm entgegen und sagte: „Laß' uns mitsammen das letzte Glas zum Abschied nehmen; inzwischen kommt der Mond herauf, um uns besser zu leuchten!“

Sein Gegner nickte ihm zustimmend.

Beide traten in ein Weingewölbe; sie setzten sich an ein Tischchen nahe neben einander; sie plauderten von ihrer Kindheit und Vergangenheit und gingen dann Arm in Arm hinaus; gefolgt von einem Bekannten, welcher, ohne sich in die Angelegenheit der Beiden zu mischen, gespannt auf den Ausgang eines solchen Kampfes war — dem häufig auf Einladung oder aus Neugierde Zeugen anwohnen.

Sie wanderten schweigend an den dunkeln Häusern, welche dem Paseo gegenüber liegen, entlang.

Als sie aus dem tiefen Schatten traten, blieb Epifanias stehen und sagte:

„Bleiben wir hier; es ist menschenleer und hell!“

„„Gut!““ erwiederte Mariano; „„gib mir deine Hand, daß ich sie zum ersten und zum letzten Mal in diesem Leben drücke; zum letzten Mal, weil ich mich sonst schämen müßte und bereuen könnte, daß wir nicht Freunde geworden und in christlicher Einigkeit gemeinsam durch's Leben gegangen sind!““

„Du hast Recht,“ antwortete Epifanias; — „wenn ich mich selbst nicht zu sehr achtete, hätte auch ich diesem Wunsche Raum gelassen, der wie eine Distel unter meinen guten Vorsätzen hervorwucherte! Auch ich dachte daran; allein — es kann nicht sein! Es erheischt das die Ehre unsrer Familiennamen!“

„„Das glaube ich auch!““ fiel ihm Mariano in's Wort. „„Folgen wir dem Zuge unseres Familienhasses! Sieh, die tiefen Schatten hängen sich an unsere Fersen wie der Tod! Mag der Tod versöhnen und vereinigen, was das Leben entzweit und geschieden hat! Ich habe nicht Bitterkeit gehegt, nicht Neid, Rache oder Verachtung — sondern nur Haß, ohne inneren Groll und Grund. Aber ich habe ihn auf dem Todtenbette meines Vaters überkommen und auch übernommen und bewahrt, nicht als ein Privateigenthum, sondern als ein unveräußerliches Familien-Vermächtniß. Laß' uns deshalb nicht weich werden, sondern ernst bleiben und männlich handeln, und wenn es sein soll — sterben!““

„Das wollen wir — Basta!“ sprach Epifanias.

Sie warfen die Jacken ab, sie knüpften die rothen um den Leib geschlungenen Fajas los; sie griffen zu den Messern und nahmen — nach Landessitte!! — die runden Krempenhüte als parirende Schilde in die linke Hand.

Bei solcher Körperkraft und Gewandtheit — bei solchen Vorsätzen und zwischen solchen Charakteren konnte der Ausgang des Kampfes nicht unentschieden oder zweifelhaft sein. Von gegenseitiger Schonung war keine Rede. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Das Blut floß von beiden Seiten reichlich.

Plötzlich entfiel dem Epifanias der Hut. Ihm fehlte damit seine Schutzwaffe. Er trat einen halben Schritt zurück, und erwartete so den neuen Angriff des Gegners, dem er kein Wort vergönnen mochte.

Mariano trat gleichfalls zurück und sagte: „„Da liegt Dein Hut — nimm ihn auf!““

Epifanias antwortete: „Und während ich mich danach bücke?“ — —

„„Stecke ich mein Messer ein!““ unterbrach ihn Mariano.

So geschah es. Der Letztere klappte seine Navaja zusammen; Epifanias nahm seinen Hut auf, und unmittelbar darauf erneuerte sich der Kampf, um bald zu enden.

Mariano blieb auf dem Platze. Epifanias, zum Tod getroffen, wandte sich seinem Hause zu. Allein der zu starke Blutverlust hatte seine Kräfte so sehr erschöpft, und er sank einige Schritte weiter zusammen. Der stumme Zeuge des Kampfes schleppte ihn in seine Wohnung. Als die Morgensonne über Puerto Santa Maria zu leuchten begann, hatte er zu leben aufgehört. — —

Selten haben Todesfälle so allgemeine, aber auch die unselige Verblendung der Gefallenen auf's Tiefste beklagende Theilnahme gefunden. Sie bethätigte sich durch die überaus ernste Feier des Begräbnisses und die lauten Gebete für die Seelenruhe der beiden Opfer des ererbten Familienhasses in der Ewigkeit. „„Jesu Blut und Gnade komme über sie!““ hörte man laut unter den Leidtragenden seufzen und jammern. — Dicht hinter den Särgen gingen zwei bleiche, schöne, jugendliche Frauengestalten, tief in die Mantille gehüllt. Ich kannte sie nicht; aber an den Kränzen und Thränen konnte man sie erkennen. Wie sie ihre Kränze getheilt, so vereinigten sie ihre Thränen im gemeinsamen Schmerze und Gebete. —

Des Epifanias und des Mariano Särge standen neben einander, und gewiß seltsam ist's, daß sie gerade den Särgen ihrer Väter gegenüber beigesetzt wurden! —

23.

Abbé de l' Epée, der Lehrer der Taubstummen.

(Nach dem Französischen von Dr. L. Kellner.)

Wie der Blick eines Kunstfreundes nach Betrachtung der beliebten, mit vielen Gestalten prangenden Bilder eines wirren, räthselhaften Durcheinanderwirkens gerne wieder auf einem einfachen, einen hehren Gedanken klar aussprechenden Madonnen- und Apostelbilde ruht und darin für das angegriffene Auge und die müde Seele Frieden, wahre Erhebung und Befriedigung findet; so fühle auch ich, nach dem Blicke in's verworrene und verwirrende Leben das Bedürfniß eines Ruhepunktes, den mir eine edle, einfach große Gestalt der jüngsten Vergangenheit gewähren möge. Wie das opferfreudige Herz eines wahrhaft edlen Mannes allen Zeiten und Menschen schlägt, so paßt auch sein Andenken in alle Zeiten und Orte.

Es gehört zu den traurigen Folgen der Erbsünde des Menschen, daß er großen Uebeln unterworfen ist. Was hoch hinansteigt, steigt auch tief herab; „altitudo“ bedeutete bei den Alten ebensowohl Höhe wie Tiefe. Eine der Abgründe unsrer Natur, wo die Menschenwürde sich verdüstert, vielleicht einer der allertraurigsten, ist der Zustand des Stummseins, oder — wie man es in der wissenschaftlichen Sprache ausdrückt — der Taubstummheit. Es ist Keiner unter uns, der, mit unversehrten Organen begabt, nicht schon oft das beweinenswerthe Loos des Taubstummen beklagt hätte. Mitten in die physische Welt hineingesetzt, spricht er nicht und vernimmt er nicht die menschliche Sprache und schmachtet, auch ohne alle religiöse Bildung, in trostlosester Einsamkeit dahin; die Singvögel singen nicht für ihn; Sturmeshauch und Windeswehen erhebt und labt ihn nicht; mit einem Scheinbilde von Ohren begabt, erblickt er überall die redende Natur und hört sie nicht. Ein Reisender erzählt uns, wie er in den Prairien Amerika's und in den afrikanischen Wüsten dieses absolute Schweigen getroffen, wie er sich mitten in dieser stummen Natur von Entsetzen ergriffen gefühlt habe. Und dieses der menschlichen Seele so unerträgliche, bleierne Schweigen ist das

Loos des Taubstummen, und dauert sein ganzes Leben lang. Man wird die Trauer begreifen, die man in den Mienen vieler dieser Unglücklichen ausgeprägt findet; aber man wird erschrecken, wenn man erwägt, daß solche Tiefe des Elendes im Alterthume sogar von der menschlichen Gesellschaft ausschloß, und daß es erst dem Christenthume gelang, dieses ungeheure Elend durch Barmherzigkeit zu lindern.

Es fand sich nämlich ein Christ, ein einfacher katholischer Priester, dem bei'm Anblicke dieser Unglücklichen das Herz höher schlug, und der unter dem Kreuze seines göttlichen Heilandes das Gelübde that, ihre Leiden durch Erziehung zu mildern und ihre Seelen sogar für die Lehren und die Tröstungen der göttlichen Offenbarung empfänglich zu machen. Alle Welt kennt jenen bescheidenen Diener Gottes, der bei'm Anblicke einer der beklagenswerthesten Mängel unsrer Natur seine Kräfte zu deren Ausgleichung aufbot; kennt den Namen, den Tausende von Taubstummen bereits mit Thränen dankbarster Rührung niedergeschrieben haben, und den auch wir nunmehr nicht nur auf's Papier, sondern in alle Herzen schreiben möchten, den Namen des Abbé Charles Michel de l' Epée, geboren am 25. November 1712 zu Versailles in Frankreich. Er war der Sohn eines Architekten.

Durch eine wundersame Fügung der göttlichen Vorsehung jedenfalls geleitet, begab sich der Abbé de l' Epée eines Tages in ein Haus der „Rue des fossés Saint Victor" zu Paris, wo er zwei junge Mädchen auf ihren Stühlen sitzend mit Näthereien beschäftigt fand. Ihre Mutter war abwesend; der gute Priester will deren Rückkehr abwarten, und die beiden Mädchen empfangen ihn, ohne eine Sylbe zu reden, indem sie still und in sich gekehrt bei ihrer Arbeit verbleiben. Der Abbé bewunderte die in Paris ungewohnte Bescheidenheit der anmuthigen Kinder, wagte aber dennoch, eine Frage an sie zu richten; die beiden jungen Personen verharrten in ihrem Schweigen, ohne auch nur die Augen von ihrer Arbeit zu erheben. Der Geistliche begann zu fürchten, daß hier wohl weniger die Bescheidenheit, als eine minder gute Erziehung im Spiele sei; er fragte abermals, und — gleiches Stillschweigen. Da tritt die Mutter der

beiden Mädchen ein; der Abbé begrüßt sie, beklagt sich aber, obgleich nur milde, über den sonderbaren, unfreundlichen Empfang. „Ich habe sie wiederholt angeredet," sagt er, aber sie würdigten mich keines Blickes, geschweige denn einer Antwort!" — Die Mutter erwiederte mit trauriger Miene: „„Ach, das ist nicht ihr Fehler! sie sind ja beide taubstumm geboren!"" — Erschrocken bangte der Abbé in seiner Herzensgüte, die mit einem so schweren Kreuz beladene Mutter gekränkt zu haben, und entschuldigte sich mit der Frage: ob es denn gar kein Mittel der Hilfe oder mindestens der Erleichterung für ihren Zustand gebe? Es wurde ihm geantwortet: ein Geistlicher, der Pater Vanin, habe ihren Unterricht übernommen, und mit der Anwendung von Bildern sei es ihm gelungen, ihnen die heilige Geschichte zu lehren; jetzt aber sei der gute Vater todt, und sie seien nunmehr verlassen. — Die Mutter weinte, der Abbé de l' Epée entfernte sich mit betrübtem Herzen.

Unterwegs überdachte er mit schmerzlichen Gefühlen das Unglück der beiden Mädchen und fragte sich, ob er nicht das gute Werk des Pater Vanin fortsetzen könnte; er mußte sich zunächst über eine Methode klar werden, denn die Bilder des Paters gewährten dem gesunden Blicke des Abbé nur ein schwaches, unsicheres Hilfsmittel. Zu derselben Zeit bietet ihm ein Unbekannter ein Buch, in spanischer Sprache geschrieben, zum Kaufe an; es führte den Titel: „Arte para ensenar à hablar los mudos." Ohne das Spanische zu verstehen, entzifferte er doch aus der Aehnlichkeit der Worte den Titel: „Kunst, die Stummen sprechen zu lehren." Eine Tabelle zur Erlernung der Fingersprache war noch angefügt. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, um das durch so glücklichen Zufall angebotene und gekaufte Buch zu verstehen, die spanische Sprache zu erlernen.*) Auch erinnerte er sich eines

---

*) Zwar geschahen schon früher ähnliche Versuche, den unglücklichen Taubstummen Mittel zu spärlichem Verständnisse zu ersinnen; z. B. Pedro de Ponce, † 1584 in Spanien; der Benediktiner Don Bonnet 1620; in England Wailly und Burnet; der Schweizer-Arzt Amman; in Holland der berühmte von Helmont; der Portugiese Anton Perèrra; Ernaudin Paris; — Abbé de l' Epée aber, ganz unbekannt mit diesen Vorarbeiten, bildete sich, von ihnen unabhängig, eine selbstständige Methode zum Unterrichte der Taubstummen aus. —

Gespräches, das er, damals sechzehn Jahre alt, mit seinem Repetitor gehabt, welcher ihm bewiesen: „daß zwischen den übersinnlichen Ideen und den artikulirten Lauten, die unser Gehör aufnimmt, keine innigere, natürlichere Verbindung stattfindet, als zwischen diesen Ideen und den Schriftzügen, welche unser Auge auffaßt.“ Dieses Raisonnement war für den Abbé ein wahrer Lichtstrahl; er fragte sich, ob es kein Mittel gebe, um das, was bei den Taubstummen nicht durch die Thüre (das Ohr) eingehen könne, wenigstens durch das Fenster (Auge) eindringen zu lassen, das heißt mit andern Worten: den einen fehlenden Sinn durch den andern zu ersetzen. Das Herz zitterte ihm bei diesem Gedanken; als Christ wie als Priester freute er sich schon der tröstlichen Aussicht, das Schweigen dieser Kinder, denen die Natur den Mund verschlossen, vor Gott einigermassen zum Reden bringen zu können.

Anfangs machte er nur prüfende Versuche; er probirte unermüdet immer von Neuem, und der Erfolg dieser ersten Proben ermuthigte ihn alsbald zur Fortsetzung. — Wir können und wollen ihm hier nicht auf allen Umwegen dieser kühnen Unternehmung folgen; aber rührend bleibt der Anblick eines Mannes, der mit jenem Genie, welches ihm christliche Barmherzigkeit verlieh, das, was vor ihm als unmöglich gegolten hatte, nämlich Ideen und Kenntnisse ohne Hilfe des Wortes mitzutheilen — nunmehr dennoch auszuführen wagte. Die rohe Zeichensprache bemühte er sich unter feste Regeln zu bringen, schritt fort zu einer geordneten Fingersprache und versuchte, die Taubstummen auch sprechen zu lehren. Er brachte es so weit, daß er seinem Zögling Clement de la Pujade zu Paris eine lateinische Rede hersagen und einen andern Taubstummen die achtundzwanzig Kapitel des Evangeliums vom heiligen Matthäus auswendig vortragen lehrte.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man übrigens wähnte, daß dieser „Vincenz de Paula der Taubstummen“ ohne Anfeindungen geblieben, und daß sein Streben, seine Erfindung und Methode sofort überall mit Theilnahme und Begeisterung aufgenommen worden wäre. Das Nächste war vielmehr, daß sich der Neid geschäftig rührte, und bald in alten Büchern Vorgänge aufstöberte, mit welchen er dem guten, bescheidenen Abbé die Ehre der Erfindung und des

ersten Gedankens rauben wollte. Die gelehrte Welt insbesondere verschonte ihn nicht mit heftigen Angriffen. Hilfe, Ermunterung fand er wenig; aber der Eifer des menschenfreundlichen Samaritans stählte sich nur mehr und mehr im Kampfe gegen diese Hindernisse. Die Vorsehung des Allerhöchsten pflegt so ja in ihren unerforschlichen Rathschlüssen zumeist um die Wiege nützlicher Entdeckungen oder Erfindungen nur deßhalb Hemmnisse zu häufen, um den erfinderischen Geist unaufhörlich zum Voranschreiten anzuspornen, wie man den ruhig dahinwallenden Fluß durch Einzwängung zum raschen Strome macht. So arbeitete der Abbé de l'Epée fort, gottvertrauend und treu.

Er unternahm mit seinen eigenen Hilfsmitteln sein großes Werk, unterstützte es mit seinem schwachem Vermögen und den milden Gaben menschenfreundlicher Gönner, z. B. des Herzogs von Penthiévre, da ihm die königliche Regierung nicht zu Hilfe kommen wollte. Durch seine eigenen Zuschüsse und die Almosen unterhielt er das Taubstummen-Institut, das er errichtet, mit einer Jahres-Rente von zwölftausend Livres. Er nährte geistig und leiblich bald an fünfzig arme Kinder; seine Milde blieb ohne Grenzen; wann ihm das Betteln nichts mehr eintrug, dann borgte er bis auf bessere Zeiten, oder entbehrte selbst auch des Allernothwendigsten. Umsonst zürnte und schalt seine Familie über dieses Gebaren. Er trug abgenutzte Kleider, um seine Zöglinge nicht nackend gehen zu lassen; er begnügte sich mit den gröbsten Speisen, damit nur sie nicht Hunger litten; er verzichtete im Winter selbst auf die Heizung seines Zimmers, auf daß nur sie nicht von der Härte der Jahreszeit zu leiden hätten. Wohl ist es edel und gut, die leibliche Blöße des Bettlers zu bedecken; aber noch erhabener ist es auch, gleichzeitig die armen verwahrlosten Seelen mit dem Brode der christlichen Erkenntniß und darauf hin mit dem Kleide der Gnade Gottes zu schmücken! — Diese Aufopferung für die leidende Menschheit scheute bei ihm keine Mühe und keinen Verdruß. So brachte ihn auch sein Mitleiden mit einem taubstummen Jünglinge, den er im Jahre 1773 auf der Straße von Peronne mit Lumpen bedeckt fand, in viele peinliche Verwickelungen. Abbé de l'Epée glaubte nämlich, in diesem Verlassenen den ausgestoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm

ihn zu sich und forderte dessen Rechte zurück. Es entstand ein Prozeß, der Taubstumme ward 1781 als Graf Solar anerkannt und in seine Rechte eingesetzt; nach dem Tode des Abbé's jedoch und dem des Herzogs von Penthiévre wurde 1792 das Urtheil des Gerichts umgestossen, wodurch der junge Mann, seiner Ansprüche verlustig erklärt, in's tiefste Elend gerieth.*)

Der Mildthätigkeit des Abbé konnte nur seine Bescheidenheit gleich kommen. Während später der Glanz seiner Entdeckung die Blicke der gebildeten Welt mehr und mehr auf sein Werk hinlenkte, zog er sich demüthig in das Schweigen und die Dunkelheit zurück, um dem Ruhme seines eigenen Erfolges zu entfliehen; — er wollte keinen andern Ruf, als den im Angesichte seiner Zöglinge, und er pflegte alle Berühmtheit, womit es später Gott gefallen hatte, ihn zu bedecken, auf diesen Urheber aller Dinge und alles Segens und aller Gnaden zurückzuführen.

Und trotz seines Trachtens nach dem stillsten Verborgensein, hatten Auswärtige besser, als Frankreich selbst ihn gewürdigt, und ihn sogar zu belohnen gesucht. — Z. B.: Joseph II., deutscher Kaiser, fühlte sich bei seiner Anwesenheit in Paris von diesem schönen Charakter auf's Lebhafteste angezogen. Er wohnte incognito den Lectionen des Abbé de l' Epée bei und verließ den Saal voll der tiefsten Bewunderung für den Meister. Eines Tages nun, als der Abbé im Begriffe stand, am Altare das hochheilige Meßopfer zu celebriren, fehlte der Ministrant, und ein Unbekannter erbot sich zum Dienste bei dem hehren Amte. Der Abbé nahm das Anerbieten an, um keine Zögerung eintreten zu lassen; aber wie groß war später sein Erstaunen, als er erfuhr, daß der Ministrant kein anderer als der deutsche Kaiser gewesen. — So kam 1780 eines Tages der Gesandte der Kaiserin von Rußland, Katharina, um ihn im Namen seiner Gebieterin zu beglückwünschen und ihm ein beträchtliches Geschenk anzubieten. „Mein Herr," erwiederte de l' Epée, „für meine eigene Person nehme ich niemals Gold; will mir aber Ihre Souveränin ein Geschenk machen, so sagen Sie ihr, sie möge mir einige Taubstummen zur Unterweisung

---

*) Der französische Schriftsteller Bouilly benutzte diesen Stoff zu einem ergreifenden Schauspiele. —

senden!“ — Eine solche Uneigennützigkeit war freilich nicht geeignet, in der Welt glänzende Bahnen zu durchlaufen! —

Indessen hatten sich die Haare des Greises im Dienste jener armen Kinder gebleicht; man bot ihm ein Priorat als Lohn der Arbeit, aber mit seinem streng uneigennützigen Sinne schlug er auch dieses aus. „Nicht auf mein dem Grabe zugeneigtes Haupt“ sprach er, „sollet Ihr eure Wohlthaten häufen, wohl aber auf das Werk selber! Ich werde bald dahin gehen, denn für mich bricht die Nacht herein, mein Werk jedoch muß bleiben!“ — Die von Gott ihm gesetzte Stunde war gekommen, aber auf dem Sterbebette harrte seiner noch die edelste Freude. Eine Deputation der constituirenden Versammlung, den Herrn von Lice, Erzbischof von Bordeaux an der Spitze, besuchte den Abbé de l'Epée in seinen letzten Augenblicken und gab ihm — Namens der Nation — die Versicherung: „„daß sein Werk nicht untergehen würde und daß sein Institut den Charakter einer öffentlichen Anstalt erhalten solle.““ — „Gott sei gelobt!“ rief der Greis, „jetzt werde ich ruhig sterben, da ich weiß, daß meine Kinder nicht vaterlos werden!“ — Er starb, siebenundsiebenzig Jahre alt, am 23. Dezember 1789. Sein Tod war ein europäisches Ereigniß.

Er hate viele geschickte Lehrer herangebildet, seine Methode nach allen Ländern Europa's verpflanzt und die Grundrisse schriftlich bearbeitet unter dem Titel: „De la véritable manière d' instruire les sourds et muets de naissance.“ (Paris 1784.)

Zwei Jahre nach seinem Tode wurde sein Taubstummen-Institut wirklich von der gesetzgebenden Versammlung auf Staatskosten fortgeführt.

Seinem Gedächtnisse hat die dankbare Nachwelt in der Kirche von St. Roche zu Paris ein Grabmal und eine Büste gesetzt. Am hohen Sockel des Denkmals steht in vergoldeten Handfiguren das, von ihm angegebene, Taubstummen-Alphabet mit der sinnigen Inschrift; „Jacet hic admirabilis vir, Abbé de l' Epèe, qui juxta Salvatoris Exemplum mutos loqui fecit! Hier liegt der wunderbare Mann, Abbé de l'Epée, der nach dem Beispiele des Welterlösers die Stummen redend machte!“ — —

Zögling und Nachfolger des Abbé de l' Epée war der Abbé Sicard, und auch von diesem sei noch Einiges er-

wähnt. — Er war vollkommen geeignet, das Werk seines Meisters fortzuführen, ja er übertraf diesen, wenn auch nicht an aufopfernder, selbstvergessender Liebe, doch an Scharfsinn und philosophischer Auffassung der Aufgabe. Der Abbé de l' Epée hatte dieß mit prophetischem Geiste vorausgesehen, als er einst mit freundlichem Lächeln zu ihm sagte: „Ich habe das Glas gefunden, und Sie sollen die Brillen daraus schleifen!“ — Der Abbé Sicard wurde durch die so gräßlich und blutig ausgebrochene Revolution Frankreichs gehemmt. Als glaubenstreuer Priester und mißtrauisch gegen die Freiheit der damaligen sogenannten Weltbeglücker, wurde er den Machthabern bald verdächtig, arretirt, und in das Karmeliter-Gefängniß gebracht. Da kamen die Tage des 2. und 3. Septembers. Die greuelvollsten Metzeleien im Namen der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit begannen, und bald ist eine große Anzahl Gefangener von einem blutdürstigen Scheintribunale zum Tode verurtheilt und der Gewalt der Tyrannei erlegen. Die Mordknechte schicken sich zu einer neuen Execution an; da ertönt plötzlich der Ruf: „Haltet ein! Das ist ja der Abbé Sicard, Lehrer der Taubstummen und Nachfolger des Abbé de l' Epée!“ — Bei diesem Namen verstummen die Rasenden und die bluttriefenden Waffen entsinken ihren Händen. „Ein Zögling de l' Epée's, ein Lehrer der Taubstummen, ein Wohlthäter der ärmsten Kinder des Volkes, kann ja kein Feind des Volkes sein!“ — Abbé Sicard wird für unschuldig erklärt und frei gelassen. Dieser Freispruch findet lautesten Beifall und erweckt in der Menge ein Freudengeschrei. Abbé Sicard wird von denselben Armen, die ihn kaum zuvor noch morden wollten, im Triumphe nach seiner Wohnung zurückgetragen, die Rührung Aller hat den Gipfel erreicht, und unter Thränen begrüßen sie ihn bei'm Abschied — als Freund der Menschheit und als Vaterlandsfreund. —

24.

„Was geht das mich an?“

(Nach: Geschichten für meine Söhne von August von Kotzebue.)

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nah' anging, damit gab er sich nicht gerne ab. „Was geht das mich an?“ pflegte er

immer zu sagen, besonders, wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen; „ich werde doch **den** Mann in meinem Leben nicht wiedersehen, oder mit ihm etwas zu schaffen haben!"

Sein Vater, ein vernünftiger und gewissenhafter Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „„Unsre Welt ist so klein,"" stellte er ihm vor,"" daß wir, — außerdem, daß wir Kinder Gottes, und Erlöste durch Jesus Christus, und Berufene zur ewigen Seligkeit in der Gemeinschaft aller Heiligen, — auch Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch ein Mal mit einander in Berührung kommen werden!""

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

„„Du glaubst mir nicht? — Komm' her, ich will dir ein Paar Geschichten erzählen, die zwar nicht mir selbst, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern widerfahren sind.""

Schnell holte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute erwartend ihm in's Gesicht; denn er war ein großer Freund von Erzählungen.

„„Du kennst den alten Haberkampf?"" — fing der Vater an. -— „„Er war ein wohlhabender Mann; jetzt ist er blutarm. — Vor mehreren Jahren war in der Zeitung zu lesen: „ein gewisser Hermann Lißberg sei vor längerer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts mehr von sich wieder hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel daran gelegen sei, zu erfahren: ob der Bruder todt oder noch lebendig wäre? so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten." — Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Corromandel ansässig ist; und der hatte unter Anderem kürzlich geschrieben: „er habe einen Deutschen, Namens Hermann Lißberg kennen gelernt, der sich viele Mühe gebe, etwas zu erwerben, dem aber kein Geschäft gelingen wolle." Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttage zum andern, dachte endlich: „„Was geht das mich an?"" und vergaß die ganze Sache. — Indeß kehrte Hermann

Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester in dem Besitze seines ererbten und erworbenen Eigenthums, das er zur Sicherung seiner Zukunft daheim zurückgelassen hatte; denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackeren Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleissig und ordentlich gewesen, zehnfachen Credit sich dadurch erworben. Jetzt, da er plötzlich das baare Geld wieder herausgeben mußte, und der harte Bruder ihm nicht zuwarten wollte, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch gerieth ein Handelshaus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben, in Verarmung. Dadurch war ein anderes Haus in Hamburg gezwungen, auch seine Zahlungen nicht mehr leisten zu können; ebenso erging es einem andern in Breslau, dem Haberkampf selbst sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? — Hätte Haberkampf zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre des Hermann Lißberg Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau, das ja zumeist ihres abwesenden Bruders Eigenthum war, nicht spekulirt, das Bremer Haus hätte seine Zahlungen nicht einstellen dürfen, das Hamburger auch nicht, das hiesige stände auch noch, und Haberkampf besäße sein Geld noch!"" —

Der Vater schwieg einige Augenblicke, und erzählte dann mit hohem Ernste weiter:

„„Du kennst doch den Kriegsrath Albert West?""

„Der immer so traurig einherschleicht?"

„„Derselbe! — Und weißt du auch, warum er so traurig ist?""

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde!"

„„Ganz recht!"" sagte der Vater; „„aber wie ging es zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Frau waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an einem Wagen, um wenigstens Breslau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Frau und einen der Herren in seine Kutsche nehmen können; er dachte wohl daran; allein er eilte; er hatte seine Frau un-

päßlich verlassen; die Wege waren schlecht, und wenn er noch zwei Personen auflud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei, und dachte: „‚Was geht das mich an?'" . Die Reisenden waren auch zu delikat, ihn darum anzusprechen; doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie, nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. — Das versprach er zu thun, und fuhr weiter. —

Als er zu Hause angelangt, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm bei'm Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: „‚Was geht das mich an?'" und schickte nicht in's Wirthshaus.

Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Brust-Beklemmungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu lassen.

Es geschah.

Die Frau mischte die Hälfte von dem Pulver in's Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die schmerzlichsten, heftigsten Krämpfe und Zuckungen, und starb wenige Stunden nachher, und zwar unter unsäglichen Peinen. — Sie hatte Gift genommen! — Der schlaftrunkene Apotheker-Bursche hatte sich vergriffen. ‚Ach!' suchte er sich zu entschuldigen, ‚ich bin gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause und ein Bedienter stürzten herein, um für eine Gesellschaft von Reisenden Hilfe zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung, — da der Kellner ihm immerfort zugeschrieen, der Bediente laut geheult hatte, trat die Magd des Kriegsraths hinein, und begehrte ebenso hastig ein niederschlagendes Pulver. Da ergriff ich nun die Büchse mit Arsenik, die ich sonst wohl kenne; aber Gott möge mir gnädig sein, ich habe nicht gewußt, was ich gethan!'

„Und die Reisenden?“ fragte Theodor.

„„Diese waren gegen Mitternacht angekommen, und hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht genug Wärme geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr sie wecken sollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen; aber die junge Frau war und blieb todt.

Siehst du nun, mein Sohn! hätte der Kriegsrath in's Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht erkrankt, der Apotheker-Bursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch!““ — —

Diese zwei Geschichten machten auf Theodor großen Eindruck; er half von dieser Stunde an gern, wenn es ihn auch nichts anging. Er wurde ein gottesfürchtiger, frommer liebevoller und darum auch ein glücklicher Mann. Oft dachte er an jene zwei Geschichten seines Vaters und bekannte: Der gute Vater hat doch wohl Recht gehabt! Man sollte nimmer sagen: „„Was geht das mich an?““ —

25.

Die barmherzige Dienstmagd.

(Aus: Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit von Christoph von Schmid.)

Die heilige Radegunde, diese arme Magd, diente um das Jahr 1290 in dem Schlosse Wellenburg bei Augsburg, jenseits der Wertach; sie war in dem Dorfe Wolfartshausen an dem Lech geboren.

Ihre Herrschaft, welche damals dieses Schloß (das jetzt dem Grafen Fugger gehört) bewohnt hat, setzte auf sie ihr ganzes Zutrauen. Denn Radegunde vollbrachte mit Freudigkeit alle ihre Arbeiten. Immer war sie heiter und unermüdet fleißig. Sie ehrte den Willen ihrer frommen Herrschaft als den Willen Gottes. Sie klagte nie über ihre Armuth, sondern sagte dem Allerhöchsten den innigsten Dank,

daß er für sie den Stand einer Magd auserkoren. Sie dachte: „Was Gott thut, ist immer gut! Er allein weiß, was jedem Menschen zu seinem Heile dient. Der Eingeborne Sohn Gottes selbst hat ja aus Liebe zu uns Menschen die Gestalt eines Knechtes angenommen; wie sollte ich nicht gerne Magd sein? Jesus Christus selbst lebte in der größten Armuth; er hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wohin er sein müdes Haupt lege; warum sollte ich nicht gerne arm sein?“ — Wer die ehrbare Radegunde in der Kirche betend sah, wurde gerührt; ihre Andacht entzündete sogar auch sonst kalte Herzen. Die Arbeiten auf dem Felde verrichtete sie deshalb so gerne, weil sie da die schönste Gelegenheit fand, Gottes Allmacht und Güte zu bewundern. Der Anblick einer Blume auf der Flur, das Lied der Vögel, das Rauschen des Bächleins erhoben ihr Gemüth zu Demjenigen, der der Blume das Kleid gegeben, den Vogel ernährt und den Quell aus dem Felsgrund weckte, und daher es auch uns desto weniger an Allem, was wir brauchen, mangeln läßt. Wie oft flocht sie ein Gebetskränzchen dem Lamme Gottes an dem Feldkreuz oder der schmerzhaften Muttergottes unter dem Lindenbaume!

In dem Walde, mit welchem damals noch die Gegend zwischen Augsburg und Wellenburg bedeckt gewesen, stand ein großes Haus, das zum Aufenthalte für unheilbare Kranke, besonders für Aussätzige, diente. An dieser peinlichen und ansteckenden Krankheit litten damals in Deutschland viele Menschen, weil sie sich nicht an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung gewöhnen ließen. Daher ward fast in jeder Stadt, doch etwas davon entfernt, ein solches Haus errichtet, und wurde durch freiwillige milde Beiträge unterhalten. Die menschenfreundliche Herrschaft im Schlosse Wellenburg schickte in das sogenannte Siechenhaus im Walde, das die Bürger Augsburg's hatten erbauen lassen, von Zeit zu Zeit Lebensmittel, Arzneien und Leinwand. Die Dienstboten im Schlosse getrauten sich nicht, aus Furcht, sie möchten angesteckt werden, die milden Gaben zu überbringen. Nur Radegunde that es stets, aus christlichem Mitleid mit den Kranken, recht gerne, denn sie dachte in diesen Kranken dem verwundeten Heiland ein Liebeswerk zu erweisen.

Eines Abends mußte Radegunde wieder dorthin gehen. Da stürzten sich, als sie heimkehrte, zwei grimmige Wölfe

auf sie los. Im frommen Aufblicke zu Gott, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, flehte sie nur um das Einzige: „Gottes Huld wolle sie nicht so schnell umkommen lassen, sondern ihr so viel Zeit schenken, sich auf den Tod vorzubereiten.“ Sie unterließ aber nicht, so viel es in ihren Kräften stand, durch eine muthige Gegenwehr sich zu retten. Sie erhob ihren leeren Korb wie einen Schild, um sich gegen die Angriffe der blutgierigen Thiere zu schützen; auch ergriff sie einen Baumast, der am Wege lag, um mit demselben, wie mit einem Schwerte, die Ungeheuer zurückzuschlagen. Sie mußte einen harten Kampf bestehen, versetzte jedoch mit ihrem durch die Arbeit gestärkten Arm den Wölfen manchen so heftigen Streich, daß beide, einer nach dem andern, heulend die Flucht ergriffen. Indeß blutete auch die heldenmüthige Radegunde aus verschiedenen schweren Wunden, die ihr die wüthenden Zähne der Raubthiere beigebracht. Sie konnte nur noch einige Schritte weit gehen; sie ward ohnmächtig und blieb auf dem Wege liegen. Die Herrschaft, bekümmert ob des längeren Ausbleibens der Radegunde, schickte zwei Knechte fort, welche die treue Dienstmagd aufsuchen und zurückbringen sollten. Welcher unbeschreiblich große Kummer entstand in dem Schlosse, als Radegunde in's Schloß getragen wurde. Der Arzt erklärte ihre Wunden für tödtlich. Radegunde erwachte wieder und dankte Gott, daß er ihr demüthiges Gebet erhört habe: sie nicht ohne Vorbereitung sterben zu lassen. Sie empfing die heiligen Sakramente, und schied von hinnen mit dem seligen Troste, ihr Blut im Dienste Desjenigen vergossen zu haben, der es für die Erlösung aller Menschen am Kreuz auf Golgatha vergossen hat. —

Die Herrschaft ließ an der Stätte, wo Radegunde von den Wölfen bis zum Tode verwundet worden war, eine Kapelle erbauen und ihren Leichnam dort beerdigen. —

Nach mehr als zweihundert Jahren drohte diese bereits baufällige Kapelle den Einsturz. Allein im Jahre 1521 ließ Matthäus Lang, damals Dompropst zu Augsburg, in der Folge Erzbischof von Salzburg, die alternde Kapelle abbrechen, und, statt ihrer, eine schöne Kirche erbauen. — Im Jahre 1812 wurde in dem Dorfe Waldberg, im Landgerichte Göggingen, ein neues Gotteshaus erbaut, und dabei ein Geistlicher als Seelsorger der etwa fünfhundert Seelen

zählenden Gemeinde angestellt. Die Gebeine der heiligen Radegunde wurden in dieser Kirche feierlich beigesetzt.

Zum Andenken an diese heilige Dienstmagd, die als ein Opfer im Dienste der Barmherzigkeit gefallen, wird zu Waldberg jährlich am vierten Sonntage nach Pfingsten ein großes Fest gefeiert. —

26.

Die liebliche Anmuthung.

(Aus: Witterungen der Seele von Dr. Alban Stolz.)

Der Verfasser schreibt:

Ein Holdes ist mir doch vorgekommen in dieser erd-rauchigen Zeit. — Als ich diesen Morgen vor Tag mein Frühgebet am Fenster hielt, und wie gewöhnlich dabei meinen Blick zum Morgenstern wendete, der jede Frühe, wie der Abschieds-Gruß der Nacht, vor meiner Aussicht steht, — da fiel ein wunderschöner, fast grünstrahliger Sternschnuppe von West nach Nord-Ost.

Dann ging ich fort, um die heilige Messe zu lesen; und da fuhr mir eben so schön und holdlächelnd, wie dieser Sternschnuppe, ein Gedanke durch die Seele — nämlich: da ich besorgt war und betete, daß ich mit meiner unreinen Seele jetzt den Herrn doch nicht ganz sündig und mir zum Fluch empfangen möge, strahlte lieblich die Anmuthung in mir auf:

„Nimm dir jetzt vor, du wolleſt nie mehr über andere Menschen ohne Noth Schlimmes sagen; und wenn über sie Schlimmes gesagt wird, wolleſt du dich um sie annehmen, und bitt' den Herrn darum und fordere dieses selber als Zeichen seiner gnädigen Einkehr heute, daß du diesen Vorsatz auch halteſt!"

Und es schimmerte dann diesem Gedanken wie ein Lichtstreif die Hoffnung nach: wenn mir Christus dazu verhelfe, so werde ich daran noch viel Gutes ansetzen, ja die ganze Seele sich emporheben!

27.

Eine Apostel-Wahl.

(Aus: Thüringer Chronik von Gerstenberger.)

Als die heilige Elisabeth, später Landgräfin von Thüringen, noch ein Kind war und erst neun Jahre alt, sah sie, daß andere fromme Kinder jedes einen Apostel des Herrn — als einen besonderen Beschützer — sich durch das Loos erwählten. Da begehrte sie auch einen Apostel zu haben und sonderlich wünschte sie: daß ihr Gott den heiligen Apostel und Evangelisten Johannes bescheren möchte, der ja ein Hüter und Bewahrer der Keuschheit ist, und bat Gott mit Andacht darum. Dann ging sie mit den andern Kindern, die auch einen Apostel küren wollten; und als Elisabeth das Loos zog, so fiel dasselbe, durch Gottes Schickung, auf Sanct Johannes, den Apostel und Evangelisten. Das geschah zum ersten, zum andern und zum dritten Male.

Elisabeth empfing diesen Heiligen mit großer Andacht und hielt ihn in so hoher Ehre, daß sie eine jede Bitte, die in Sanct Johannes Namen und Ehre zu ihr gethan wurde, nach ihrem Vermögen gewährte und erfüllte. —

28.

Das Gebet der Wildheuer.

(Aus: Die Wildheuer im Hochgebirg von H. Szaderowsky.)

Der Mönch Notkerus Balbulus (der Stammelnde) aus dem Kloster Sanct Gallen in der Schweiz sang an der St. Martins-Brücke sein so berühmt gewordenes Lied: „Media vita in morte sumus! Mitten im Leben sind wir im Tode!“ — Und als er die Arbeiter über der furchtbaren Schlucht schweben sah, betete er in der Erschütterung seines Herzens zu Gott: „Sancte! Fortis! cum defecerit virtus nostra, ne derelinquas nos! Heiliger! Starker! wenn unsere Kraft entschwindet, verlaß' uns nicht!“ —

In der Hochgebirgswelt ist der Mensch ein Stäubchen nur — gegenüber dem riesigen Aufbau und den machtvollen

Verhältnissen, die ihn umgeben; ein unmächtig Wesen in den gewaltigen Naturerscheinungen, ein zerbrechlich Ding bei einem unglücklichen Tritte. Der Tod ist sein Begleiter immerfort. Selbst in seiner Hütte ist er nicht sicher, daß die fürchterliche Windsbraut auf ihn falle und ihn unter die Trümmer begrabe. Er sucht Schutz unter einem elenden Dache, das nur nothdürftig zu schirmen vermag, und schläft, durch die Macht der Gewohnheit sorglos geworden, ruhig unter den dünnen Sparren der Hütte und den schweren Steinen auf dem Dache. So sorglos wandert auch er hinauf in die unwirthlichen Regionen, und sucht dort, an der Grenze der Vegetation, in der nächsten Nähe des ewigen Eises und Schnees, noch einige kümmerliche Grasplätze auf, um davon noch einigen Nutzen zu ziehen für seine kleine Wirthschaft, unbedeutend genug; aber er ist nur auf Weniges angewiesen, und darf daher die Ameisenarbeit nicht scheuen. Ein tage-langer Weg, eine stundenlange Arbeit um einen Bündel Heu! Und welche Arbeit! — Wenn nun hinauf in jene starren Gebirgsgegenden, zu den letzten Spuren der Vegetation, an den Ort, den kaum mehr die leichtkletternde Ziege zu betreten wagt, der unerschrockene Aelpler schreitet, und dort, zwischen Leben und Tod schwebend, seine grausenerregende Arbeit vollbringt, dann betet er oft und öfter mit Notkerus inbrünstig zu Gott: „Heiliger! Starker! wenn unsre Kraft entschwindet, verlaß' uns nicht!" —

29.

Einer, der um Jesu willen arm ist.

(Aus: Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Benedikt Joseph Labre von Dr. Friedrich Pösl.)

Benedikt Joseph Labre, genannt der „heilige Arme," ward geboren am 26. März 1748 zu Amettes in Frankreich. Er war das älteste von fünfzehn Kindern. Vater und Mutter erwiesen sich als Leute von ächter Frömmigkeit. Ihren Lebensunterhalt gewannen sie aus dem Kaufmanns-geschäfte, dem sie mit großer Sorgfalt oblagen, und das ihnen mehr als hinreichende Mittel zur Ernährung und Pflege

einer so zahlreichen Familie einbrachte. Wir bemerken diesen Umstand vorzüglich deshalb, um daraus ermessen zu können: daß der Stand der äußersten Armuth, den Benedikt Joseph in seinem reiferen Leben erwählte, und den er bis an das Ende seines Lebens treu beachtete, nicht eine nothwendige Folge seiner armen Geburt, sondern aus freier Wahl hervorgegangen ist; es war eine Wirkung der Liebe Gottes, der durch eine gnadenvolle Einsprechung, die er seinem Diener über diese Berufswahl verliehen, an ihm seinen menschgewordenen Sohn Jesus Christus nachbilden wollte, von dem der Apostel Paulus bezeugt: „**Er** ist um Euretwillen arm geworden, damit ihr durch Seine Armuth reich würdet!“ (2. Cor. 8, 9.) — Benedikt Joseph erfüllte indeß nicht allein die Gebote Gottes auf vollkommene Weise, sondern auch in seiner gründlichen Weltverachtung den evangelischen Rath des Lieblingsjüngers des Herrn, der da lautet: „„Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist! Wenn Jemand die Welt lieb hat, dann ist nicht die Liebe des Vaters in ihm! Denn Alles, was in der Welt ist, das ist — die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens, was nicht von dem Vater, sondern von der Welt ist! Und die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes vollzieht, der bleibt in Ewigkeit!““ (1. Joh. 2, 15—17.)

Benedikt Joseph unternahm verschiedene Pilger- und Buß-Gänge. So kam er am 18. November 1770 in Assisi an. Hier zollte er dem heiligen Franziskus seine innigste Verehrung, der ja vor Allem die Armuth Jesu Christi als Braut sich erwählt hatte, und ließ sich mit großer Andacht in die Erzbruderschaft der „Gürtelträger“ des Heiligen, welche Papst Sixtus V. gestiftet, einschreiben; er verrichtete darum, gemäß der Regel, zuerst seine Beicht, dann empfing er die heilige Communion, und trug von dieser Zeit an einen kleinen Strick am bloßen Leibe, wovon Niemand Kenntniß hatte, bis man nach seinem Tode ihn entkleidete. — Von hier wanderte er nach Rom und erhielt dort im französischen Hospitale des heiligen Ludwig für drei Tage Unterkunft, wie es im Brauche ist.

In Rom verweilte er vom Anfange des Monats Dezember 1770 bis zum September des folgenden Jahres. —

In der Hauptstadt der Christenheit pflegte er den Tag in den Kirchen zuzubringen und über Nacht unter freiem Himmel zu schlafen. In Rom, wie zu Loretto und zu Assisi, ward er im ersten Jahre gar nicht beachtet, außer wie alle anderen Pilger und Fremde, welche dahin zu kommen pflegen; nachdem er aber später ein ganzes Jahr dort verweilte, zog sein heiliger, und darum wahrhaft erbaulicher Lebenswandel die Aufmerksamkeit Aller auf sich, die ihm mehr und mehr begegneten, und die auch beim Seligsprechungs-Prozeß ihre Zeugnisse über seine heroischen Tugenden abgaben, nämlich: über seine nicht nur Stunden lang, sondern Tage lang andauernden Gebete und Andachts-Uebungen; über seine unüberwindliche Geduld in Ertragung der Unbilden; über seine Selbstverachtung und seine unerhörte Armuth. Er hatte sie aus Liebe zu dem armen Jesus als seine stete Begleiterin gewählt, und offenbarte sie in seiner Kleidung, seiner Wohnung und seiner Nahrung.

Seine Kleidung bestand in Lumpen, nur hinreichend, die Blöße seines Körpers zu bedecken; er trug sie der Sittsamkeit halber, wofür er außerordentlich eiferte; sie genügten aber nicht, ihn vor der Strenge der Kälte zu schützen. Seine Schuhe hatten nur die Form von Schuhen, denn sie erwiesen sich als so sehr abgetragen und in vielen Theilen zerstückt, daß das Wasser und der Schlamm überall eindringen konnte. Seine Strümpfe zeigten sich nicht nur zerrissen, sondern auch so kurz, daß sie kaum die Hälfte seiner Füße bedeckten; seine Beinkleider enthielten gleichfalls an mehreren Stellen große Durchlöcherungen. Der Rock mit fischblauen Aermeln, der seinen Leib umhüllte, war überhaupt so zerrissen, daß die verschiedenen Theile desselben im Winde flatternd herunterhingen; ein Strick hielt ihn in der Mitte zusammengebunden, der wieder an verschiedenen Plätzen mühsame Verknüpfungen versichtbarte. Den Lappen von einem Hemde, das er trug, überzog ein dicker Schmutz; sein Haupt ließ er stets unbedeckt und sein Haar vernachlässigt, und seinen Bart schor er niemals. — Nicht immer jedoch legte er alle diese Kleider an; denn Viele bezeugen, daß sie ihn manchmal ohne Strümpfe auf den Straßen gesehen hätten, oder dieselben am Gürtel befestigt, um von nichtswürdigen Leuten verspottet zu werden; oft ging er auch ohne Schuhe einher. — Die besondere

Eigenschaft dieser elendigen Kleider zeichnete ihn sogar aus in der Mitte eines zahlreichen Haufens der Armen aus dem Volke, die alle besser als er bekleidet erschienen, so daß man einzig schon bei seinem Anblicke behaupten mußte: „Benedikt Joseph Labre ist ein lebendes Porträt der allerärmsten Armuth!“

Keine Veränderung des Wetters konnte ihn dazu bringen, seine Kleidertracht zu vereinfachen oder zu verdoppeln; es blieb immer und immer dieselbe, so bei Tag wie bei Nacht, so in jeglicher Jahreszeit, so im heißesten Sommer wie im kältesten Winter. Von der Zeit an, da er erkannte: — Gott verlange von ihm diese strenge Lebensweise, bis zu seinem letzten Lebenshauche — beharrte er unbeugsam in derselben. Nur selten machte er eine Ausnahme, wenn er entweder durch den geistlichen Gehorsam verpflichtet ward, ein jämmerlich zerfetztes Stück Kleid abzulegen, oder wenn ihn die Liebe frommer Seelen, die ihn hochschätzten, dazu zwang. Dieß gestaltete sich gewiß zu keinem geringen Leiden für den Freund der Armuth Jesu, der sich so gänzlich an allem Weltlichen zu entäußern suchte.

Ein sehr würdiger Priester, der ihm in der Kapelle Borghese von St. Maria Maggiore zu Rom, sehr oft die heilige Communion gespendet, bezeugt: „daß es ihm, als er Benedikt Joseph am Altare sah, um das allerheiligste Sakrament des Leibes und Blutes Jesu Christi zu empfangen, geschienen — die zerrissenen und beschmutzten Kleider, die er trug, seien einerseits unanständig gewesen, aber anderseits sah er die Andacht, die Ehrfurcht und die Demuth, womit er die gnadenreiche Eucharistie empfing; und diese geistige Verklärung,“ so urtheilt er, „ersetze zu Genüge, was in den Augen der Menschen unehrbar erscheint, aber vor Gott nicht so ist, der ja, das Herz durchdringend, seine lauterste, engelhafte Liebe und Reinheit sah, und an diesen sein Wohlgefallen hatte.“

Ein flüchtiger Blick auf seine elende Kleidung, weckte in seinem Angesichte stets ein heiteres Lächeln, wie den Ausdruck von stillem Seligsein. Es kündigte sich immer in seinen Mienen eine heilige Zufriedenheit an, welche niemals verwirrt, traurig oder niedergeschlagen aussahen, sondern nur heiter und wohlgemuth. Wenn er von Andern bemitleidet oder

gefragt wurde, so erwiederte er allzeit aufrichtigst: „„daß er mit seinem Stande zufrieden wäre.““ — Es konnte auch gar nicht anders sein; Gott ist ja die Quelle aller Zufriedenheit und Glückseligkeit; wer demnach mit Gott, für Gott und in Gott lebt, ist und bleibt in diese Urquelle alles Heils verabgründet; und obgleich er keine irdischen Güter sein eigen nennt, so besitzt er doch den allergrößten und allerköstlichsten Reichthum — die Gnade des Allerhöchsten. —

Als ein vollkommener Nachfolger des armen Jesus, wollte Benedikt Joseph von der Zeit an, als er seine Heimath verlassen, niemals mehr eine Wohnung haben, die ihn beobdachen könnte. Von dem göttlichen Heiland las er ja in der heiligen Schrift dessen Ausspruch über sich selbst: „„Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel des Himmels Nester, aber der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege!““ Luk. 9, 58. — Als er eines Tages bei Loretto gefragt wurde: wo er wohne? antwortete er: „Manchmal da, manchmal dort!“ Gedrängt, zu sagen: in welchem Hause oder in welcher Stadt? versetzte er: „In Rom!“ — jedoch bei dem Worte: wo sein Haus sei? erwiederte er nur mit einem Lächeln; denn obgleich er in Rom wohnte, hatte er doch daselbst kein Haus, wo er hätte sein Haupt zur Ruhe niederlegen können.

Zu Rom, wo er einige Jahre vor seinem Tode sich für beständig niedergelassen hatte, sah man ihn, lange Zeit hindurch, bei Nacht in seinen zerrissenen Kleidern unter der Nische, zunächst dem Quartier di Monte Cavallo, Platz zur Ruhestatt nehmen. Während anderer Jahre ging er zu einer Nische des Colosseums, hinter der fünften Station des heiligen Kreuzwegs Jesu Christi; hier lag er auf ein wenig Stroh und Vorübergehende hörten ihn laut seine Gebete verrichten.

An einem der langen Tage des Monats August, da die Sonnenhitze am flammendsten brennt, sah man ihn einst am Nachmittag auf den Stufen des Pallastes Baracciano ausgestreckt, in der Lage eines Schlafenden, jedoch gar sittsam und mit über die Brust gefalteten Händen, und die heißen Sonnenstrahlen gerade über seinem Haupte, denen er doch durch die Veränderung des Platzes leicht hätte ausweichen können.

Während seiner langen Pilgerfahrten legte er sich auf

die Erde, wo immer ihn die Nacht überfiel, weil er gerne die Wirthshäuser vermied. — In den ersten Jahren seiner Wanderungen nach Loretto nahm er sein Obdach in einer Scheune auf dem Lande, weil er die freundschaftliche Weisung erhalten, nicht in der Nachtluft zu schlafen, was ja der Gesundheit gar schädlich ist. Liebevolle Leute trugen ihm mehrmals und an verschiedenen Plätzen eine Wohnstatt mit einiger Bequemlichkeit an, um Schutz vor der rauhen Luft zu erhalten. Er lehnte jedoch mit aller Höflichkeit diesen Antrag ab, indem er sagte: „Der Arme soll nicht so bequem versorgt sein!“ Als man ihm einst rieth, er solle sich für sein Nachtlager wenigstens eine bedeckte Stätte suchen, sonst würde er noch todt an der Straße liegen bleiben, erwiederte er: „Was geht das mich an?“ Dadurch zeigte er seine gänzliche Gleichgiltigkeit bezüglich der Sorge für seinen Körper, und daß er gar keine Furcht davor habe, wo immer auf einer offenen Straße sterben zu müssen. —

Dies war Benedikt Joseph's Wohnung, dies sein Bett! — Noch als Knabe im elterlichen Hause verschmähte er ja das Bett schon, das man ihm weichlich hergerichtet; denn er schlief gewöhnlich — auf dem Boden unter dem Bette.

Er würde auch zuverlässig dieses Schlafen auf dem Boden und unter dem freien Himmel fortgesetzt haben, wenn nicht christliche Liebe es einem gewissen Theodosius Grimaldi, der ihn, — etwa zwei Jahre vor seinem Tode in Rom, — ganz auszehrt, und beinah' einer Leiche ähnlich, erblickte, eingeflößt hätte, mit artiger Gewalt den heiligen Armen in das Armenhospital von der christlichen Liebe des Abbate Mancini zu bringen, damit er dort wenigstens vor der rauhen Nachtluft geschützt wäre. Das Eingedenksein der Mahnung eines klugen Beichtvaters über diesen Punkt, brachte ihn dazu, sich dahin führen zu lassen. Und diese Mahnung lautete: „„Wenn er finde, daß er sein seitheriges Schlafen in der Nachtluft durchaus nicht mehr fortsetzen könne, dann würde er besser thun, sich ein Obdach zu suchen.““ Nachdem er nun auch im Hospital das Obdach angenommen, so konnte er doch nicht dahin gebracht werden, sich des Bettes zu bedienen, obgleich ihn Andere dazu drängten und seine körperlichen Krankheiten ihn beinahe dazu verpflichteten. —

Die Nahrung, wodurch Benedikt Joseph sein Leben

erhielt, gibt noch bessere Gelegenheit, seine außerordentliche Liebe zur Armuth deutlich zu erkennen. — Schon als Knabe im elterlichen Hause begann er, sparsam zu essen, obgleich immer mehrere Speisen auf den Tisch kamen; und das Wenige, das er aß, war von der gröbsten und gewöhnlichsten Sorte, und mit diesem Genuße gänzlich zufrieden, gab er Dasjenige den Dienstboten, was er mehr köstlich und wohlschmeckend fand.

Als er auf seinen Pilgerfahrten sein eigener Herr wurde, nahm er in den Dörfern und in den Städten, also auch in Rom, nur so viel Nahrung, als zu der Fristung seines Lebens hinreichte. Seine elende Speise bestand gewöhnlich aus den schlechten und unbrauchbaren Dingen, die man zum Fenster hinaus oder auf den Düngerhaufen geworfen, als da sind: Drangenschalen, harte Stengel von Brocoli, verdorrte Kohlblätter, Abschnitte vom grünen Zeuge und verdorbene faule Früchte.

Die öffentlichen Straßen und die Düngerhaufen dienten ihm zu seinem Speisesaal. — Gewöhnlich verließ er gegen Mittag die Kirche, und wo immer er etwas von den vorgenannten Nahrungs-Abfällen fand, aß er davon mit aller Mässigkeit auf der öffentlichen Straße.

Als er eines Tages in der Kirche St. Maria dei Monti eifrig betete, rüttelte ihn eine fromme und reiche Dame, nachdem sie ihn vergeblich gerufen hatte, und lud dann mit zitternder Stimme ihn zum Mittagessen ein. Sobald er zu seinem größten Mißvergnügen zu sich gekommen, wie Einer der allplötzlich in dem Genuße irgend einer erquicklichen Sache gestört wird, antwortete er eilig: „Mittagessen! Mittagessen! Ich esse auf der Gasse!“

Einige Leute wünschten aus Andacht ihn manchmal in ihrem Hause bewirthen zu können, und trugen ihm die Bitte zwar mit Scheu, aber doch mit freudigem Verlangen vor; er aber wies stets schnell solche Einladungen ab, indem er dann bemerkte: „Ich esse auf der Gasse!“

Wenn er in Loretto durch die Liebe seiner Gastwirthe genöthigt wurde, mit ihnen zu Nacht zu essen, nachdem er den ganzen Tag, ohne seine Fasten zu brechen, mit Beten in der Kirche zugebracht hatte, und man ihm von den aufgetragenen Speisen irgend ein schönes Stück abschnitt und zum Genießen vorlegte, wies er es jedesmal zurück mit der

sanften Erläuterung: „Der Arme soll nur Ueberbleibsel essen!“ Wenn man ihn nun gleichsam bestürmte, daß er ein ihm vorgelegtes Stücklein essen möchte, so nahm er es entweder nicht an, oder, wenn man ihn doch fort und fort nöthigte, nur ein winziges Theilchen davon und den Rest gab er dann einem anderen Armen. Einer derselben reichte ihm einmal einen solchen Speise-Rest aus Mitleid zurück; Benedikt Joseph beruhigte ihn aber, und mahnte ihn, das in Liebe Dargebotene nur zu behalten und fügte hinzu: „Ich bin nicht mehr hungrig; was ich gegessen, war für mich hinreichend!“

Einst ging er gelegentlich zur Pforte eines Klosters, wo um die Mittagszeit Suppe an die Armen vertheilt wurde. Zufällig erhielt er eine hölzerne Schüssel, an deren Rand ein großes Stück ausgebrochen und in deren Mitte ein mit einem Draht zusammengehefteter Sprung war, so daß die Flüssigkeit der Suppe hindurchrann. Alles brach in Gelächter über ihn aus, ja Manche spotteten sogar seiner; Benedikt Joseph aber fand hier eine hehre Gelegenheit zur Selbst-Ueberwindung, verzog keine Miene, nahm froh erregt die erbärmliche Schüssel und genoß mit einem herzlichen: „Gott sei Dank!“ die für ihn zu kostbare Klostersuppe.

Niemals trank Benedikt Joseph Wein, außer wenn auch hier der Gehorsam ihm verpflichtete. Wenn er trinken ging, heftete er seine Lippen an einen öffentlichen Brunnen, die es in Rom ja allenthalben gibt, und nach seinem Tode bezeichnete die Andacht des Volkes alle diese Plätze als ihm besonders ehrwürdige.

Einst wollte ihm seine Gastwirthin, Barbara Sori, da er sich bei ihr verabschiedete, um von Loretto nach Rom zurückzukehren, einiges Geld geben, damit er sich auf dem Wege etwas Wein kaufen könne, um seinen Durst zu stillen. Aber trotz ihrer wiederholten Bitten gelang es ihr nicht, daß er dasselbe annahm; er sagte nur: „Der Arme führt kein Geld mit sich! Cisternen-Wasser genügt zu seinem Trunk! Und wenn ich in ihrem Hause ein wenig Wein genossen habe, so ist dies allein — aus Gehorsam geschehen, denn ich trinke stets Wasser.“

Zufrieden mit seinem elenden Morgen-Essen, entsagte er auch dem Abend-Essen. — Im Jahre 1782 kam er am

Nachmittage des Gründonnerstages zu Loretto wieder an. Ermüdet und äußerst erschöpft durch eine Wanderung von zweiundzwanzig Tagen, noch nüchtern und vom Schnee durchnäßt, wollte ihn seine fromme Hauswirthin, die vorgenannte Barbara Sori, bewegen, nur eine kurze Zeit in ihrem Hause zu bleiben und seinen müden Gliedern etwas Rast zu gönnen, damit sie sich wieder erkräftigen; Benedikt Joseph schlug aber auf höfliche Weise dieses Anerbieten aus, und nachdem er, mit ihrer Erlaubniß sein Pilger-Bündlein bei ihr zurückgelassen, ging er ungesäumt in das „heilige Haus," um daselbst die allerseligste Jungfrau Maria, seine liebe Mutter, zu besuchen, indem er versprach: „am Abend zum Nacht-Essen wieder da zu sein." — Pünktlich fand er sich am Abend ein, und es ward ihm eine kleine Portion Caviar vorgesetzt; aber er schob sie bei Seite, indem er sich äußerte: „Das ist keine Nahrung für einen Armen, es ist zu theuer!" und er aß nur eine Kruste Brodes, sein Fasten streng beobachtend.

Eine wahrhaft rührende und zugleich erbauliche Begebenheit wurde von dem Diener des Herrn della Porta in dem Hofraume des Pallastes beobachtet. Er stand hinter einer Säule, wo er sehen konnte, was sich umher zutrug, ohne dabei selbst gesehen zu werden. Er erblickte einen gar armen Mann — sittsam, ruhig, voll Andacht hereinkommen, der, dem Brunnen sich nahend, ein wenig Wasser trank. Es war Benedikt Joseph. Und weil er glaubte, um diese Zeit nach Mittag werde ihn Niemand hier beobachten, kniete er sich nieder, und indem er mit seinen Händen die Ueberbleibsel der Suppe (Minestra), welche man kurz zuvor in den Koth geschüttet hatte, und nun mit demselben vermischt war, aufsammelte, aß er sie auf an den Stufen, und entfernte sich dann mit Sittsamkeit. Der zuschauende Diener ward durch den Anblick einer solchen Abtödtung höchlich in Erstaunen gesetzt, und in der Meinung von der Heiligkeit dieses Armen, welche ihm schon durch die Wahrnehmung früherer Ereignisse eingeflößt worden war, noch mehr bestärkt. — Als dann in Rom (am Mittwoch in der heiligen Charwoche des Jahres 1783) die Nachricht sich verbreitete: „„daß ein armer heiliger Mann gestorben wäre;"" zweifelte er nicht, daß es Benedikt Joseph sei. Und als er sah, daß sein Herr zur Kirche St. Maria dei Monti eilte, wo man des heiligen

Armen Leib öffentlich ausgesetzt, um ihn zu sehen, konnte er sich nicht zurückhalten, auch diese Kirche zu besuchen. Als er dort angelangt, kostete es ihn große Mühe bis zu der Bahre vorzudringen, wegen der großen Volksmenge, die sich dort versammelt hatte. Er erkannte ihn alsbald, küßte ihn herzlich und vergoß viele Thränen der Andacht. —

Am Tage seines Todes, da er von schweren Ohnmachten ergriffen war, fand man in seiner Tasche keinen andern Speisevorrath für diesen Tag, als ein Stücklein Brod und einige Orangenschalen!

So lebte der „heilige Arme," der sich stets des Lammgottesmahles im Himmel getröstete, von dem es heißt: „Selig, die zu dem Hochzeitsmahle des Lammes berufen sind!" Offb. 19, 9. —

30.

Auch noch des Selbstmords verdächtig!

(Aus: Neue katholische Encyclopädie.)

Der unglückliche König von Frankreich, Ludwig XVI., war von dem blutdürstigen Revolutions-Tribunal zu Paris zum Tode auf der Guillotine verurtheilt und hatte sich drei Tage Frist noch ausgebeten, ehe man durch das Fallbeil ihn hinrichte: gewiß in der Absicht, um sich noch recht würdig für den so nahen Gang zum Gerichte Gottes vorbereiten zu können.

Da trat Santerre, einer der wüthendsten Republikaner, mit lachender Miene bei ihm ein und zeigte ihm an: „daß ihm die Gnadenfrist von drei Tagen, um die er angehalten habe, versagt worden sei."

Ludwig blieb ruhig und gefaßt und antwortete: „„Ich glaubte aus der Miene Santerre's herauslesen zu dürfen, daß mir die Frist bewilligt sei!""

Der Gefangene frühstückte hierauf so still und friedlich, wie immer seither; sein Staunen aber regte sich allplötzlich und wuchs mehr und mehr, als er bemerkte, daß man ihm sein Messer hinwegnahm. Man theilte ihm jedoch alsbald einen Beschluß der Municipalität folgenden Inhaltes mit:

„„Ludwig darf sich weder eines Messers noch einer Gabel bei'm Mahle bedienen; sein Kammerdiener erhält ein Messer, um ihm sein Brod und sein Fleisch zu schneiden in der Gegenwart zweier Commissäre, und dann wird das Messer wieder zurückgenommen!'"

„„Die Unglücklichen!"" rief nun Ludwig XVI. aus, „„welche Ansicht haben sie von mir! Sie wähnen wohl gar, ich sei so leichtsinnig, mir den Tod anzuthun! — Wissen sie es denn nicht, daß es mir die Religion verbietet?"" —

31.

Strahlen um das Haupt der Königin Marie Antoinette.

(Aus: Studien von Johannes Scherr.)

Harmodios schreibt von Paris aus, im Oktober 1794, an Aristogeiton unter Anderem über die Revolutions-Ereignisse:

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragst du? O, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich gesehen, was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sausen ist in meinen Ohren wie Meeresbrausen und die Pulse meiner Schläfe pochen, als wollte mir der Kopf zerspringen. Der Lava-Strom des Schreckens, der sich an mir vorübergewälzt, hat mir mit seiner Höllenglut die Haare weißgesengt. An meinen jetzt vor Begeisterung flammenden, jetzt vor Entsetzen starrenden Augen ist eine Kolossal-Tragödie vorübergegangen, die ohne ihres Gleichen auf Erden. Menschen-Engel und Menschen-Bestien die Schauspieler und Schauspielerinnen! Und inmitten dieses rasenden Wirbelwindes von Erhabenstem und Gemeinstem, von Scheuslichstem und Rührendstem hab' ich gelebt!!! Weißt du, was das heißen will: Gelebthaben im Vulkans-Krater des terroristischen Paris? Nein, du kannst es nicht wissen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx „Revolution" aus nächster Nähe in's tödtliche Auge sah, wo sie mit Löwenkrallen-Faust, — auch mich als „Verdächtigen" in die Abtei schleuderte und schon im Begriffe war, in die Pickenspitzen und Säbelschneiden der September-Mörder zu werfen, als ein Machtwort Danton's, gesprochen

auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechtes, unsers Landsmanns Klooty aus Kleve, mich rettete.

Ach, wer — wie ich — in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus (Hölle) geschaut!

Und doch überrieselte mich ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Larmorliére, welche der Königin Marie Antionette in der Conciegerie die letzten Dienste erwiesen hat, erzählte: daß und wie noch in ihren letzten Stunden die zum Tode Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, Angesichts des Gensdarmerie-Offiziers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffot-Toilette zu machen, ja, Angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemden-Wechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstatt und bat die Rosalie Lamorliére, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Offizier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („avec une grande douceur") zu ihm sagte: „„Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit gestatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechseln!"" entgegnete er grob: „„Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle ihre Bewegungen scharf zu bewachen!"" — —

Ich bin kein Royalist und ich bin kein Empfindler. Aber Alles, was man als Anklage gegen Marie Antoinette vorgebracht, war weggewischt von der Tafel der Thatsächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres die Königin vor dem Revolutions-Tribunal stehen sah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäsaren, nicht die gedemüthigte Tochter der stolzen Maria Theresia, nein! das beleidigte Weib, die beschuldigte Gattin, die beschimpfte Mutter war es, welche mir schmerzlichste Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet sich vor meinem innern Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majestät des Unglück's angethan und vom hellsten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre — meines Erachtens — größte Abscheu-

lichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Beschuldigung: „den eigenen unmündigen Sohn blutschänderisch verdorben zu haben," gegen die Angeklagte erhoben wurde, — **der** Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! — Niemals wieder ist die souveräne Verachtung einer Welt, in welcher so Scheußliches ersonnen werden kann, in einem Menschenblick so zusammengefaßt gewesen, wie sie es in diesem war! . . . —

Aber wie wunderlich widerspruchsvoll sind wir Menschen gebaut! — Von demselben Greuel-Erfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrster Sentimentalität bezeugen. — Während der Todesfahrt des Königs Ludwig XVI. vom Tempel zum Revolutionsplatz, saß im Hotel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eines der Mitglieder der Versammlung mit Erstaunen, wie sein Nachbar und College Hébert in Thränen ausbrach. „Was, du weinst?" — „„Ach ja,"" erwiederte er, „„der Tyrann hat meinen Hund so lieb gehabt und denselben so oft gestreichelt!"" —

32.

Musik in der Todesstunde.

(Aus: Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95 von Sybel.)

Der von dem blutdürstigen Convent, dem Revolutions-Tribunal zu Paris, so schmachvoll mißhandelte Dauphin Ludwig XVII., Sohn des hingerichteten Königs Ludwig XVI., sagte in seiner Todesstunde: „Die Musik dort oben ist so schön!" — Und plötzlich rief er laut: „Ich höre die Stimme meiner Mutter! . . . Ob wohl die Schwester die Musik auch gehört hat?" — —

Es folgte nun eine lange Stille, hierauf noch ein froher Ausruf und dann der letzte Athemzug. —

33.

Das Büchlein von der Nachfolge Christi im Kerker.

(Aus: Die Greuel der Revolution in Frankreich.)

La Harpe, ein eifriger Schüler des Gottesleugners Voltaire und vielleicht der blutgierigste Redner im Convent der Revolutions-Partei zu Paris, wurde, da er auch über das Haupt Robespierre's, dieses Obersten des Blutrathes, seinen Hohn und Spott zuletzt ausgeschüttet, verhaftet und fünf Monate lang gefangen gehalten.

Er erzählt nun selbst, auf welche Art seine Seele — in der Einsamkeit des Kerkers — wieder zu dem beseligenden Christenthume gelangt sei, das er vorher mit Wort und Schrift und Thaten so sehr geschändet und während der Zeit der Schreckensherrschaft auszureuten gesucht hatte, und sagt:

„Ich war in meinem Gefängniß allein, in einer kleinen, überaus traurigen Zelle. — Während einiger Tage hatte ich die Psalmen, das Evangelium und einige gute Bücher gelesen. Die Wirkung davon erwies sich als reißend schnell, obwohl stufenweise. Schon hatte ich wieder Glauben erlangt. Ein neues Licht ging mir auf; allein es brachte mich in Schrecken und Entsetzen, denn es zeigte mir einen Abgrund, nämlich — den meiner vierzehnjährigen Verirrung. Ich sah alle Uebel und kein Heilmittel; nichts um mich, was mir die Hilfe und den Trost der Religion nahe gebracht hätte! Auf der einen Seite mein Leben, wie es mir jetzt im Lichte der himmlischen Wahrheit erschien, auf der andern Seite der Tod, den ich täglich erwartete, in der Weise, wie man ihm damals preisgegeben wurde. Der Priester bestieg ja damals nicht mehr das Schaffot, um Denjenigen zu trösten, der zum Sterben ging, sondern nur, um selbst dem Tode zu verfallen! — Von diesem verzweiflungsvollen Gedanken erfüllt, drückte die tiefste Niedergeschlagenheit mein Herz und wagte kaum ein Gebet zu Gott zu erheben, den ich wieder zu finden begann, aber noch kaum erkannte. Ich rief zu ihm: „„Was soll ich thun? was soll aus mir werden?““

Es lag auf dem Tische ein Büchlein von der Nachfolge Christi, und man hatte mir gesagt: ich würde in diesem herrlichen Buche oftmals — auf meine Gedanken — die

Antwort finden. Ich öffnete es auf's Geradewohl, und es fallen mir sogleich die Worte in das Auge:

„„Da bin ich, mein Sohn!
Ich komme zu dir,
weil du Mich angerufen hast!““ —

Ich las nicht weiter. —

Der plötzliche Eindruck, den diese Worte auf mich machten, geht über alle Beschreibung, und es ist mir ebenso wenig möglich, ihn wieder zu geben, als ihn zu vergessen. Ich warf mich auf mein Angesicht zur Erde nieder, in Thränen gebadet, von Seufzern erstickt, Schreie und vereinzelte Worte hervorstammelnd. Ich fühlte mein Herz getröstet und erweitert, aber zugleich zum Zerspringen voll. Von einem Strome von Gedanken und Gefühlen bestürmt, konnte ich nur weinen, und weinte lange, ohne daß mir von meinem Zustand eine andere Erinnerung geblieben wäre, als nur die, daß, was je mein Herz Gewaltiges und Süßes empfunden hat, damit nicht verglichen werden kann, und daß jene Worte:

„„Da bin ich, mein Sohn!““

fort und fort in meiner Seele wiederklangen und sie in allen ihren Kräften erschütterten.“ — —

Welche Umwandlung!

Dieser Freigeist, für den bis dahin alle religiösen Wahrheiten nichts als schnöde Vorurtheile des Irr- und Unglaubens gewesen, dieser Schüler eines Mannes, der sein ganzes Leben dazu verwendete, die „Heilige Schrift“ und alle christliche Religions-Uebungen einer wahrhaft satanischen Verspottung zu überliefern: er liegt mit seinem Angesicht auf der Erde, weint bitterlich und ist ein Christ, ja der offenbarste und entschiedenste Katholik geworden!

La Harpe starb am 11. Februar 1803 zu Paris — im Frieden Gottes. —

Hier hat also die Lesung eines frommen Buches eine Bekehrung vorbereitet und vollendet, die noch vor kurzer Zeit geradezu unmöglich schien! —

34.

Wohlthun und Dankbarkeit.

(Nach: Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für das Volk von W. O. von Horn.)

1. Geneigter Leser! ich führe dich in eine der schönsten Provinzen Frankreichs, in die von Gott gesegnete Normandie, in einen wahren Garten Gottes. Die Seine, der stolze, schöne Fluß, zieht sich wie ein silbernes Band durch die frucht- und obstreichen Gelände, wo Alles gedeiht, was des Menschen Herz erfröhlichen kann. Anmuthige Dörfer, reiche Städte begegnen da dem Reisenden überall, und der Wohlstand der Bewohner ist groß.

Eine der reichsten Städte des Landes ist Rouen. Da herrscht gar viel Verkehr, Gewerbthätigkeit und Handel, und es ist eine schöne Stadt, worin aber freilich bei üppigem Reichthum auch die allerdürftigste Armuth zu finden ist.

In dieser Stadt lebte um das Jahr 1780 ein reicher Kaufmann, der eigentlich in der französischen Schweiz zu Hause war, nämlich Genf, und Laurent hieß. Er schied, nachdem er unter den schwersten Mühsalen und Entbehrungen die Handlung gründlich erlernt hatte, von Genf und zog nach Rouen, um dort zu bleiben. Sein Brodherr hielt ihn wie sein eigen Kind, und, da seine einzige Tochter ihn und er sie lieb gewann, so gab er sie ihm zur Frau — und Laurent, der von Kindesbeinen an bettelarme Laurent, war durch Frömmigkeit, Fleiß, Treue und Redlichkeit einer der reichsten und angesehensten Kaufleute von Rouen geworden, der seinen Handel immer mehr ausbreitete.

Laurent war jetzt ein Mann, der da zu jeder Stunde über Tausende verfügen konnte, und die Armen in der Stadt Rouen wußten davon zu reden. Und trotz dem, daß er immer eine offene Hand zum Geben zeigte, wo es die Linderung der Noth galt, wuchs sein Reichthum zusehends und das Sprüchwort gedieh zu seiner rechten Bewährung: „Almosen armet nicht!“ —

2. Die Stadt Rouen ist eine alte Stadt, und in der Gegend derselben, wo die herrliche Kirche St. Ouen steht,

ist ein Gewirre von engen, dunkeln Gäßchen, wo der Reichthum nicht wohnt, wohl aber häufig die darbende Armuth.

Eines Tages führte Herrn Laurent ein Geschäft in jenen Theil der Stadt. Um näher zu gehen, schlug er den Weg durch mehrere dieser Gäßchen ein. Als er so mitten in der dunkeln Gasse war, sah er einen etwa zehnjährigen Knaben an einer Thüre stehen, und so recht aus tiefstem Seelengrunde, darum aber auch stille, vor sich hin weinen.

Wie es kam, wußte er selbst nicht; des Kindes Schmerz jedoch bewegte seine Seele mit solcher Macht, daß er sein Geschäft vergaß und bei ihm stehen blieb.

„Warum weinst du denn so schmerzlich, mein Sohn?“ fragte er liebreich.

Der Knabe, der jetzt erst den vornehm gekleideten Herrn sah, hob sein Gesicht gegen den Herrn Laurent, und dieser blickte in ein Paar gar treue und sanfte Augen. Zeigte sich der Knabe anfangs erschrocken, so beruhigte doch Herrn Laurent's sanfte Miene sein Herz, und er sagte schluchzend: „„Ach, meine Mutter ist sehr krank und ich kann ihr nicht helfen!““

Das Wort des Knaben ging wie ein zweischneidiges Schwert durch Herrn Laurent's Seele.

„Wo ist denn deine Mutter?“ forschte er weiter.

„„Hier in dem Stübchen!““ erwiederte der Knabe und deutete auf eine nahe Thüre.

„Führe mich einmal zu ihr!“ bat Herr Laurent den Knaben und faßte seine Hand.

Der Knabe geleitete ihn in das Stübchen. Reinlich war es darin, indeß die Armuth, die tiefste Armuth aus Allem sprach, was man ringsum erblickte. In einem dürftigen, aber reinlichen Bette lag eine noch ziemlich junge Frau im heftigsten Fieber. Als sie Herr Laurent fragte, redete sie irre.

Erschüttert in seines Herzens Grunde, fragte er den Knaben: „ob seine Mutter denn keinen Arzt habe?“

„„Ach,““ versetzte der weinende Knabe, „„ich kann ja keinen bezahlen; wir sind zu arm!““

„Hast du denn keinen Vater mehr?“ fragte Laurent.

„„Ach nein!““ entgegnete das Kind; „„er ist vor drei Wochen von einem Dache gestürzt, wo er einen Schornstein

aufmauerte, und blieb todt. Darüber ist ja meine gute Mutter so krank geworden!""

„Ist denn kein Arzt in der Nähe?" fragte Laurent.

„„Doch,"" erwiederte der Knabe; „„an der Ecke dort unten wohnt Einer.""

„So komm' und führe mich an das Haus!" sprach Herr Laurent, und der Knabe eilte vor ihm her. Als sie sich des Doktors Wohnung näherten, sandte ihn Herr Laurent zurück, und trat in das Haus ein.

Er fand den Doktor daheim. Er war ein freundlicher Mann, der sogleich aufsprang, nachdem ihm Herr Laurent die Begegnung mit dem Knaben erzählt hatte.

Sie gingen mit einander hin. Unterwegs sagte Herr Laurent dem Arzte, der ihn nicht kannte, wer er sei, und bat ihn, Alles, was in seinen Kräften stehe, anzuwenden, um die Leidende zu retten. Insbesondere wünsche er, daß eine Pflegefrau bestellt werde; die sämmtlichen Kosten trage er, und zu dem Ende wollte er jetzt schon dem Arzte Geld einhändigen, was dieser jedoch nicht annahm, da ihm sein Name genug sei, um ihm das vollste Vertrauen zu schenken. Für das Herbeirufen eines Priesters versprach Herr Laurent gleichfalls und ungesäumt zu sorgen.

Als sie eintraten, war der Zustand der Kranken noch derselbe, wie ihn auch Herr Laurent kurz vorher gefunden. Der Arzt untersuchte ihn genau. Dann schickte er den Knaben zu einer braven Frau in der Nähe, die er kannte und für befähigt erachtete, als Wartefrau zu dienen. Der Knabe sprang weg und brachte bald die Frau. Es war eine betagte, sanfte Frau, die es gerne gegen einen kleinen Lohn übernahm, bei der Leidenden zu bleiben und sie Tag und Nacht zu pflegen.

Der Doktor verordnete nun ein kühlendes Getränke, wozu Herr Laurent sogleich Geld gab; der Knabe und die Frau theilten sich darin, die nöthigen Gegenstände dafür zu holen. Und als sie zurückkehrten, nahm Herr Laurent, nachdem er der Wartefrau treue Pflege und Sorgfalt zur Pflicht gemacht, den Knaben mit in das Haus des Arztes, wo dieser ein Recept schrieb, und ging dann mit ihm in die nahe Apotheke, wo er die Medizin bezahlte und eine Summe Geldes für fernere ärztliche Verordnungen hinterlegte. Als er von dem Knaben an

der Thüre der Apotheke schied, bedeckte dieser unter heißen Dankesthränen mit Küssen seine Hand, und Herr Laurent ging mit dem seligen Gefühle, im süßen Namen Jesu Gutes gethan zu haben, seinem Geschäfte nach. — Solch ein seliges Gefühl kennt aber nur Derjenige, welcher aus inniger Liebe zu dem Herrn einem armen Miterlösten die Noth gelindert hat! Es ist der Friede Gottes, der allen menschlichen Begriff übersteigt; die Freude in Gott, die unendlich erquickt und erhebt!

Der Arzt hatte ihm wenig Hoffnung machen können, daß die Kranke noch zu retten sei, aber auf die Medizin und ihren Erfolg noch einige Hoffnung gesetzt. Er hatte ihm überdies versprochen, diesen Tag noch mehrere Male nach der Kranken zu sehen.

Auch der Geistliche war erschienen, konnte jedoch der irren Kranken nur das heilige Sakrament der Oelung spenden.

Herr Laurent machte seine Geschäfte schnell ab und kehrte heim; die kranke Frau und der arme Knabe wichen ihm indeß nicht aus den Gedanken. Er erzählte die Begebenheit seiner Frau, einer guten und sanften Seele, und diese wurde ebenso bewegt, wie er es selbst war. Den ganzen Abend kam die Kranke nicht aus ihren Gedanken, und sie entwarfen allerlei Pläne, wie sie ihr helfen wollten, wenn sie würde genesen sein. Aber der liebe Gott meinte es noch besser mit der armen, unglücklichen Frau; er nahm sie zu sich, und ihre Fieberträume ließen nicht einmal mehr den Kummer um ihr verlassenes Kind in ihr aufkommen, für das er jedoch schon in seiner Gnade gesorgt hatte. Der Vater und die Mutter waren ihm schon bestellt.

Kaum hatte Herr Laurent gefrühstückt, so reichte er seiner lieben Frau die Hand und sagte: „Ich will einmal selber nachsehen!“

Sie lächelte und sagte: „„Gott behüte dich in deinem hehren, trostreichen Wirken!““

Er ging eiligst den weiten Weg, den er gestern viel langsamer gegangen, und kam nach einer Viertelstunde in die Gasse. Er sah auf dem Tische ein Oellichtlein brennen, daneben ein Crucifix und ein Weihwasserkesselchen mit dem geweihten Palmzweige stehen, und fand den Arzt und die Wärterin neben der Leiche. Der Knabe weinte bitterlich.

Herr Laurent nahm den Arzt auf die Seite und bat

ihn, doch so gefällig zu sein und für ein anständiges Leichenbegängniß zu sorgen; dann ging er zu dem Knaben und sagte ihm: „er solle gutes Muthes sein, Gott habe ihm eine neue und auch sehr gute Mutter beschert, und zu der wolle er ihn jetzt führen.“

Es kostete viele Mühe, den Knaben dafür zu stimmen, daß er seine Mutter verließ, die er noch immer nicht für todt hielt. Endlich überzeugte ihn doch der Arzt, und dann folgte er still weinend dem Herrn Laurent nach dessen Wohnung, welche am Ufer der Seine lag, unterhalb der großen, herrlichen Brücke, die über den Fluß führt, nicht weit von der Stelle, wo viel später die prächtige Kettenbrücke gebaut worden ist.

Frau Laurent sah ihren Mann kommen, begleitet von dem armen, aber sehr anmuthigen Knaben, und dachte sich gleich, was da geschehen sein möge. Sie ging ihnen entgegen; und als sie das weinende Kind sah, wurde sie selbst bis zu Thränen gerührt, und zog den Knaben an sich, indem sie sagte: „„Ich will nun deine Mutter sein!““ Das war so recht nach Herrn Laurent's Herzen, und er selber vermochte kaum seiner Thränen Herr zu werden.

Von diesem Augenblicke an hatte Franz Thouret, wie der Knabe hieß, einen Vater und eine Mutter empfangen.

Herr und Frau Laurent thaten an dem Knaben Alles, was fromme und gewissenhafte Eltern an ihren eigenen Kindern thun, um sie geistlich und leiblich auszubilden, damit sie für ihr irdisches Tagewerk tüchtig und für das Leben in Gott heilig erzogen werden. —

3. Franz Thouret war zum Jünglinge herangewachsen, und hatte in einer Handelsschule, wie solche in großen Städten bestehen, die umfassendsten Kenntnisse zur gedeihlichen Führung eines Kaufmanns-Geschäftes sich angeeignet und durch wahrhaft religiösen Sinn und einen unbefleckt tugendhaften Wandel allgemeine Achtung erworben.

Wer aber glauben wollte, Herr Laurent hätte das viele Geld an Franz Thouret verwendet, um nun auch umsonst rechten Nutzen von ihm zu ziehen, der hätte dem edlen Mann himmelschreiendes Unrecht gethan; denn an so etwas Eigennütziges dachte seine Seele nicht. Er setzte vielmehr für Franz eben so viel an Gehalt aus, als auch andere

Handlungsdiener erhielten, und stellte ihn diesen in Allem gleich, nahm ihn aber in sein Haus und an seinen Tisch.

Franz rechtfertigte vollkommen die Erwartungen, welche Herr Laurent von ihm hegte; er war unermüdet in seinem Berufe, eingezogen und sparsam, und vermied den Umgang der leichtfertigen Handlungsdiener, welche ihn gar gern auf ihre sittenlosen Wege geführt hätten. Als sie sahen, daß dies umsonst geschehen, ließen sie ihn in Ruhe und er konnte die freie Zeit dazu verwenden, durch das Lesen guter Bücher an Einsicht zuzunehmen, und wenn Herr Laurent und seine Frau irgendwo hin gingen oder fuhren, so begleitete er sie stets, und sie sahen das sehr gerne.

Im Sommer, wo Herr Laurent in einem schönen Gartenhause vor der Stadt wohnte, zog auch Franz mit ihm hinaus, und begleitete ihn nun Morgens in seine Schreibstube in der Stadt, und Abends wieder zurück, so daß er Herrn Laurent den ganzen Tag nicht verließ. — Hierdurch gewöhnte er sich so sehr an ihren Umgang und die guten Eheleute an den seinigen, daß sie ohne einander gar nicht mehr sein konnten, und das Verhältniß nicht anders war, als das zwischen Eltern und Kindern.

In diesem friedlichen, wahrhaft gemüthlichen Zusammenleben des braven Franz mit Herrn und Frau Laurent verging eine Reihe von Jahren. Da brach die französische Revolution aus!

Schon in ihren ersten Aufloderungen ahnte Herr Laurent die Schicksale, die so schrecklichen, die in ihrem Gefolge sein würden. Er zog sich vom Handel zurück und brachte sein Geld nach Genf, wo er es gut anlegte. Nur das schöne Landhaus an der Seine bei Rouen behielt er und wohnte dort. Franz Thouret blieb bei ihm und verwaltete sein Vermögen; und da er selbst am stillen Landleben seine große Freude hatte, so kam er selten mehr in die Stadt Rouen, und die meisten Leute wußten nicht einmal, wie er heiße, sondern nannten ihn nur den jungen Herrn Laurent, oder sie kannten ihn gar nicht.

Herr Laurent war, wie jeder rechtliche Mann in Frankreich, ein Feind und Gegner der wilden, rohen Gewalt, der Revolution, die der Religion, dem Gesetze, dem Rechte, der Ordnung Hohn sprach. Er war dem Könige treu ergeben

und hielt fest an ihm, wie auch Franz, der hierin völlig die Gesinnung des Herrn Laurent theilte. Das wußten die Leute in Rouen, welche für die Revolution schwärmten, und ihr Haß lag auf Herrn Laurent, seiner Gesinnung wegen. Dieser Haß wurzelte aber auch noch in einem andern Grunde. Alle Welt kannte Herrn Laurent's ungemessenen Reichthum. Ein solches Vermögen zu besitzen, das genügte allein schon, um Gegenstand des Hasses und der Verfolgung zu sein.

Immer wilder wurden die Auftritte in Paris, und endlich erreichte die Schreckensherrschaft des Robespierre ihren Gipfel. Wer als Anhänger des Königs und als reich und kirchlich gesinnt bekannt war, der wurde gefänglich nach Paris geschleppt, und wen sie einmal in ihren Krallen hatte, der kam nicht mehr los, sondern sein Weg ging zur Guillotine, die auf dem Platze stand, welcher „Greve" heißt, und sein Haupt mußte sinken unter dem greulichen Fallbeil.

Die Feinde des Herrn Laurent und auch die guten Freunde, die gerne sich in seinen Reichthum getheilt hätten, versäumten es nicht, ihn in Paris als einen — Königlichgesinnten anzuklagen, und der Befehl langte auf der Mairie zu Rouen an: „Herrn Laurent gefänglich nach Paris zu liefern." Daß ihm das Verderben so nahe sei, ahnte freilich Herr Laurent nicht; aber auch Franz nicht, als er eines Morgens in die Stadt ging.

Auf der Mairie (Bürgermeisterei) schrieb ein junger Mensch, der einst, als Franz noch ein armer Maurerssohn war, sein Freund und Gespiele gewesen. Er war ein braver Mensch, den Franz vielfach und recht ansehnlich aus seinen Ersparnissen unterstützte, daß er sich herausthun, etwas lernen und zu seiner jetzigen Stelle gelangen konnte. Mit dankbarem Herzen hing er dagegen an seinem Freund und Wohlthäter Franz. Dieser junge Mann hatte die Liste derjenigen Personen gesehen, die sollten gefangen nach Paris gebracht werden, und auf dieser Liste stand Herr Laurent obenan. Gerne wäre dieser treue Freund zu Franz geeilt, um ihm die Gefahr zu melden, die seinem theuern Pflegevater drohe, aber er konnte es nicht, ohne sich selbst der Gefahr auszusetzen, daß man ihn für einen Verräther erklärte. Als er nun am Fenster des Stadthauses stand, um sich eine Feder zu schneiden, erblickte er Franz, der unten vorüberging.

Er legte deshalb, anscheinend ruhig, seine Feder nieder und ging langsam nach der Thüre; als er diese jedoch hinter sich im Schlosse hatte, sprang er schnell die breite Stiege hinab in's Freie, und sah eben noch, wie Franz um die Ecke in eine nahe Straße einbog. Im Fluge eilte er ihm nach, und war so glücklich, ihn zu erhaschen. Er zog ihn hastig in eine Ecke und sagte leise zu ihm: „Gehe nur schleunigst zu Herrn Laurent! Er steht auf der Liste der Verurtheilten! Vielleicht wird er heute noch gefangen genommen! Du weißt, was das bedeutet! Also schnell, so schnell wie möglich zu ihm!"

Der Schreiber kehrte in's Stadthaus zurück, und ging langsam und ein Liedchen pfeifend die breite Stiege hinan, trat langsam in den Saal und ging an seinen Schreibtisch.

Kein Mensch argwohnte etwas.

Franz stand wie vom Schlage gerührt. Es schwindelte ihm und seine Beine versagten ihm den Dienst, so war ihm der Todesschrecken in die Glieder gefahren. Zum Glück kam ein Miethkutscher des Weges. Franz rief ihn, bezahlte doppelten Satz und der leichte Wagen flog mit ihm auf dem nächsten Wege aus der Stadt zu dem Landhause Laurent's.

Als Franz hereinstürzte, bleich wie eine Leiche, sank Frau Laurent ohnmächtig nieder. Herr Laurent sah ihn an. — Ein bitteres, schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Du bringst wohl die Nachricht, Franz! die ich längst geahnt habe? Nicht wahr? — sie wollen meinen Kopf?" —

Franz bejahte mit Thränen die Frage. „„Aber,"" sagte er, „„noch ist Rettung möglich. Ein Jugendfreund, der auf der Mairie schreibt, hat es mir vertraut; der Haft=befehl ist indeß noch nicht ausgefertigt. Wenn Sie eilen mit ihrer Flucht, so ist noch an Rettung zu gedenken.""

„Wohin aber?" fragte Herr Laurent.

„„Nach Genf!"" rief Franz. „„Schnell! Nehmen Sie mit, was Sie können; das Uebrige wird ja nicht gänzlich zu Grunde gehen!""

Die Dienerinnen hatten indeß Frau Laurent wieder zu sich gebracht. Sie vernahm nun vollends die Trauerbotschaft und drängte zur Flucht. Laurent gab endlich nach. Der Plan wurde eifrig besprochen und festgestellt, und Alles, was von Werth war, in ein Bündel gethan. So dämmerte endlich

der Abend, und der Kahn stand am Garten unter herabhängenden Weiden, der sie eine Strecke hinabfahren sollte, wo sie dann den Landweg unter geeigneten Vorwänden anzutreten beabsichtigten. Zum letzten traurigen Mahle setzten sie sich, und Herr Laurent theilte Franz noch Dasjenige mit, was sich als nöthig erwies, als — plötzlich vor dem Hause Lärm entstand.

„„Das sind sie!““ rief Franz voll Entsetzen, und drängte Herrn und Frau Laurent nach dem Garten zur ungesäumten Flucht; dann zog er schnell aus seiner Tasche eine graue Perücke, die ihn sehr entstellte und alt machte, und eilte in das vordere Zimmer; denn das war sein edler Entschluß, daß er sich für Herrn Laurent ausgäbe. Zu dem Ende hatte er ja schon eine der Perücken des Herrn Laurent zu sich gesteckt.

Waren es Leute, die Herrn Laurent nicht kannten, so gelang seine Absicht, und Laurent und seine Frau waren gerettet. Als er in das Zimmer trat, wo die Nationalgarden bereits nach Herrn Laurent suchten, stellte er sich, als ob er vor Entsetzen zurückpralle und entfliehen wollte.

„„Haltet ihn! das ist er!“ rief der Anführer, ein Mensch von wildem Aussehen.

Sie ergriffen Franz.

„„Seid Ihr der Bürger Laurent, der ruchlose Anhänger des verfluchten Königs?“ fragte ihn der rohe Geselle.

„„Ich bin Laurent!““ sagte Franz mit Würde. „„Suchet Ihr mich, so lasset doch wenigstens meine Grundsätze unangetastet!““

„„Hört Ihr's?“ schrie der Anführer. „„Fort mit dem Aristokraten! (Denn dies war der Name, den das ruchlose Gesindel allen Anhängern des Königs gab.) Bindet ihn!“

Das geschah.

Niemand von der Dienerschaft wagte sich herbei, als der alte treue Buchhalter, dem Herr Laurent das Gnadenbrod gab, weil er ihm so lange und treu gedient hatte. Er war Zeuge dieser edlen Aufopferung des jungen Mannes für seinen Wohlthäter.

Während die wilde Rotte mit Franz fortstürmte, begab sich der ehrliche Alte in den Garten, wo Herr Laurent sich

noch aufhielt, weil der Mond zu helle schien, und sie fürchteten, dennoch entdeckt zu werden.

Der Buchhalter erzählte ihnen Alles.

Jetzt wollte Herr Laurent sich losreißen und der Rotte nachfolgen, um sich ihr zu überliefern. „Was liegt an meinem Leben, das doch seinem Ziele schon so nahe ist?“ sagte er. „Franz ist noch jung; er hat noch das Leben vor sich, und nun fällt sein edles Haupt statt des meinigen; das ertrag' ich nicht!“

Aber sie hielten ihn mit Gewalt zurück, und seine Frau sagte: „„Gott und die heilige Jungfrau Maria werden den Unschuldigen ja beschützen und das Opfer der Liebe nicht zulassen! Ohnehin wird man morgen in Rouen den Irrthum entdecken und den jungen Mann loslassen. Und geschähe dies selbst nicht, so kannst du durch deine Freunde in Paris für seine Befreiung arbeiten, und wenn es unsre ganze Habe kostet. Dem Gelde können ja ohnehin diese Verworfenen nicht widerstehen; es wird sie bezwingen und Franz sicher retten!““

Herr Laurent überlegte. Er mußte die Gründe seiner Frau anerkennen; aber er vermochte dennoch nicht, zur Ruhe zu gelangen.

Endlich bedeckte sich gegen eilf Uhr der Himmel, die Nacht wurde dunkler und die geschickten und treuen Schiffer geleiteten die schwer bedrohten Eheleute zum Kahn, der bald am Ufer leise dahin schwebte, und aus der Umgebung des schönen Landhauses und bald auch von Rouen ungefährdet verschwand. Sie fuhren die ganze Nacht hindurch und legten endlich am frühen Morgen bei einer Mühle an, deren Besitzer mit Herrn Laurent befreundet war. Hier blieben sie einige Tage, um alle die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. Der Müller glich an Alter und an Größe dem Herrn Laurent. Er wußte sich einen Paß zu verschaffen, und gab als Zweck an, im Innern des Landes Weizen einzukaufen. Als man den Paß erlangt, zog Herr Laurent des Müllers Kleider an, und Frau Laurent die der Müllerin, und dann setzten sich Beide auf den mit zwei tüchtigen Pferden bespannten, von einem alten, bewährten Knechte geführten Müllerwagen, und so kamen sie auf langen und weiten Umwegen, aber völlig frei von Gefahren, an den Ort, wo sie den Wagen zurücksenden mußten.

Hier fand Herr Laurent die Unterstützung eines seiner ehemaligen Handlungsdiener, der lange Jahre in seinem Geschäfte gestanden hatte, der wieder andere Mittel und Wege ausfindig machte, auch gleichfalls Freundeshilfe in Anspruch nahm; und so gelang es denn endlich, die Grenze der Schweiz zu überschreiten, und in Genf für's Erste einen Hafen der Ruhe zu begrüßen. Freilich währte dies nicht lange: doch lange genug, um durch Freunde in Paris Alles aufzubieten, den edlen Franz zu retten. Als dies geschehen war und die Hoffnung ziemlich sicher schien, das beruhigende Ziel zu erreichen, verließen sie Genf, um sich nach Deutschland zu begeben, und erst in Frankfurt am Main fanden sie Ruhe und Sicherheit wieder.

Aus Frankreich kamen indessen keine Nachrichten von dem Schicksale des edlen Franz, und Herr Laurent fühlte sich von völliger Trostlosigkeit bedrängt. Er machte sich die bittersten, quälendsten Vorwürfe, daß er nicht damals alsogleich zurückgekehrt sei, um Franz zu retten. Er fand gar keinen Frieden, bis er mit seiner Gattin wieder nach Genf zurückgekehrt war, wo er sich durch seine Verbindungen Nachrichten verschaffen zu können hoffte. Diese Auswanderung erwies sich als um so nothwendiger, indem der Revolutionskrieg, der am Rheine ausbrach, auch keine Sicherheit mehr in Frankfurt gewährte, und dann war ja auch Genf des Herrn Laurent Heimathstadt!

Kaum in Genf angelangt, schrieb Herr Laurent nach Paris eine ganze Reihe von Briefen, um endlich Gewißheit zu finden, wie es dem opferwilligen Franz ergangen; allein diese Hoffnung erblich mehr und mehr. Theils bekam er keine Antwort, weil die Männer, an die er sich wandte, unter dem Beile der Guillotine selbst ihr Leben ausgehaucht hatten, oder aus Frankreich entwichen, als die Schreckensherrschaft ihre Beute hinmordete; theils aber waren die erhaltenen Nachrichten so ungewiß, daß man eben sicherer darauf schließen durfte: Franz sei auch enthauptet, als daß er sei gerettet worden.

Flammte vorher in Herrn Laurent eine fieberhafte Unruhe, so trat jetzt ein tiefer Schmerz an deren Stelle, ein Schmerz, der ihn ganz niederbeugte.

„Ach," seufzte er oft, „daß Franz noch lebte! Ich besäße denn doch Jemanden, dem ich meinen geretteten Reichthum

vererben könnte, als Lohn der kindlichen Liebe und Treue! Nun kann ich nur das Dankgefühl in meiner Seele behalten für — ihn, der sich aufopferte, um mich vom Tode zu retten!" Und dann weinte der Greis seinen Schmerz in heißen Thränen aus. —

4. Blicken wir nun zurück auf Franz Thouret, und fragen wir nach seinem Schicksale!

Diejenigen, welche ihn an jenem Abend gefangen nahmen, kannten Herrn Laurent persönlich nicht; es war also ein Leichtes, daß Franz, den die Perücke seines Pflegevaters um Vieles älter erscheinen ließ, von ihnen für Herrn Laurent gehalten wurde. Auch in Rouen, wo an diesem Abend eine große Anzahl Verhafteter nach Paris befördert wurde, nahm man sich die Zeit nicht, ja nicht einmal die Mühe, nachzusehen, ob man auch die rechten Leute habe. In der Stadt kannte man sie, und es war keine Verwechslung glaublich; so setzte man denn auch bei Herrn Laurent keine voraus.

Der Zug der Schlachtopfer ging in der dunkeln Nacht ab. Nach unendlichen Leiden und Schwierigkeiten erreichte er endlich Paris, und wurde in dem großen Gefängnisse der Conciergerie untergebracht, wo schon so Viele geduldet hatten.

Franz ward allein und in einem der abgelegensten und tiefsten Behälter des menschlichen Elends eingekerkert. Es war ein feuchtes Loch, an dessen Wänden das Wasser unaufhörlich herabrieselte. Nichts blieb einigermassen trocken, als die morsche Holzbritsche, die ihm zum harten Lager diente. Kein Lichtstrahl des Himmels fiel hinein, und nur eine schmale Oeffnung in der Mauer ließ die Luft hereinwehen, leider! aber nicht die beste und reinste, da diese Oeffnung in einen Zwischenraum innerhalb des Gefängnißgebäudes und eines hohen Hauses ging, der zwei bis drei Schuh breit war. Eine eiserne Thüre verschloß den entsetzlichen Aufenthalt, in dem vielleicht zu andern Zeiten die schrecklichsten Verbrecher ihrer wohlverdienten Strafe mochten entgegen geharrt haben.

Für einen Andern, als Franz, wäre dieses Gefängniß grauenvoll gewesen. Seine Seele war jedoch freuderfüllt. Er hatte dem Biedermanne das Leben gerettet, dem er die höchste Dankbarkeit schuldete, der ihn erzogen, zu einem guten und brauchbaren Menschen herangebildet und ihn geliebt und

mit Wohlthaten wahrhaft überhäuft hatte; und dieses Bewußtsein machte seine Seele froh in Gott, und ließ ihn mit Ruhe und Ergebung in den Willen des Allerhöchsten selbst den Tod unter dem gräßlichen Fallbeil erwarten.

Todtenstille herrschte in dieser höllenhaften Finsterniß. Nur selten drang ein Ton des Lebens hinein, und dann, wenn solches geschah, war es kein heiterer, sondern von der Art, daß das Herz in seinem innersten Grunde davon erschüttert wurde. Zu gewissen Zeiten nämlich, hörte man das Geraffel der Schlüssel der Gefangenwärter und der Ketten der Gefangenen. Man schleppte die Letzteren auf den Greve-Platz, um sie unter das Fallbeil des Schaffots zu legen und zu enthaupten. Da drangen wohl Worte der bittersten Klagen, Aeußerungen des wildesten Schmerzes, Worte des Fluchs und der Verwünschung über die ruchlosen Mörder zu den Ohren des Gefangenen. Da vernahm er zarte Frauen- und rauhe Männerstimmen, und der Gedanke nahte sich seiner Seele: „Nun ist die Reihe wohl auch an dir!“

In einer vollkommenen Reue über alle Sünden seines ganzen Lebens kniete er vor Gott, empfahl sich der milden Fürsprache Maria's bei dem ewigen Richter, empfing im Geiste, da man ja keinen Priester erhalten konnte, die heiligen Sterbsakramente andächtiglich, und bereitete sich so für die Hinrichtung und für den Gang in die Ewigkeit vor. — Der Todestag erschien aber immer noch nicht. Es verging lange Zeit; Franz verlor sogar ganz den Faden der Zeit. Er wußte nicht mehr — ist's Tag oder ist's Nacht; auch wußte er nicht, wie lange er schon gesessen in diesem Grabe. Nur merkte er, daß sein Bart fast um einige Zolle Länge gewachsen sein mußte, sein Haar in langen wirren Locken um den Kopf hing, und seine Kleider am Leibe zu modern begannen. So mußte es doch schon lange her sein, daß er hier peinlich duldete. Und doch kam nie eine leise Regung des Bedauerns über seinen Schritt ihm in's Gedenken. „Wenn nur meine theuern Wohlthäter gerettet sind,“ seufzte er; „ich will ja gerne leiden und sterben!“

Einst, er wußte es nicht, war es Tag oder Nacht, hörte er einen ungewöhnlichen Tumult im Gefängniß-Gebäude.

„Ach,“ dachte er, „es werden wieder neue Schlachtopfer eingekerkert, oder es wird einmal aufgeräumt mit denen, die

schon so lange hier schmachten, und dann kommt endlich auch einmal die Reihe an dich!“

Immer näher wogte das Geräusch. Man hörte verworrenes Gerede; viele Stimmen durch einander; Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen.

Franz warf sich auf seine Kniee und empfahl auf's Neue seine Seele der Barmherzigkeit Gottes und dem Schutze Maria's, der Königin der Martyrer — da — da wurde auch seine Thüre aufgerissen, und die rauhe Stimme des Gefängnißwärters schrie: „„Robespierre ist todt! — **Ihr seid frei!**““

Er ließ die Thüre aufstehen und ging weiter.

Franz war so erschüttert von diesem Worte, das er gehört, daß er umsank, und ihm die Sinne schwanden. Erst als er heftig gerüttelt wurde, kam er wieder zu sich.

Es war der Gefangenwärter, der ihn rüttelte und aufrichtete. „„Nun?““ rief er ihm mit entsetzlichem Scherze zu, „„hat es Euch so gut hier gefallen, daß Ihr gar nicht heraus wollet?““

Franz athmete tief auf.

„Darf ich denn gehen?“ fragte er zweifelnd.

„„Wohin Ihr wollet!““ antwortete der Gefängnißwärter freudvoll.

Da raffte sich Franz auf und wankte hinaus; wankte durch die dunkeln, feuchten, thränenbesäeten Gänge; stieg langsam die Treppe hinauf und trat in den Hof, wo zum ersten Mal — nach so sehr langer Zeit — das strahlende Sonnenlicht sein blöde gewordenes Auge traf und die freie, reine Gottesluft ihn anwehte. Er konnte das Licht nicht ertragen und mußte sich auf eine Steinbank an der Mauer setzen, um Kraft zu sammeln und das Auge an das Licht zu gewöhnen.

Da fand ihn noch nach einer Stunde der Gefangenwärter. Er zeigte sich menschlicher, als das Handwerk, das er übte, vermuthen ließ. Er trat zu ihm und sagte mitleidig: „„Junger Mann, tretet herein in meine Stube und erholet Euch da!““ Dann reichte er ihm die Hand und führte ihn in die Stube. Seine Frau gab dem Erlösten ein Tuch, um einstweilen sein Auge zu schützen, und eine alte Mütze ihres Mannes, die einen breiten Schirm hatte; alsdann erquickte

sie ihn mit Speise und schenkte ihm Wein ein, der ihn dann am meisten kräftigte.

Was sollte Franz nun beginnen? Seine Kleider waren moderig und halb faul, und sein Aussehen das eines Wilden.

„„Wisset Ihr was,““ sagte der Gefängnißwärter, „„setzet Euch hieher, ich will einen Barbier rufen.““

„Aber ich habe keinen Kreuzer Geld!“ entgegnete Franz.

„„Thut nichts!““ erwiederte der ehrliche Mann. „„Der Barbier ist auch der Meine, und es geht auf meine Rechnung.““

Er kam, und bald fiel unter seinem Messer der Bart, und unter seiner Scheere das wirre Haar. Franz sah ganz anders aus; aber jetzt erkannte man auch erst recht sein elendiglich abgemagertes und abgehärmtes Wesen. Als dies geschehen, bereitete ihm die mitleidige Frau ein Bad und schenkte ihm ein altes Hemde ihres Mannes. Welche Wohlthat — für den armen Erlösten! Er wußte nicht Worte des Dankes genug zu finden!

Als er wieder in der Sonne saß, sagte der Gefangenwärter: „„Habt Ihr denn gar Niemanden hier, den Ihr kennet?““

„Doch!“ erwiederte Franz, der sich eines braven Gewürzhändlers erinnerte, welcher von Herrn Laurent seine Waare bezog; „lebt Herr Brandeau noch, der Gewürzkrämer?“

„„Kennt Ihr Den?““ fragte überrascht der Gefangenwärter; „„der wohnt hier ganz nahe, und wir holen unsre Waaren bei ihm. Wartet ein wenig, ich rufe ihn!““

Der Mann, der großes Mitleid mit dem Jünglinge hatte, lief selber hin zu dem Herrn Brandeau, und dieser kam mit ihm zurück.

Persönlich kannten sich Beide nicht; aber Franz hatte die Geschäfte mit diesem Kaufmann Jahre lang selbst geleitet, und konnte ihm bis in die kleinsten Umstände Alles mittheilen, was sich auf das Verhältniß Brandeau's zu Herrn Laurent bezog; er vermochte ihn an Dinge zu erinnern, von denen nur Brandeau und Herr Laurent Kenntniß hatten, und bald war Brandeau überzeugt, den Franz Thouret vor sich zu haben, dessen Namen er so oft in seinen Handelsbriefen ehedessen lesen mußte.

Herr Brandeau war ein redlicher höchst menschenfreundlicher Mann, der Franz nun sogleich in sein Haus führte,

um ihn dort bis zu der Zeit zu verpflegen, wo er zur Heimkehr nach Rouen wieder gekräftigt sein würde. Der wackere Mann sorgte ihm für eine anständige Kleidung, nährte und pflegte ihn, bis er sich erholt hatte, und gab ihm dann noch Reisegeld nach Rouen. —

5. Mit schwerem Herzen sah Franz die Stadt Rouen, mit noch schwererem betrat er sie. Sein erster Gang war zum Thore hinaus, nach dem Landhause. Zitternd klopfte er an die Thüre.

Ein unbekannter Herr schritt ihm entgegen.

„Ich suche Herrn Laurent!“ sagte er mit bebender Stimme.

„„Mein Gott!““ entgegnete der Herr, „„wissen Sie denn nicht, daß Herr Laurent als Aristokrat nach Paris geführt und guillotinirt wurde?““

„Aber seine Frau?“ fragte Franz.

„„Kann nicht dienen!““ lautete die Antwort.

„Und dieses Gut?“ forschte Franz weiter.

„„Habe ich als National-Eigenthum für zehn Tausend Franken ersteigert,““ versetzte der Herr, verbeugte sich kurz und ließ Franz stehen.

Franz wußte nun für's Erste genug, um sich bezeugen zu können: „Ein Obdach hast du nicht mehr und von Laurent weiß Niemand etwas!“ — Die Hoffnung, daß er könnte gerettet sein, stieg jedoch in seiner Seele auf.

Er begab sich nun zu einem alten Handelsfreunde Laurent's. Der erschrack, als er ihn sah! „„Wo sind Sie gewesen, seit Herrn Laurent's Unglück?“ fragte er.

Zum ersten Male erzählte Franz hier, was er gethan hatte, und der biedre Kaufmann schloß ihn in seine Arme. „„Sie sollen bei mir bleiben,“ sagte er, „und in meinem Geschäfte eine Stelle einnehmen.“

Nichts konnte erfreulicher für Franz sein, der an Allem Mangel litt, als Arbeit und Brod zu finden. Mit verjüngter Lust widmete er sich seiner Thätigkeit, erkundigte sich aber zuerst nach dem Schiffer, der an jenem Abend Herrn Laurent gefahren. Da er ihn nicht bestellt hatte, sondern der alte Buchhalter, der indessen gestorben war, so konnte er lange nicht die rechte Spur finden, denn der Schiffer wagte es nicht, es zu offenbaren. Jedoch gelang es ihm endlich mit

der Hilfe seines Freundes, des Schreibers auf der Mairie, ihn ausfindig zu machen.

Franz rollten die Thränen über die Wangen, als er hörte, wie es so viele Mühe gekostet, Herrn Laurent von der Rückkehr abzuhalten; aber er gewann doch die beruhigende Ueberzeugung, daß sie damals die Mühle an der Seine glücklich erreicht hätten. Nun schrieb er an den Müller, der noch lebte, und empfing von hier wieder für eine sehr bedeutende Strecke ihrer Flucht gute Nachrichten. Jetzt begann er der Hoffnung sich hinzugeben: daß die edeln Eheleute noch leben konnten, und ersuchte seinen Prinzipal um Erkundigungen in Genf. Und so ward ihm denn — nach drei Monaten vergeblichen Suchens — die trostvolle Gewißheit: die beiden Pflegeeltern lebten noch und befänden sich in Genf.

Von nun an hatte er auch keinen Augenblick Ruhe mehr. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu Denen hin, die er mit seiner ganzen Liebe umfaßte.

So ungerne auch sein Herr die Entfernung des zuverlässigen und geschickten Arbeiters in seinem Handelsgeschäfte vermißte; so wollte er ihn doch nicht an sein Haus fesseln, weil er erkannte, wie sehnlichst Franz nach dem Wiedersehen seiner Lieben begehrte. Franz reiste endlich, von den besten Segenswünschen begleitet, in die Schweiz. —

6. Es war in den Tagen, wo die Natur wieder in ihrer vollen Schönheit erwacht und rings die Fülle ihrer Knospen, Blüthen und Blumen überall zum Preise Gottes und zur Erfröhlichung der Menschen entfaltet. Der See lag da wie ein Silberspiegel, und nur das leise Wehen der Frühlingsluft kräuselte seine Wellen. Die Alpen starrten noch in ihrem weißen Schneegewande; aber dieses weiße Gewand schimmerte heute so rosig im Strahle der Morgenröthe. Die Vorberge des See's und die Berge des Waadtlandes waren schon in's frische Lenzesgrün gekleidet. Ueberall sah man die fleißigen Arbeiter in den Weinbergen und auf dem Felde beschäftigt.

„Geh' doch hinaus, lieber Laurent," sagte Frau Laurent zu ihrem Gatten, „und athme die würzige Frühlingsluft! Ich würde dich gerne begleiten, hätte nicht eine Freundin

mir ihren Besuch angekündigt. Geh' doch, ich bitte dich! Deine Schwermuth wird ja mit jedem Tage größer!"

Herr Laurent, der in einem Sessel gesessen und stille vor sich hingeblickt hatte, seufzte tief auf, nahm aber schweigend Stock und Hut und ging.

„Ach!" jammerte die gute Frau Laurent, „ich glaube, er wird noch ganz tiefsinnig, wenn wir nicht eine Nachricht von Franz erhalten! Und doch muß ich befürchten, daß er dem Fallbeile erlegen ist. Der gute, treue, dankbare Franz!"

Sie setzte sich in den Sessel ihres Mannes und weinte bitterlich.

Da — klopfte es leise an die Thüre.

Schnell wischte Frau Laurent ihre Thränen ab, weil sie wähnte, es sei ihre Freundin, die draußen anklopfe. Auf ihren Ruf öffnete sich die Thüre und — — Frau Laurent zitterte am ganzen Leibe. Sie sprang auf und sank wieder in den Sessel. „Franz!" rief sie. — „Jesus, Maria und Joseph: Franz ist's!" jubelte sie und breitete ihre Arme gegen ihn aus. „Bist's du's. Lebst du?" —

Franz konnte vor Thränen kaum reden; er fiel in die Arme seiner zweiten Mutter.

Ach! es ist fruchtlos, wenn man mit Worten eine solche Freude zu schildern versuchen wollte. Da hört die Macht des Wortes auf und die Sprache hat keinen Ausdruck für ein solches Gefühl.

Erst nach langer Zeit waren Mutter und Sohn im Stande, ruhig das Alles zu sagen, was Jedes gern wissen wollte. Erst als Frau Laurent's Freundin eintrat, die ja auch schon oft von Franz gehört hatte, der er sonach nicht fremd gewesen, erzählten sie sich Beide ihre Geschichte. Aber als die Zeit der Rückkehr des Herrn Laurent nahte, sagte Frau Laurent: „Du mußt dich verbergen, Franz! damit ich ihn vorbereite; sonst fürchte ich, daß der urplötzliche Uebergang von tiefstem Leid zu so hoher Freude seiner Gesundheit gewiß nachtheilig sein könnte."

Als sie noch so sprach, hörte man Herrn Laurent's Tritte, der, wie es schien, eifrig die Treppe herauf eilte.

Franz hatte eben nur noch Zeit, in das Nebenzimmer zu gehen und Frau Laurent. die sichtbaren Spuren ihrer Freude zu verbergen und die Freundin zu bitten, ihr hilfreich

zu sein, ihn vorzubereiten, als er schon in das Gemach trat. Frau Laurent nahm ihm Hut und Stock ab und trug beides in das Nebenzimmer, wo Franz sich aufhielt.

„„Liebes Kind,““ sprach er zu ihr, als sie wieder erschienen, „„wir verlassen schnell Genf!““

„Wie so?“ fragte Frau Laurent.

„„Ich habe eben mit Bekannten gesprochen. Die Zustände in Paris sind nun der Art, daß wir ohne alle Gefahr dorthin uns begeben können. Alle die sogenannten guten Freunde, denen ich Aufträge gab, nach unserm Franz zu forschen, haben die Sache oberflächlich, nur als Nebengeschäft betrieben. Mir wird es Hauptsache sein und mir ist nicht bange, daß wir endlich zur Gewißheit kommen. Hier reibe ich mich auf in Grübeleien: so oder so könnte es ergangen sein. Das Sprüchwort sagt: Ein Quintlein Gewißheit ist besser, als ein Zentner Zweifel!““

„„Sie haben Recht, Herr Laurent!“ sagte die Freundin; „„aber warum suchen sie nur allein in Paris die Kunde? Wäre es nicht möglich, sie in Rouen zu finden?“

Herr Laurent schüttelte den Kopf.

„„Oder,“ fuhr sie fort, „„wäre es nicht möglich, daß er in Rouen lebt, und Sie, der Sie sich aller Verbindung mit Rouen entschlagen haben, nun nirgends finden kann?“

„„Ach““ seufzte der Greis, „„halten Sie ein! Sie wecken neue Hoffnungen, und ich wage keine mehr zu hegen!““

„„Sie thun Unrecht!“ fuhr die Freundin fort. „„Gestern noch hörte ich, als Robespierre gefallen sei, habe man die Revolutions-Gefängnisse geöffnet; da seien Hunderte und Hunderte von Gefangenen frei geworden, die man vergessen hatte, hinzumorden. Wie leicht ist es, daß Franz Thouret unter ihnen war!“

„„Großer Gott!““ rief Herr Laurent, „„wenn mir das Glück noch blühte, ihn wiederzufinden!““

„„Ich will Ihnen mehr sagen,“ bemerkte mit wachsender Freude die Freundin, „„er ist wirklich unter diesen Geretteten gewesen!“

Herr Laurent sprang auf. „„Was sagen Sie?““ rief er aus. „„Täuschen Sie, um Gottes willen, einen alten Mann nicht!““

„„Gott behüte mich davor!“ fuhr die Freundin fort;

„„ich habe sichere Kunde, die ich Ihnen heute bringen wollte. Er ist schon seit einem Vierteljahre in Rouen und forschte nach Ihnen; wußte Sie aber nicht zu finden, bis er endlich Ihre Spur entdeckte — und — er unternahm die Reise hierher. Sie dürfen ihn geradezu erwarten.““

„„Mutter!““ frohlockte Herr Laurent, und fiel, vor Freude weinend, seiner Frau um den Hals und fragte: „„Ist es auch wahr?““

„Ja, theurer Laurent!“ antwortete tief ergriffen seine Frau; „wir können ihn heute noch erwarten!“

„„Heute?““ rief Herr Laurent hoch beseligt, und wollte in das Nebenzimmer gehen, um Hut und Stock zu holen, weil er auf die Post eilen wollte.

„Bleib'!“ sagte seine Frau, unter verklärten Mienen seine beiden Hände ergreifend. „Er ist ja schon hier! — Gott und die heilige Jungfrau Maria haben ihn treulich behütet!“ —

Und in dem Augenblicke — stürzte Franz, da er sich nicht mehr halten konnte, heraus.

Laurent faßte ihn krampfhaft an beiden Schultern und starrte ihm in's Angesicht; dann riß er ihn an die Brust und rief unter Thränen: „„Ja, er ist's! Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank, ewiger Dank, denn sie haben ihn mit Vatertreue und mit Muttertreue beschirmt und erhalten!““ — —

7. Ein halbes Jahr nach diesem süßesten Wiederfinden sah man in dem Landhause bei Rouen, welches Herr Laurent, der dahin zurückgekehrt, wieder an sich gekauft hatte, eine große Gesellschaft versammelt, unter welcher auch der Schreiber von der Mairie sich befand, dem Herr Laurent indessen zu einer Notariatsstelle zu verhelfen wußte. Es war heute Herrn Laurent's Geburtstag. Von den geladenen Gästen fehlte keiner; nur der Festgeber und seine Frau fehlten noch.

Plötzlich wurde der junge Notar gerufen und bald darauf öffneten sich die Flügelthüren, und Herr Laurent und seine Frau — den Franz in der Mitte führend — und hinter ihnen der Notar, welcher Papiere trug, traten ein und begrüßten die zahlreiche Versammlung.

Hierauf nahm Herr Laurent das Wort: „Sie Alle, meine werthen Freunde und Gäste wissen,“ sagte er, „daß es Gottes unerforschlicher Weisheit nicht gefallen hat, uns

mit Kindern zu segnen. Aber dennoch hat uns Gottes allergütigste Huld und Gnade einen **Sohn** beschert, der seine Kindesliebe dadurch besiegelt hat, daß er freiwillig für mich in den Tod ging!“ — Das ist das Höchste, was die Liebe vermag! — Dieser Sohn ist Franz Thouret, von heute an — **Franz Laurent.** — Herr Notar, lesen Sie die Urkunde!“

Der Notar las die Urkunde vor.

Von allen Seiten drängten sich die Glückwünschenden herzu — und Glücklichere gab es nicht als diese Eltern und ihren Sohn. — —

Franz Laurent begann das Handelsgeschäft wieder und brachte den hochgeachteten Namen zu neuen Ehren; aber — er vergaß in seinem Glücke nicht den ehrlichen Brandeau und den Gefangenwärter in Paris. Er war reich genug, Beiden eine frohe Zukunft zu begründen. —

35.

Die Bekehrung eines Grafen.

(Aus: Das Plauderstüblein von Dr. Franz Trautmann.)

Einstmals stand der heilige Benno in seiner bischöflichen Pfalz zu Meißen am Fenster. — Da sah er einen Grafen einherschreiten, den er wohl kannte, und der in seiner irdischen Leidenschaft viel Böses verübt, auch manchem Menschen seine Herzensruhe geraubt hatte. Das ahnte aber Niemand als der Benno. Denn es war ihm ein gar tiefer Blick in die Herzen der Menschen gegeben; wo noch lange Keiner eine Schuld erkannte, wußte er schon längst Bescheid, und er merkte gar wohl, daß der Graf innerlich voll Reue und Verzweiflung sei.

Also ging derselbe Graf einher, blieb dann über eine Weile stehen, als falle ihm was bei, das er thun möchte, und sandte auch einen Blick zum Benno hinauf. Als er ihn aber sah, ward er roth im Angesicht, wandte sich wieder ab und ging seiner Wege weiter. — Da schritt er fürder und fürder. — Da sah ihn der Benno im Geist an die Kirche und in dieselbe treten. D'rin wollte der Graf niederknieen

und beten, wie Andere, die fromm umher knieten und auch beteten. Es litt aber den Grafen nicht in der Kirche — so daß er wieder hinauseilte und sich in nagendem Vorwurf heimwärts begab. Als ihn da die Leute aus der Kirche kommen und weiter wandeln sahen, grüßten ihn Viele ganz freundlich und ehrerbietig, weil sie meinten, er sei ein frommer Herr. Mittlerweil' war er sich aber eines ganz Andern bewußt, und das kränkte ihn noch mehr, so daß er's kaum mehr ertragen konnte: für gut zu gelten, da er doch so viel Last auf der Seele trage.

Das wußte der Benno sehr wohl und dachte: Er wird etwan doch bald kommen und mir seine Schuld bekennen, damit ihm leichter zu Muth werde!

Ueber das verstrichen mehrere Tage, und sah der Benno denselben Grafen mehrmals vorübergehen, dann still stehen — und wieder fortschreiten, sobald er seiner, des Bischofs, ansichtig ward. —

Als nun wieder etliche Tage verfloßen waren, und St. Benno eines Abends an seinem schlichten Krummstab von der Kirche in seine Pfalz heimkehrte und nah' bei der Thüre war, sah er den Grafen unweit daher kommen. Da blieb er stehen und winkte ihm.

Der Graf kam auch alsbald zu ihm her und sagte: „Was willst du von mir, Vater?"

Antwortete der Benno: „„Was ich von dir will, weiß ich gar wohl, und was du von mir willst, weiß ich nicht minder. So du mich aber Vater nennst, ist's mit deiner Kenntniß nicht weit her! Denn du scheinst minder zu wissen, daß dieselbige Hand, so züchtigen darf, auch trösten und gute Entschlüsse lohnen kann. Du Thor du! Daß Gott deine Schuld kennt, weißt du, und du selbst kennst sie nur zu wohl und bist dir bewußt, daß du deiner Vorwürfe nicht ledig wirst, bis du das Bekenntniß von den Lippen dem Priester des Herrn gegeben hast! Aber der du Gottes und deines eigenen Herzens Wissenschaft gelten lassest und einsiehst, daß es so nimmer bestehen kann — du schämst dich, zu deinem Priester und Mitmenschen zu kommen und ihm deine Verzweiflung anzuvertrauen! Bist du nun nicht schier ein so hochmüthiger Thor, als du ein Schuldiger vor Gott bist, daß du das Geringere nicht wagst, da du das Größere

längst zu deiner Schande erträgst? — So viel sag' ich dir und denk' darüber nach!"" —

Damit sah er ihn sehr vorwurfsvoll an. Dann ließ er ihn stehen und schritt seiner bischöflichen Pfalz zu. Der Graf aber stand ganz beschämt und nahm sich vor, des Benno Wort zu befolgen. —

Als nun Sanct Benno eines Tages in der Sakristei sich aufhielt, ließ ihn der Graf bitten, er möcht' seine Beicht hören. Der Bischof aber ließ ihm sagen, er solle nur kommen, aber noch ein Mal gut nachdenken, daß er Nichts vergesse. Dann begab er sich alsbald in einen Beichtstuhl.

Darauf kam der Graf, kniete in denselbigen Beichtstuhl nieder, begann zu sprechen und bekannte da frischweg Alles, was ihm auf dem Herzen lag.

Das hörte der Benno an; und als er Alles erfahren oder bestätigt fand, was er geahnt hatte, fragte er: „„wann denn der Herr Graf zum letzten Mal gebeichtet habe?""

Da sagte der Graf: „Ja, das sei schon über die zehn Jahre her! Dazu sei er so gekommen. Erst habe er in leichten Dingen gefehlt. Das hab' er für Nichts angeschlagen, nicht für nöthig gehalten, das Wenige zu bekennen und habe in dieser Weise weiter gelebt. Ueber das habe er mehr verübt. Da sei er durch Dieses und Jenes abgehalten worden, seine Seele im heiligen Bußsakramente rein zu waschen. Er sehe aber gar wohl ein, daß er jedes Hinderniß leicht hätte beseitigen können. Wieder weiter habe er stets öfter und größer gesündigt, und zuletzt — ist meine Schuld so Viel geworden, daß ich mich gar nimmer hinaussah, und nimmer einem Priester zu nahen wagte, zumal ich gestehen müsse, zehn Jahre lang nimmer gebeichtet zu haben. Nun bin ich in die größte Verzweiflung gerathen, hab' aber stets weniger Muth bekommen — und hättest du, Benno, mich nicht mit deinem rauhen Wort ermuthigt, wär' ich nun noch immer nicht da, und trostlos und gewaltsamen Todes gestorben, denn es ist mir das ganze Leben zuwider geworden! Nun ich aber den Muth gewonnen hab' und vor Gott betheuern kann, daß mich all' meine viele Schuld wahrhaft reut, so will ich jede Buße tragen und hoffe, daß mir dann Gott verzeihen werde und der Friede wieder in mein Herz einkehren dürfe!"

Als der Graf das gesprochen hatte und sich also insoweit ganz trefflich und reuig anließ, sprach St. Benno:

„„Ich sag' dir so: Ein jeder Mensch, welcher da immer Solches gehört hätte — ihm müßte das Herz bluten. So aber insonderheit mir, einem Manne Gottes, und erfaßt mich das Alles mächtig, obschon mir deine Schuld längst im Geiste vorging. — Aber es ist auch überaus traurig, einen Menschen zu sehen, der da einherkomunt, so viel Böses bekennen zu müssen! Mir schaudert nahe vor dir und schäme mich für dich! — Dennoch erfüllt heilige Freude dies mein Herz! Denn es beweist wieder hell und deutlich, daß der Mensch keine Ruhe hat, bis seine Sündenlast vom Herzen ist, die ihn mit Gott in Zerwürfniß brachte; die Tilgung der Schuld der Sünde und der dafür verdienten ewigen Strafe geschieht durch die priesterliche Absolution, die der wahrhaft reumüthig Beichtende empfängt in Kraft der Einsetzung des heiligen Bußsakraments durch Jesus Christus, unsern Erlöser und Seligmacher. Aber ich habe nicht allein von Gott die Kraft, zu absolviren und den Büßer zu segnen, sondern auch den Sünder zu strafen und vor dem Rückfalle zu warnen!““

Auf dies schwieg St. Benno eine Weile, dann fuhr er fort:

„„Ich werde dir verkünden, daß du groß vor Gott gefehlt hast, und besonders um wie Vieles mehr, als du selbst meinst! Denn du thust kein Uebles in der Welt, daß es dich allein treffe in der That! Du wirst auch Andern zum bösen Beispiel! Also sei gewärtig, daß ich dir die ganze Weite deiner schnöden Thaten vor die Seele bringe und dir eben die kleinste Buße vor Gott nicht auflege — vielmehr eine sehr große und nicht wenig schwere! Damit du sie aber nicht mit schwerem Herzen vollführest, sondern mit freudigem — will ich dir frohe Botschaft geben.““

Schwieg wieder eine kurze Weile und fuhr dann fort:

„„Die Gerechtigkeit des Ewigen ist groß und überaus streng. Aber sein Erbarmen deßgleichen! Und glaub' sicher, alle Seelen, die sich zu ihm in übernatürlicher, vollkommener Reue, gläubig, hoffend und liebevoll wenden, nimmt er wieder in seine Huld auf, welche sie gleichgiltig seither von selbst flohen oder gar im thörichten Stolze von sich stießen.

Also sei auch du mir, seinem Diener, willkommen — ja drei Mal willkommener, da du nach voller zehn Jahre Frist zu mir kommst, vom Vorsatze gedrängt, dich mälig zum Guten zu neigen und nimmer zu fehlen, so weit du es nur vermagst — als hättest du die zehn Jahre Schuld bekannt und wärest nun dennoch nicht weiter als vorher — vielmehr der alte Sünder!

Ich will dich deshalb aufnehmen, wie ein liebevoller Bruder, und dir den wahren Weg zum Heile und zum Glücke zeigen, über gute Bußpfade in der treuen Nachfolge Jesu Christi hinweg — daß du dich dann mit der Zeit wieder reiner und gottgefälliger wissen mögest!

Dies thu' ich: weil ich dich liebe vor dem Ewigen als einen Mitbruder und Miterlösten, dem ich Segen um Segen vom Herrn, nicht aber zeitliches und ewiges Verderben wünsche.

Und dies thu' ich: weil ich an deiner Seele Zerknirschung vor dem ewig reinen Gott und an ihre Sehnsucht nach Rettung und Heiligung glaube, da dich sonst mein Wort nicht bezwungen hätte.

Und dies thu' ich: weil ich heilig und sicher hoffe, du werdest von Dem nimmer ablassen, was du nun doch für wahr erkannt hast, und fortan dich eben so scheuen, dein Herz bösen Wünschen anzuvertrauen — wie du dich bis zu der Stunde gescheut hast, deine Schuld mir zu bekennen.

Also erkennst du, wie ich als Priester und als Mensch zu dir spreche und als treuer Bruder, Miterlöster und Mitkämpfer in den Wirren dieser irdischen Welt.

Nun siehe zu, wie du in dem heiligen Drei hienieden — zur Ehre und Verherrlichung der allerheiligsten Dreifaltigkeit in dem Himmel zurecht kommst, des Vaters, dem wir Alle entstammen, des Eingebornen Sohnes Gottes, der, menschgeworden, uns am Kreuze erlöst von Sünde, Schuld und ewiger Strafe, — und des heiligen Geistes, von dem unsre Heiligung bewirkt wird! Sei dessen eingedenk: daß wir den Allerhöchsten nie ohne kommende Trostlosigkeit in uns schänden können!

Halt' du demnach tapfer aus im guten Entschluß, und üb' dich von nun an — sonder Unterlaß — in dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe zu Gott durch dein Verhalten auch gegen deine Mitmenschen! — Glaube, daß sie eine

heilige Herkunft und Bestimmung haben; — hoffe, daß Gott barmherzig sei den bußfertigen Sündern, und daß er seine Gnade gebe den Gerechten, damit sie noch gerechter werden; — und liebe sie, indem du ihnen ein wahrhaft gutes, und darum erbauliches Beispiel gibst, sie also nie zum Bösen, stets aber zur Tugend ermahnst und ihnen deine irdische Hilfe in nichts Gutem versagst, wo es nur immer dir möglich ist!

So halt' es, dem dreieinigen Gott zu Ehren! dann kannst du nimmer vom Pfade des Heiles abscheiden; und wirst dann wieder ein frommer Christ und darum auch ein innerlichst guter Mensch. Das heißt aber: ein Mensch voll Kraft und festen Bewußtseins im irdischen Leben — und voll froher Demuth vor Gott dem Allerheiligsten! — denn diese Drei sind die Schlüssel zu allem geistlichen Werth und Frieden! —

In solcher Weise sprach St. Benno, eh' er sich weiter auf des Grafen Schuld einließ. —

Der Graf vernahm dies Alles, um es nie mehr zu vergessen, und es war ihm, als könne da jedes Wort nirgends, als vom Himmel selbst abstammen. —

Als aber St. Benno recht anhob und der Graf erfuhr, wie viel mehr Uebles er noch angerichtet, als er bis da selbst weitaus geahnt hatte, gerieth er in ganz heiligen Schrecken; und als ihm der Bischof, kraft seiner priesterlichen Machtvollkommenheit, eine nicht wenig große Buße auflegte, bedünkte ihn dieselbe in Nichts zu kränkend und zu schwer, wenn er an die Kränkung dachte, so er mit und ohne Wissen Anderen — und gar Gott im Himmel zugefügt hatte.

Er ließ sich deshalb Alles wohl gefallen, was der Heilige über ihn verfügte und begann seine besagte Buße. — —

Nach Längerem kam er wieder.

Als er seine Zeit treu erfüllt hatte, was ihm geboten war, und er wieder festen Fußes auf der Bahn der Nachfolge Jesu Christi schritt, gab ihm einst St. Benno in Liebe und heiliger Freude den bischöflichen Segen. — —

Wie's nun späterhin einmal wieder zutraf, daß der ehrwürdige Benno an seinem Krummstab eines Abends zu seiner bischöflichen Pfalz heimging und unweit denselben Grafen sah, winkt' er ihm wieder, wie dazumal.

Da kam der Graf heran und sagte: „Was willst du von mir, Vater?"

Sprach der Benno: „„Was ich von dir will, weiß ich, und was du mir sagen wirst, weiß ich nicht minder. Ich will jedoch, daß du mir sagest: wie dir jetzt zu Muth ist gegen dazumal — und weiß, daß du sagest: damals trug ich die Hölle in der Brust, jetzund aber den Himmel!““

Darauf antwortete der Graf: „So ist's, Benno!"

Erwiederte St. Benno: „„Das hättest du früher haben können!““

Dabei sah er ihm mit frohem, mild vorwurfsvollen Blick in's Antlitz — gab ihm den Segen und schritt in seine Pfalz zurück. —

36.

Die heilsame Namensverwechselung.

(Aus: Parabeln von Abbé Champion de Nilon.)

Der Abt von Suzo, ein reicher Pfründner, führte seit langer Zeit einen unerbaulichen Lebenswandel, wie er keinem Christen, am allerwenigsten einem Geistlichen ziemt. Während er die Sommermonate in einem prachtvollen Schlosse, das ihm gehörte, auf dem Lande zubrachte, und mit einigen — seiner würdigen Freunde in Wohlleben, behaglichem Müssiggang und wechselnden Belustigungen schwelgte, erhielt er ein Briefchen von einem frommen Geistlichen aus der benachbarten Stadt, den er nur dem Namen und dem Rufe nach kannte. Das Briefchen enthielt die Ankündigung: daß dieser in der nächsten Woche abreisen würde, um ihn zu besuchen, und einige Tage bei ihm zuzubringen.

Der Abt war sehr verwundert und betroffen über die Nachricht eines so unerwarteten Besuches, der alle seine Plane zu neuen Lustpartieen, welche die nächsten Tage ausfüllen sollten, durchkreuzte. Er ging mit seinen Freunden zu Rathe, und Alle beharrten in der Meinung: er möge diesen lästigen Besuch auf die höflichste Weise ablehnen. — Er setzte darum in später Abendstunde die Feder an, um das Briefchen zu beantworten, als ihm die Frage in den Sinn kam: „Was mag wohl den so ernsten Mann, mit dem ich niemals Umgang gepflogen, veranlassen, mich aufzusuchen? — Sollte er etwa aus christlicher Liebe, mich von einem

Wege, den er für den Weg des Verderbens hält, zu Gott zurückführen wollen? — Wenn dem so wäre? — Wenn Gott selbst dies Verlangen ihm in die Seele gelegt hätte und ihn zu mir sendete: dürfte ich ihn dann zurückweisen? — Nein, nimmer mehr! — Vielleicht, daß die Aufnahme, die er bei mir fände, für mein ewiges Heil entscheidend sein müßte!" — Die göttliche Gnade schien eine Gedankenreihe in ihm anzuspinnen, die ihn immer tiefer in sein Inneres, und in sein vergangenes Leben führte. Er erschrack über Alles, was sich da seinem Blick enthüllte, und brachte die Nacht mit heftigen Gemüthsbewegungen zu, denen ähnlich, die der heilige Augustinus unmittelbar vor seiner Bekehrung empfand. Lange stritt die Natur gegen die Gnade; doch — endlich siegte diese. Er beschloß, die lustigen Genossen, die ihn umgaben, schon am folgenden Morgen zu verabschieden, und sich vorzubereiten, den Mann Gottes mit aller Ehrfurcht zu empfangen, die seiner Tugend gebührte.

Seine Freunde, die Umwandlung nicht ahnend, die indeß in seiner Seele vorgegangen war, traten des andern Morgens jubelnd zu ihm herein und meldeten ihm: „„Das Ungewitter, das ihren Freudenhimmel auf einige Tage zu überziehen gedroht habe, sei glücklich vorübergegangen. Das Briefchen, das er erhalten, gehöre nicht ihm, sondern sei nur aus Irrthum, indem man den Namen eines gleichfalls auf einem Schlosse wohnenden Abtes, Sazo, mit — Suzo verwechselte, ihm überbracht worden. Der Ueberbringer, der sein Versehen erkannt habe, sei eben gekommen, das Briefchen zurückzufordern, um es Demjenigen, an den es gerichtet sei, zuzustellen.""

Anders indeß, als die Freunde vermuthet, wirkte diese Nachricht auf den Abt, denn sie vereitelte ihm eine Hoffnung, die ihm lieb geworden war. Doch keineswegs machte sie ihn in seinen Gesinnungen und Entschließungen irre, sondern bestärkte ihn vielmehr darin. „Nicht durch Zufall," sprach er zu sich selbst, „fand diese Namensverwechselung Statt. Es war Fügung der göttlichen Vorsehung, welche ja die scheinbar geringfügigsten Umstände zum Seelenheile der Menschen leitet und benützt, daß diese Zeilen in meine Hände fielen, und den Anstoß zu einer Erschütterung im tiefsten Grunde meines Wesens gaben, in der mein Gewissen

aus seinem unseligen Schlaf erwachte!“ — Nun bekannte er laut seinen Freunden, was die Gnade Gottes in ihm gewirkt habe; bedauerte, sich von ihnen trennen zu müssen, bat sie aber ernstlich, ihn zu verlassen, weil sein jetziger Gemüthszustand Stille und Einsamkeit fordere.

Die Freunde boten Alles auf, ihn von seinem Entschlusse, der ihnen äußerst thöricht schien, abzubringen; versuchten es bald mit guten Worten und Vorstellungen, bald mit beissendem Spott und Hohne und bitteren Schmähungen; doch Nichts vermochte die Festigkeit seines Entschlusses zu erschüttern. Es blieb ihnen nichts übrig, als — sich zurückzuziehen.

So war der Abt denn allein, sich selbst, oder vielmehr — der Gnade Gottes überlassen, die ihr Werk in ihm vollenden wollte. Er durchging in der Bitterkeit seines Herzens seine vergangenen Jahre, die er übel zugebracht hatte, und flehte mit wehmüthigem Seufzen, aus tiefzerknirschtem Herzen zu dem Allerhöchsten, gegen den er sich so schwer vergangen, und der dennoch ihm seine erbarmende Hand zur Rettung bot. — Nachdem er lange mit dem Herrn sich berathen hatte, wie er sein Leben ihm weihen sollte, faßte er den Entschluß: seine übrigen Tage in strengen Bußübungen, und zwar in einem Trappisten-Kloster, zuzubringen.

Während er sich dazu bereitete, traf es sich, daß zwei ehrwürdige Ordensgeistliche, die auf einer Wanderung begriffen waren, um ein Nachtlager im Schlosse baten. Sie fanden freundlichere Aufnahme, als sie noch vor einigen Tagen gefunden haben würden; denn alle Untergebenen des Abtes richteten sich nach den veränderten Gesinnungen ihres Herrn. Dem Neubekehrten erschienen die frommen Männer als Engel des Himmels, die, von Gott gesandt, ihm auf dem neuen Lebenswege, den er betrat, zu Führern dienen sollten. Ihr ganzes Wesen flößte ihm Vertrauen ein, und aus wahrem Drange des Herzens legte er eine Generalbeicht über sein ganzes Leben unter vielen Thränen der aufrichtigsten Reue ab. Somit wälzte er die schwere Bürde, die seither auf seiner Seele gelastet, von sich weg, und konnte nun getrost vor Gott, der allerheiligsten Dreifaltigkeit, erscheinen.

Schon in der folgenden Nacht wurde er heimgerufen; der Schlag rührte ihn, und es ward ihm nur noch vergönnt, von den frommen Vätern, die zu seiner Hilfe herbeieilten,

geistlichen Trost und nochmalige Lossprechung von seinen Sünden zu empfangen — da hauchte er den letzten Seufzer in Frieden aus. —

Nutzanwendung. Dies war eine jener Gnadenwirkungen, die uns die göttliche Barmherzigkeit recht nahe bringen, und das lebhafteste Vertrauen zu derselben in uns wecken müssen. Doch darf dies Vertrauen nie in Vermessenheit ausarten; niemals dürfen wir, auf eine ähnliche Gnadenbezeigung hoffend, in Sünden verharren! Wer außerordentliche Gaben und Gnaden von Gott erwartet, wird sie nimmer erhalten; denn gerade dadurch, daß er sie erwartet, macht er sich ihrer unwerth.

Der Abt von Suzo ergab sich dem Zuge der Gnade Gottes völlig, ohne Rückbehalt. Unbekümmert um Dasjenige, was man zu der mit ihm vorgegangenen Umwandlung sagen würde, unterwarf er sich für seine übrigen Tage der strengsten Buße. Doch Gott, der die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung kannte, nahm den Willen für die That.

Möchten auch wir uns an der Treue und dem opferwilligen Entschlusse dieses bekehrten Sünders ein Beispiel nehmen, und uns stets der Lehre erinnern, welche der königliche Prophet im vierundneunzigsten Psalm uns gibt: „Heute, wenn ihr die Stimme eures Gottes höret, verstocket eure Herzen nicht!“ —

37.

Vor einigen Bildern Murillo's.

(Nach: Spanien. Reiseblätter von Arthur Stahl, 1866.)

Wer hätte nicht schon bewundernd vor diesem oder jenem Meisterwerke des Bartolomeo Esteban Murillo (geboren im Jahre 1618 zu Sevilla) gestanden? Die Madonna zu Dresden, der heilige Antonius von Padua in Berlin, die Bettlergruppen zu München, die Concepcion und die Geburt der allerseligsten Jungfrau Maria im Louvre in Paris können wohl eine Ahnung geben von dem Genie eines Malers, der so groß ist als Rafael, so tief als Corregio, so wahr als van Dyck; — seinem ganzen Werthe nach kennen lernen kann man Murillo aber doch nur in Spanien. Keine Kirche, kein Kloster, kein Museum gibt es dort, das nicht von seinen Bildern besäße; die Spanier haben ihn behalten, ganz und gar, und was von seinen schönsten Bildern

sich in Frankreich befindet, das gaben sie nicht gutwillig — Marschall Soult nahm es.

Wenn man sich in Sevilla und vor Allem in Madrid, wo man ihn mit den großen Kunstwerken fremder und spanischer Meister zu vergleichen vermag, in seine Schöpfungen vertieft, so fragt man sich immer von Neuem: wie denn der Zauber zu erklären sei, mit welchem er die Italiener überflügelt und die andern Spanier übersehen läßt? Wer kann geistiger sein als Rafael? Wer kann realer sein als Rubens? Murillo ist es weniger als Beide, aber er vereinigt Beides zu einem Ganzen von vollendeter Harmonie; er vergeistigt den Körper und verkörpert die Seele — das macht ihn so groß.

Der größte Theil der Bilder ist in Sevilla und dessen Klöstern geblieben, die schönern in Madrid, obschon sich unter den Bildern Sevilla's das sich befindet, welches Murillo selbst für sein Meisterwerk erklärte: San Tomas von Villanova, Almosen austheilend.

Einige deutsche Reisende haben über die schlechte Aufstellung und die Verwahrlosung der Bilder geklagt. Entweder war dies eine ungerechte Beschuldigung gegen die Spanier, oder es ist in neuer Zeit viel dafür geschehen. Daß man in den Kirchen oft mühsam den günstigen Standpunkt suchen muß und manche nur mit Kerzenlicht erkennen kann, ist wahr; allein die Bilder sind doch der Kirche wegen da und nicht umgekehrt; sie können dort nicht aufgestellt sein wie in einer Galerie. Was aber die Gemäldegalerie von Madrid, das Museo real, betrifft, so ist es wohl nicht allein seiner Reichhaltigkeit wegen das Erste der Welt, sondern die Anordnung und gerade die Zustammenstellung der Bilder Murillo's zeugt vom höchsten und durchgebildetsten Geschmack, ja von einer wahrhaften Verehrung für den großen Maler.

Wenn man in den Hauptsaal des Museums zu Madrid tritt, so hängt, Velasquez und Ribera gegenüber, an der Hauptwand rechts der größte Theil der 45 Gemälde Murillo's, welche das Museo real besitzt.

Die Mitte nehmen mit dem Potrait des Malers darüber, drei große Bilder ein — drei der herrlichsten: die heilige Muttergottes mit dem Kinde, und zwei Mal die Concepcion, welche ich allen, auch der im Louvre zu Paris, vorziehe.

Wie ähnlich sind beide nach Anordnung und Gegenstand einander, und doch wie ganz verschieden! Die Erste der beiden schwebenden Gestalten, deren Fuß auf der Mondsichel ruht und von Engeln getragen wird, ist ein jungfräuliches Kind; der ganze Zauber der Unschuld liegt noch auf der reinen Stirn, dem süßen Munde und der unbefleckten Gestalt. Sie ist sich ihrer Bestimmung noch nicht voll bewußt, sie staunt vor sich wie vor dem Wunder, das ihr verkündigt ist, sie steht noch kaum auf der Schwelle der allererhabensten Mutterwürde.

Die zweite halte ich für das noch größere Kunstwerk, für eines der schwierigsten und eins der bewunderungswürdigsten Bilder, welche existiren. Es ist die Ekstase der gebenedeiten Jungfrau, welcher, abgewandt von jedem andern Gedanken, das wundervolle Geheimniß die Seele füllt; es ist die Ekstase der jungen Mutter, die ihr durch die Ueberschattung der Kraft des Allerhöchsten und die Herabkunft des heiligen Geistes empfangenes Kind mit Inbrunst liebt, noch bevor sie es schauen durfte, und welche den Dank für die ihr gewordene unermeßliche Gnade und Beseligung zu Gottes Thron emporträgt. —

Eines der bezaubernsten Bilder dieser Sammlung ist — das Christkind mit dem Lamme; der göttliche Knabe, welcher zugleich die ganze Lieblichkeit der spanischen Kinder darstellt. Der Gegenstand ist oft versucht und oft verfehlt worden. Das göttliche Kind mit dem Ausdrucke seiner weltbewegenden Mission darzustellen, mit der Idee der Welterlösung auf der Kinderstirn, mit dem Gedanken im Kinderauge, ohne doch dabei der Natürlichkeit zu nahe zu treten und dadurch zu verletzen, mag gar schwer sein. Gelöst hat sie — für mein Auge — nur Rafael in dem wunderbaren Antlitz des Knaben auf dem Arme der Sixtinischen Madonna (auch durch den überaus feinen Zug, das Kind, den Welterlöser, fast übergroß, neben der zarten Mutter erscheinen zu lassen) und Murillo in diesem Christkind mit dem Lamme. — Wie unvergleichlich anmuthvoll, wie kühn, wie sinnend und doch wie kindlich ist die Gestalt dieses Knaben! Und auch wie prächtig ist das Lamm! Murillo macht eben Alles bedeutend, auch das Nebensächliche. —

Nicht in dem Grade beachtet wie diese zusammengestellten

Bilder Murillo's befinden ſich in einem andern Saale der Galerie, neben Bildern der älteren ſpaniſchen Meiſter, zwei Gemälde, welche ich nicht allein in Bezug auf die Ausführung, ſondern eben in Bezug auf ihre geiſtige Bedeutung den beſten ſeiner Bilder an die Seite ſtelle. Das eine enthält die Bekehrung des Apoſtels Paulus, das andere eine büßende Maria Magdalena. Beide ſind in der Manier, welche die Spanier „vaporoso“ nennen. Rembrandt bringt ſeine Lichteffekte dadurch hervor, daß er eine kleine Kerze, die Flamme eines Herdes, einen Mondſtreif mit der Dunkelheit kämpfen läßt: — Murillo öffnet den Himmel, und flüſſiges Licht, Glanz der Sphären, Sonnenäther überfluthet den dunkeln Raum, wo ein frommer Pilger, ein Heiliger betet. Aber nicht dieſer magiſche Lichteffekt iſt es, der in Murillo's Bildern ſo gewaltig feſſelt, nein, es iſt die Fähigkeit, durch materielle Mittel, Licht, Farbe, Linie, den innern Zuſtand des Schauenden, den geiſtigen Vorgang darzuſtellen. Murillo malt die Seele.

Dieſer Paulus! Das Bild iſt groß, eine Fernſicht, ein weiter Himmel. Saulus befindet ſich mit ſeinem Gefolge auf dem Wege nach Damaskus. „Er ſchnaubte noch mit Drohen und Morden gegen die Jünger des Herrn“ erzählt die heilige Schrift. Er iſt innerlich mit dieſen Fragen beſchäftigt, vielleicht ſchwankend, er iſt ſchon getroffen, nur weiß er es nicht; da plötzlich umleuchtet ihn überirdiſcher Glanz und eine Stimme von Oben ruft: „„Saulus! Saulus! warum verfolgſt du mich?““ Dieſen Moment hat Murillo aufgefaßt. Das Pferd des Saulus iſt geſtürzt, er liegt am Boden, die Begleiter ſtehen ängſtlich, regungslos. Sie ahnen nur, daß etwas vorgeht, ſie hören nicht die Stimme, ſie ſehen nicht das Licht, nicht Jeſu Geſtalt in den Wolken; nur Saulus ſieht und hört innerlich, das ſteht auf ſeinem Geſicht, und der Ausdruck dieſes Geſichts iſt es, welcher dem Bilde den Stempel höchſter Meiſterſchaft aufdrückt. Es iſt die Darſtellung einer innern Offenbarung und einer wunderbaren Wandlung, ein Zeugniß von der Kraft der göttlichen Gnade!

Das zweite Bild iſt die büßende Magdalena. Es gibt kaum einen Maler im Süden, welcher dieſen Gegenſtand nicht behandelt hätte, er iſt dort faſt allgemein geworden,

und desto größer ist die Anforderung, welche man an den interessanten Vorwurf stellt. Nur Canova ist es gelungen, an einer herrlichen Magdalena, die ich in Italien sah, und dem feinen Psychologen Murillo. Die meisten Maler schildern die Büßerin mehr als Ideal der Weltschönheit, und lassen fast nicht ahnen, daß sie die Büßerin unter'm Kreuz auf Golgatha und für den Himmel ist! — Murillo jedoch nimmt die Sache ernst. Seine Magdalena ist schön, aber sehr einfach. Keine Spur von Koketterie oder von studirter Reue gewahrt man in dieser Gestalt. Die Geschichte ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft steht auf ihren entsündigten Lippen, in ihren großen, tiefen, traurigen Augen, welchen selbst die Erscheinung der Engel in der lichten Himmelsöffnung mehr Staunen als Glanz der Freude verleiht. Diese Magdalena kann nicht von Neuem sündigen; Murillo malt eine Regeneration (geistige Erneuung) und wir glauben ihr, sie faßt uns, sie gibt uns zu denken. —

Die zweite große Sammlung der Bilder Murillo's findet sich in Sevilla vereinigt in einem großen Saale des Klosters de la Merced. Es befand sich kein Museum dort, die Bilder waren in Kirchen und Klöstern zerstreut, nach Aufhebung derselben aber, wo sie dem Verderben ausgesetzt waren, sammelte man sie zum größten Theile hier. Auf dem freien Platze vor dem Kloster steht auf schönem Piedestal die lebensgroße Statue Murillo's; und das Haus, in welchem sich die von ihm begründete Maler-Akademie befand, sowie sein eigenes Wohnhaus in der Nähe der Kathedrale, zeigt man dem Fremden. Im Süden kann man nicht sagen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt; die Sevillaner sind sehr stolz auf ihren großen Maler und bewiesen es ihm schon zu seinen Lebzeiten. Die Gemälde im Kloster de la Merced sind der Zahl nach bedeutender als in Madrid und für den ernsten Kunstgeschmack vielleicht noch von größerem technischen Werth, aber jene bestechen auf den ersten Anblick mehr, sie sind besser erhalten, haben besseres Licht und die Gegenstände sind anziehender.

Das Bild in Sevilla, welches Murillo selbst für sein Meisterwerk erklärte, ist San Tomas, Almosen austheilend. — Die würdige Gestalt des Bischofs, der Ausdruck auf den Gesichtern der Bettler, der Kopf des Kindes, der links aus

dem Helldunkel auftaucht, sind prächtig, vor Allem aber ist es die Plastik der Gestalten, welche in Staunen setzt. Sie scheinen aus dem Rahmen herauszutreten und sich zu bewegen.

Dasselbe ist in fast noch überraschenderer Weise mit einer Madonna der Fall. Sie hält den Knaben auf dem Arm, und wie er sich vorneigt, fühlt man sich für den ersten Blick versucht, die Malerei für ein Relief zu halten.

Eine Jungfrau Maria, als Himmelskönigin auf der Weltkugel stehend, eine herrliche Anbetung der Hirten, Johannes in der Wüste, Christus am Kreuz sich zum heiligen Franziskus von Assisi herabneigend, Portraits, Santa Justa und Ruffina, die Schutzheiligen von Sevilla, die Giralda haltend, und viele andere.

Eins der schönsten dieser Gemälde ist San Felix. Der Heilige kniet in seiner einsamen Zelle, als die Jungfrau Maria im Gefolge von Engeln ihm erscheint und ihm das göttliche Christkindlein in den Arm legt. Welche Inbrunst der Andacht, welche Freude auf dem Gesichte des Mannes, welche unvergleichliche Anmuth und Natürlichkeit in der schwebenden Gestalt der Gebenedeiten des Herrn! Murillo hat die Schwere des Stoffes vollständig überwunden. Wenn er die himmlischen Herrschaaren erscheinen läßt, sind sie so himmlischen Wesens und von so ätherischem Stoff, daß sie schweben müssen; die Luft ist ihr natürliches Element.

Diese zaubergleiche Eigenschaft seines Pinsels tritt vielleicht am Klarsten hervor in seinem heiligen Antonius von Padua in der Tauf-Kapelle der Kathedrale von Sevilla (nicht zu verwechseln mit dem heiligen Antonius im Berliner Museum). Es ist — der Leinwand nach — sein größtes Bild; die Franzosen nennen es auch — seinem Kunstwerthe nach — das „größte Werk Murillo's." Es ist dasselbe, welches der Marschall Soult mit Goldstücken zu belegen versprach, wenn man es ihm überlasse. Aber die Kirche war reich und behielt das Bild. Es ist eine gewaltige Composition. Der Himmel ist offen über dem knieenden Mönch, der seine Arme der Erscheinung entgegenstreckt. Das Jesuskind steht auf Wolken und neigt sich ihm zu, und umflossen von goldnem Aether, sich badend im Lichte, schwebt um ihn im Kreise das ganze Gefolge der Himmelsbewohner, von den Erzengeln mit ausgebreiteten Flügeln bis zu der

Schaar der kleinen Engel und den körperlosen Gesichtern der Cherubim. — Je länger man das Bild betrachtet, desto mehr muß man es bewundern und fühlt sich fast versucht, dem Urtheile der Franzosen recht zu geben.

Außer diesen Gemälden und abgesehen von denjenigen, welche sich in Privatsammlungen befinden, bleiben endlich auch noch die beiden berühmten Bilder in der Klosterkapelle de la Caridad: das Wunder der Brode, und Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend. — Diese Bilder sind gedunkelt und hängen sehr ungünstig, aber die Gruppen lösen sich voll aus dem Dunkel; die Köpfe des Moses und Aaron sind meisterhaft; die Mutter, welche trinkt, bevor sie ihrem weinenden Kinde gibt, der lechzende Hund, die Bettler, — welche Lebendigkeit in diesen Scenen!

Als Colorist ist Murillo einzig, aber wiederum durch Eigenschaften, die sich mehr empfinden als sagen lassen. Er ist weniger glänzend als Tizian, aber viel edler; zuweilen erinnert ein Farbenton an van Dyck. Seine Farbe ist reservirt, gedämpft, aber nie bis zur Ausdruckslosigkeit; er stellt niemals lebhafte oder gar schreiende Nuancen zusammen, und doch ist sie von Lebensglut durchflossen; er hat Tinten, für welche es keine Bezeichnung gibt. Kann man Farbe maßvoll, nobel, unstofflich nennen, so ist es die Farbe Murillo's. Sein Blau hat er nach dem Blau des Himmels gemischt; wie jenes ist's eigentlich keine Farbe, es ist Täuschung, Verdichtung. Wenn man sonst oft vor einem gemalten Himmel wie vor einer glatten blauen Wand steht, so sieht man auf seiner Landwand in's Unbegrenzte. Kann man das Ponceau (Hochroth der Klapperrose) mit Trompetengeschmetter vergleichen — wie Göthe, oder das frische Grün mit C-dur — wie Ehlert; nun so kennt Murillo nur sanfte Melodien und Moll-Töne. Diese Farbe in ihrem unbeschreiblichen Reiz durfte eben wie keine der andern Eigenschaften fehlen, um die Werke des großartigen Meisters zu Dem zu machen, was sie sind. —

Unbegreiflich ist es, daß so wenig fremde und besonders deutsche Maler nach Spanien gehen. Vielleicht fürchten sie das fremde Leben, vielleicht die Unkenntniß der Sprache. Und doch lebt es sich so gut mit den liebenswürdigen Spaniern, und doch ist die Sprache nicht schwer und so

werth des Erlernens; für das Künstlerauge aber, welche Schätze gibt es dort! Die italienischen Typen sind verbraucht, sie sind es wirklich bis zum Uebermaß; in Spanien findet man noch Originalität auf jedem Schritt, Kunst, wahrhafte Religiosität, wunderschöne Menschen, Sitten, Trachten, malerische Wirklichkeit und als Hintergrund die pittoresken Trümmer der alten gothischen Königsstädte, die Pracht der arabischen Paläste und die hochherrlichen Kathedralen des Christenthums.

Ihr jungen Maler, die Ihr in unsrer nüchternen Zeit vergebens die Inspiration erwartet und Euch dem Materialismus in die Arme werfet; wenn Ihr Euren Pinsel in die Gluth echter Künstler-Begeisterung tauchen wollet, so gehet nach Spanien und studiret — **Murillo!** —

38.

Aus dem Leben des Bildhauers Donato.

(Aus: Leben der ausgezeichnetsten Maler u. s. w. von Giorgio Vasari.)

Donato, der von den Seinigen Donatello genannt wurde, und sich auch bei einigen seiner Arbeiten so unterschrieb, ist im Jahre 1383 in Florenz geboren. Er widmete sich dem Studium der Zeichenkunst, und wurde nicht nur ein trefflicher und bewundernswerther Bildhauer, sondern zeigte auch in Stuccatur-Arbeit viel Uebung, war in der Perspective vorzüglich und in der Baukunst sehr geschätzt; seine Arbeiten hatten zudem so schöne Zeichnung nnd so viel Anmuth, daß man sie den besten Werken der alten Griechen und Römer ähnlicher fand als die irgend eines andern Meisters; und mit vollem Rechte wird er als der Erste gerühmt, der die geschichtliche Composition im Basrelief auf den richtigen Weg brachte und ihnen mehr als gewöhnliche Schönheit zu geben wußte, so daß bis auf unsre Zeiten kein Künstler ihn hierin übertroffen, ja nicht einmal erreicht hat.

In seiner Jugend arbeitete Donato viele Dinge, die man, weil eben deren viele gewesen, nicht sehr beachtete. — Ruhm und Namen aber verdiente er durch eine Verkündigung

Maria's in Sandstein, welche in Santa Croce zu Florenz bei'm Altar und der Kapelle der Cavalcanti aufgestellt wurde. Rings um diese brachte er eine Zierrath nach groteskem Geschmack an, die oben im Rundbogen endigt, wo sechs Kindlein einige Laubgewinde tragen und sich umfassen, als ob sie schwindelnd vor der Tiefe einander zu halten strebten. Ganz besondere Kunst zeigte er bei der Gestalt der allerseligsten Jungfrau Maria, — welche — erschreckt durch das plötzliche Erscheinen des Engels — sich schüchtern, voll sittsamer Ehrfucht und höchster Anmuth zu Dem wendet, der sie grüßt, so daß man in ihrem Angesicht jene Demuth und Dankbarkeit erkennt, welche sich bei Einem, der unerwartet eine Gabe empfängt, um so stärker ausspricht, je größer die Gabe ist. Die Gewänder der Madonna und des Engels wußte Donato lieblich zu ordnen, und gab ihnen einen meisterhaften Faltenwurf. Kurz, er zeigte so viel Leichtigkeit und Kunst in diesem Werke, daß man weder von der Zeichenkunst und vom Meißel, noch von Einsicht und Uebung mehr wünschen kann.

In derselben Kirche arbeitete er unter dem Mittelschiff, neben dem Bilde von Taddeo Gaddi, mit ungewöhnlicher Mühe ein Crucifix von Holz; und als er es beendet, und ihm schien, er habe etwas Seltenes vollführt, zeigte er es dem Filippo Brunelleschi, seinem vertrauten Freund, um dessen Meinung zu hören. Filippo, der nach den Reden Donato's etwas viel Besseres erwartet hatte, als vor ihm stand, lächelte ein wenig, und Donato, der dies sah, bat ihn bei der Freundschaft, die zwischen ihnen bestand, er sollte ihm sagen, was er davon halte? „Mir scheint," erwiederte Filippo freimüthig, „du habest einen Bauern an's Kreuz geheftet, und nicht die Gestalt des Gottmenschen Jesus Christus, der jedenfalls zart gebaut und der schönste Mann gewesen ist, welcher jemals geboren worden!" Donato, der auf Lob gehofft hatte, fühlte sich innerlich verletzt, mehr noch — als er selbst glaubte, und sagte: „„Wenn es so leicht wäre, etwas zu leisten, als das Geleistete zu beurtheilen, so würde mein Christus dir wohl ein Christus scheinen und nicht ein — Bauer! Nimm darum ein Stück Holz und versuche selbst, einen zu formen!"" — Filippo sagte kein Wort mehr, ging nach Hause und begann, ohne daß Jemand

es wußte, ein Crucifix zu arbeiten, wobei er den Donato zu übertreffen suchte, damit er nicht sein eigenes Urtheil Lügen strafe, und führte nach wenigen Monaten das Werk zu höchster Vollendung. — Eines Morgens hierauf bat Filippo den Donato zum Essen bei sich, und Donato nahm die Einladung an. Als sie daher zusammen nach der Wohnung Filippo's gingen, kaufte dieser Einiges auf dem alten Markt und sagte, indem er es Donato gab: „Gehe mit diesen Dingen in mein Haus und warte auf mich, ich komme gleich nach." Donato trat in die Wohnung, die zu ebener Erde lag und sah das Crucifix Filippo's in guter Beleuchtung, so daß er, überwunden von Staunen und ganz außer sich, die Arme ausbreitete und die Schürze fallen ließ, wo denn Alles, was darin sich befand, Eier, Käse und andere Waare in viele Stücke zerbrach, ohne daß dies ihn abhielt — zu bewundern und wie Einer, der den Verstand verloren hat, stehen zu bleiben. Ja, er sank sogar andachtsvoll in die Kniee. Da trat Filippo hinzu und sagte lächelnd: „Donato! was hast du vor? was wollen wir zu Mittag essen, da Du Alles zur Erde geworfen hast?" — „„Ich für mich,"" antwortete Donato, „„habe für heute mein Theil! Willst Du das Deinige, so nimm Dir's! Doch genug, denn Dir ist vergönnt, den göttlichen Heiland darzustellen, mir aber — Bauern!"" —

Im Palaste der Medici sind von Donato Madonnen, halberhoben in Marmor und Bronce, und andere Marmorbilder mit schönen Figuren, ganz flacherhoben, auf's Bewundernswertheste ausgeführt; denn Cosimo verehrte die Kunst und Geschicklichkeit des Meisters in hohem Maße und gab ihm zu allen Zeiten Arbeit; Donato dagegen nährte eine solche Liebe zu Cosimo, daß er bei dem leisesten Wink dessen Wünsche verstand und ihm stets dienstbar blieb. — Man erzählt, ein Kaufmann von Genua habe von Donato eine Bronce-Büste in Lebensgröße verfertigen lassen, welche dieser sehr schön und zugleich sehr zart arbeitete, weil sie weit verschickt werden sollte. Der Auftrag zu dieser Arbeit war ihm durch Cosimo von Medici zugekommen; als sie aber zur Vollendung gereift und der Kaufmann bezahlen wollte, schien ihm: Donato verlange zu viel. Es wurde bestimmt, den Handel durch Cosimo schlichten zu lassen; und dieser

befahl, die Büste nach dem oberen Hofe seines Palastes zu bringen, wo sie — zur besseren Ansicht — zwischen den Zinnen aufgestellt wurde, die nach der Straße gehen. Cosimo fand, als er die Sache ausgleichen wollte, das Gebot des Kaufmannes sei von der Forderung Donato's noch sehr fern und sagte deshalb: es sei zu wenig. Der Kaufmann, dem es zu maßlos schien, antwortete: „Donato habe nicht viel länger als einen Monat daran gearbeitet und gewinne den Tag mehr als einen halben Gulden.“ Da wandte sich Donato beleidigt und voll Unmuth an den Kaufmann und sprach: „„Im hundertsten Theil einer Stunde hast du vermocht, den Fleiß und die Mühe eines ganzen Jahres zu nichte zu machen!““ Und damit gab er der Büste einen Stoß, daß sie auf die Straße stürzte und in viele Stücke zersprang. Jenem that's sehr leid, und er wollte nun das Doppelte zahlen, wenn er das Werk nur von Neuem ausführen möchte; aber Donato ließ sich weder durch seine noch durch Cosimo's Bitten bewegen, diesem Ansinnen jemals Folge zu geben. — Man sagt, Cosimo von Medici habe, als er starb, seinem Sohne Piero befohlen, Sorge für Donato zu tragen und dieser gab ihm — als treuer Vollzieher der Gebote seines Vaters — zu Cafaggiulo ein Gut von solchem Einkommen, daß er bequem davon leben konnte. Donato empfand hierüber große Freude, denn ihm schien: er sei dadurch mehr als gesichert, nicht vor Hunger sterben zu müssen. Kaum aber besaß er es ein Jahr, als er zu Piero zurückkehrte und auf das Gut förmlich und gerichtlich Verzicht leistete. Er versicherte: „daß er nicht seiner Ruhe verlustig gehen wollte, um sich mit den häuslichen Sorgen und der Last des Landmannes zu beschäftigen, der ihn alle drei Tage überlaufe: jetzt, weil der Wind ihm den Taubenschlag aufgedeckt habe, dann weil ihm als Abgabe für die Gemeinde das Vieh weggenommen worden, und dann wegen des Sturmes, welcher Wein und Früchte abgerissen; alle diese Dinge seien ihm überdrüssig und überlästig, daß er lieber vor Hunger sterben, als um so gar Vieles sich bekümmern wollte.“ Piero lächelte über die schlichte Einfalt Donato's, er nahm, um ihn von dieser Plage zu erlösen, auf sein dringendes Bitten das Gut zurück und wies ihm auf seine Bank einen Gehalt an, an welchem er den Ertrag des Gutes, oder mehr noch, in baarer

Münze erhielt. Hiervon ließ Piero dem Künstler jede Woche den Antheil auszahlen, der ihm zukam, und Donato, mit dieser Anordnung sehr zufrieden, verlebte als Diener und Freund der Medici froh und sorglos den Ueberrest seiner Tage.

Endlich im dreiundachtzigsten Lebensjahre wurde Donato so gichtbrüchtig, daß er gar nichts mehr arbeiten konnte, und lag beständig zu Bett in einem kleinen Haus in der Via del Cocomero, nahe bei den Nonnen von S. Nicolo, welches ihm zugehörte. — Als er bedenklich krank war, kamen kurz vor seinem Tode einige seiner Verwandten zu ihm, und nachdem sie ihn, wie Brauch ist, gegrüßt und getröstet hatten, sagten sie: „es wäre seine Pflicht, ihnen das Gut als Erbtheil zu hinterlassen, das er im Gebiete von Prato besitze, obwohl es klein und von geringem Einkommen sei," und drängten ihn hiermit gar sehr. Donato, der gerecht Alles stets ausführen wußte, antwortete: „„Ich kann Euch nicht zufrieden stellen, meine lieben Verwandten; denn ich bin Willens und mir scheint es billig, das Gut dem Bauer zu geben, der es immer bearbeitet und viel Mühe dabei aufgewendet, nicht aber Euch, die Ihr nie etwas dafür geschafft oder gethan habt, als — etwa daran gedacht, daß Ihr es besitzen möchtet, und nun mich durch Euren Besuch veranlassen wollet, es Euch zu geben. Gehet darum, und der Himmel segne Euch!"" — In Wahrheit auch verdienen solche Verwandte, welche keine Liebe besitzen, außer wenn es ihren Vortheil gilt, daß sie so behandelt werden! — Donato ließ den Notarius kommen und schenkte das Gut dem Arbeiter, welcher es immer bestellt und sich in seiner Armuth besser gegen ihn betragen hatte, als jene Verwandten. Seine Kunstgegenstände aber vermachte er seinen verschiedenen Schülern. —

Von Tag zu Tag wurde es mit Donato schlimmer, er nahm allmälig an Kräften ab, bis er endlich, nachdem er recht andächtig die heiligen Sakramente empfangen hatte, am 13. Dezember 1466 starb. — Seinem Verlangen gemäß wurde er in der Kirche S. Lorenzo, in der Nähe des Cosimo von Medici begraben, damit der Leib nach dem Tode Demjenigen noch nahe sei, bei welchem im Leben der Geist stets verweilte. —

Der Tod Donato's erfüllte die Herzen seiner Mitbürger und Kunstgenossen, wie Aller, die ihn gekannt, mit schwerem

Leid; und es wurde, um ihn im Tode mehr zu ehren, als es seither im Leben geschehen war, ein feierliches Leichengepränge in jener Kirche gehalten, wobei alle Maler, Baumeister, Bildhauer, Goldarbeiter, ja fast alle Bewohner der Stadt dem Sarge folgten. Auch wurde lange Zeit hindurch, und zwar in verschiedenen Sprachen, zu seinem Lobe gedichtet. —

Der gelehrte und sehr berühmte Don Vincenzio Borghini, der in einem großen Buche unzählige Zeichnungen von den trefflichen alten und neuern Malern und Bildhauern gesammelt hat, bewahrt darin auf zwei Blättern, die einander gegenüber stehen, Zeichnungen von Donato und Michelangelo Buonarroti, bei denen er mit vieler Einsicht zwischen der Verzierung die zwei folgenden Motto in griechischer Sprache angebracht hat; bei Donato: „Entweder der Geist Donato's wirkte in Buonarroti," und bei Michelangelo Buonarroti: „oder der Geist Buonarroti's war vorerst in Donato lebendig." —

39.

Der Tulpenstrauß der Gefangenen.

(Nach: Gebräuche und Sitten in den Niederlanden.)

Am 28. November des Jahres 1599 belebte ein zahlreicher, glänzender Hof das Rathhaus zu Löwen; es war der Hof des Erzherzogs Albert, General-Gouverneurs der Niederlande, und seiner Gemahlin Isabella, einer Tochter Philipp's II., Königs von Spanien.

Das Wetter war trüb und regnerisch; die Thurmglocken verkündeten die neunte Morgenstunde; die Gesellschaft im Rathhause beschäftigte sich gerade mit der Aussicht auf einen Tag der Langeweile, als Albert die Frage aufwarf: ‚Was gibt es denn in dieser Stadt Wichtiges zu schauen?'

„Die Universität, mein Herr!" erwiederte der Bürgermeister von Löwen; „sie hat auch ehedessen den Kaiser Carl V. auf ihren Bänken gesehen."

„‚Und jetzt,'" fügte der Graf von Fuentes hinzu, „‚zählt sie den gelehrtesten Gelehrten, Justus Lipsius, unter ihre Professoren.'"

„„Dieser große Mann,““ sagte Isabella, „„ist mir dem Namen nach schon bekannt; mein Vater hat ihm den Titel seines Geschichtsschreibers verliehen. — Ist er nicht aus Brabant?““

„Ja, allergnädigste Frau!“ erwiederte der Bürgermeister. „Er ist im Jahre 1547 in dem Dorfe Overyssche bei Brüssel geboren. Seine Familie war adelig und reich. Mit zehn Jahren schrieb er im Collegium zu Ath schon lateinische Verse, die Aufsehen erregten. Er ist einer der berühmtesten Lehrer der Gegenwart und seine Schriften sind überall verbreitet und hoch geschätzt. Die Studenten schwärmen für ihn und in seinen mündlichen Vorträgen erkennen sie die Meisterschaft der vorzüglichsten Beredsamkeit.“

„„Justus Lipsius schreibt eben,“‘ bemerkte der Graf von Fuentes, „„an der wunderbaren Geschichte des Gnadenbildes Unserer Lieben Frau von Hal.“‘

„„Wann hält er seine Vorlesungen über die Geschichte des Alterthums?““ fragte Isabella plötzlich.

„Gerade um diese Stunde, gnädigste Frau!“ antwortete, freudig überrascht, der Bürgermeister.

„„Meine Herren,““ rief die Erzherzogin mit erhobener Stimme, „„so wollen wir denn heute ein Etwas besichtigen, was da seltener ist als irgend ein Denkmal aus Stein oder Metall, nämlich — den großen Gelehrten. — Wir wünschen, daß der ganze Hof mit uns einer Vorlesung des Doctors Justus Lipsius anwohne, also auf denselben Bänken, auf welchen unser erhabener Ahn, Carl V. gesessen!““

Die Versammlung neigte sich einstimmig zum Beifall; sie erblickte darin wenigstens Zerstreuung für eine Stunde.

Der Erzherzog und seine Gemahlin, sowie ihr Gefolge, — die Ritter des goldenen Vließes, die Herzoge, die Marquise und Grafen, die Ehrendamen und Hauptleute, die Edelleute und ihre Pagen, der Bürgermeister und die Edlen der Stadt, kurz — an zweihundert Personen, alle mehr oder minder mit Seide, Gold und Sammt verbrämt, mit Federn, goldenen Halsbändern, Diamanten und Spitzen geschmückt, begaben sich also nach dem Universitäts-Gebäude, voraus eine Musikbande, begleitet von der gaffenden Menge.

Die Pforten des von Johannes IV., Herzog von Brabant, gegründeten Hauses der Wissenschaften öffneten sich weit vor

dem edlen Zuge; und Isabella's Hof trat in die bis jetzt schweigsamen Hallen, als Dr. Justus Lipsius, dem die Musik wehe that, nach der Ursache all des Lärms fragte, den er allplötzlich hören mußte.

Statt aller Antwort, sah er — das erzherzogliche Ehepaar nebst Gefolge erscheinen. — Der Bürgermeister trat zum Fuße des Katheders und verkündete dem Professor: Ihre Hoheiten erbäten sich die Gunst, seiner Vorlesung anzuwohnen. — In sonst anderer Weise wurde die Ruhe des Hörsaals nicht gestört. Albert und Isabella und ihr ganzes Gefolge grüßten mit demüthiger Ehrfurcht den Professor. Justus Lipsius hatte sich, ohne von seinem Sitze herabzusteigen, erhoben und seine Mütze abgelegt. Wußte er doch, daß die Männer der Wissenschaft damals auf gleicher Stufe, wie die Fürsten, standen. Er erinnerte sich, daß der Kaiser Carl V. bei einer öffentlichen Feierlichkeit den Rector Magnificus von Löwen zu seiner Rechten gehen ließ. Er verneigte grüßend sein Haupt gegen seine edlen Zuhörer, während seine zahlreichen Schüler, stolz auf die Ehre, die man ihrem geliebten Meister erwies, ihre Plätze dem Hofe einräumten und sich in den Hintergrund des großen Saals stellten.

Justus Lipsius war mittleren Wuchses; er hatte eine breite hohe Stirne, ein lebhaftes Auge; in seinem Alter wurde er mager; schon zeigte seine Gesichtsfarbe die Spuren der Leberkrankheit, deren Opfer er bald werden sollte. Er trug ein einfaches Kleid von schwarzem Etamin mit weiten Aermeln. Vor sich hatte er in einer weißen Vase eine Tulpe stehen, denn diese Blume liebte er, und zog sie und pflegte sie mit aller Sorgfalt. Sein Hund Saphir saß ruhig am Fuße des Katheders.

Die Vorlesung des Justus Lipsius ist also nur durch eine unbedeutende Bewegung von einigen Minuten gestört worden. Alles war wieder stille.

In dem Augenblick, in welchem der Hof eingetreten, entwickelte der Professor sehr ernsten Tons seinen Zuhörern die anziehenden Einzelnheiten des Rückzugs der zehntausend Griechen, betheiligt an dem Kampfe des persischen Fürsten Cyrus des Jüngeren gegen seinen älteren Bruder Artaxerxes Mnemon um den väterlichen Thron, welchen der Hauptheld desselben, der berühmte griechische Geschichtsschreiber

Xenophon († 360 vor Christus) in seiner Schrift „Anabasis“ geschildert hat. Ihm, dem Docenten, flog nun allplötzlich der Gedanke an die vielen Gefangenen durch den Sinn, die gerade damals als — politische Gegner des Königs von Spanien und Herren der Niederlande, und seines General-Gouverneurs, des Erzherzogs Albrecht, in schweren Kerkerstrafen schmachteten. Er verließ darum ungesäumt die Schilderungen Xenophon's und griff schnell nach der ihm zur Hand liegenden Schrift: „De clementia. Ueber die Milde,“ verfaßt von dem heidnischen Philosophen Lucius Annäus Seneca († zu Rom 65 nach Christus), und las dann jene merkwürdige Stelle aus derselben vor, wo mit Begeisterung die **verzeihende Tugend** als fähig geschildert wird, den Menschen zu den Göttern zu erheben.

Justus Lipsius sprach zu seinen Zuhörern seelenvoll, beredt und anmuthig; das ganze Feuer seines Genie's entflammte ihn; er erklärte einen den Umständen so angemessenen Text meisterhaft; er zeigte, daß die Milde die einzige besondere Tugend sei, wodurch sich Fürsten von den andern Menschen zu unterscheiden vermöchten. „Sie allein,“ sagte er, „haben das Glück, die Milde zu üben; sie allein können ihre Feinde durch Wohlthaten besiegen!“

Er zeichnete hierauf die Macht, die die Herzen knechtet, und die Milde, welche sie gewinnt; die Gerechtigkeit, die die Völker durchfröstelt, die Verzeihung, welche sie erquickt und belebt. Er entwarf ein reizendes Bild von der Heiterkeit, die eine mit Milde begabte Seele umschwebt, von dem süßen Schlummer, der ein versöhnliches und wohlthätiges Herz einwiegt; er malte den sanften, furcht- und schreckenlosen, hehren Tod an dem Ziel eines großmüthigen Lebens.

Dieses Alles holte er aber nicht mehr aus dem moralischen Satze des Heiden Seneca her, sondern aus den Aussprüchen der göttlichen Offenbarung des Alten und Neuen Bundes.

Er ließ aus dem Alten Bunde, wie geistige Sonnenstrahlen, in seinen Vortrag hineinleuchten die Worte: „Die da auf Rache sinnen, werden sich täuschen; aber Friede wird Denen zu Theil, die zum Frieden rathen!“ Sprüchw. 17, 1. und: „Friede ist die Wirkung der Gerechtigkeit, und ihre Frucht ist Ruh' und Sicherheit!“ Jes. 32, 17.

Und aus dem Neuen Bunde, die Liebesforderungen und Heilsverheißungen des Gottmenschen Jesu Christi, der ewigen Huld und Barmherzigkeit, die da lauten: „Ich gebiete euch, an Demjenigen, der euch Unrecht zufügt, keine Rache zu nehmen!“ Matth. 5, 39.; dann: „Demjenigen, der wider dich sündigt, sollst du nicht bis auf sieben Mal, sondern bis zu siebzig sieben Mal verzeihen!“ Matth. 18, 21.; dann: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden!“ Matth. 5, 9.; und dann: „Wenn ihr andern Menschen ihre Fehler verzeihet, dann wird euer Vater im Himmel euch auch verzeihen! — Wenn ihr aber andern Menschen nicht verzeihet, dann wird euer Vater im Himmel eure Fehler auch nicht verzeihen!“ Matth. 6, 14.

Daran knüpfte er die Apostel-Mahnungen und unter diesen namentlich jene von Sanct Paulus: „Seid gütig gegen einander, erbarmend und nachsichtsvoll, so wie auch Gott in Christo sich nachsichtsvoll gegen euch erwiesen hat!“ Ephes. 4, 32.; und dann jene von Sanct Jakobus: „„Aber ein Gericht ohne Erbarmen wird über Den ergehen, der kein Erbarmen erweist; Barmherzigkeit hingegen triumphirt über das Gericht!““ Jak. 2, 13.

„Und Gott wäre nicht Gott,“ so schloß er, „wenn nicht seine Milde seiner Unermeßlichkeit gleich käme; und Satan hörte auf, der böse Geist zu sein, wenn Erbarmen Eingang in sein Herz fände. Darum werden auch unter den Fürsten — jene allein groß vor den Menschen und auserwählt vor Gott sein, die ihre Milde nach der Größe ihrer Macht bemessen!“

Der Professor schwieg; die Vorlesung war beendet, der Hof zog sich feierlich, ernst, erschüttert zurück. —

Am Abend desselben Tages noch ernannte der Erzherzog Albrecht den Dr. Justus Lipsius zum Mitglied seines Staatsrathes; — dann unterzeichnete er mit Isabella die Gnadenbriefe für dreihundert eingekerkerte Bravanter, die hochentzückt am folgenden Tage die Thüren ihres Kerkers sich öffnen sahen.

Am 30. November sprachen die sämmtlichen aus der Kerkerhaft Erlösten dem neu ernannten Staatsrath ihren herzlichsten Dank aus.

Jedes Jahr aber am 30. November, dem Tag ihrer

Befreiung, brachten sie dem Dr. Justus Lipsius — bis zu seinem Tode — einen Strauß ausgezeichneter Tulpen dar.

Unter vielen, vielen Thränen jedoch legten sie im Jahre 1606 ihren prachtvollen Tulpenstrauß auf sein Grab nieder. —

40.

Die farbenwechselnde Rose.

(Aus der Mappe eines Künstlers.)

Kurz ist das Leben der Blumen, kurz vor Allem das der Rosen. Aber unter allen ist die flüchtigste und auch veränderlichste — jene liebliche brasilianische, welche die Colonisten in Brasilien: „La mudadera, die wechselnde“ benannt haben. Ein französischer Maler, Paul Marcey, hat diese wunderliche Blume des Südens auf eine ganz seltsame Weise kennen gelernt.

Er durchwanderte im Jahre 1865 die prachtvollen Thäler von Occo-Bamba und Santa-Anna in Peru und genoß in vollen begeisterten Zügen die Wunder der dort so üppigen Vegetation. Aber nur zu oft vergaß er über Demjenigen, was sein Auge entzückte, alles Andere, und eines Tages, als er eine weite Pampa voll hochgeschossener Gräser durchstrich, verlor er ganz und gar seinen Weg.

„Ihr seid verloren, Sennor, wenn Ihr nicht vor der Nacht ein bewohntes Haus erreichet,“ sagte ihm ein Eingeborner, den er ansprach; „den wilden Thieren könnet Ihr nicht entrinnen — eilet, daß Ihr die Hacienda de la Chouette erreichet, in zwei bis drei Stunden könnet Ihr dort sein!“

„„Wo ist diese Hacienda?““

„Es ist das weiße Haus, das Ihr sehen werdet, wenn Ihr den Abhang des Berges hinabgestiegen seid — es liegt ganz einsam mitten im Walde. Eine junge Wittwe wohnt dort, welche in der allertiefsten Verborgenheit, und so zu sagen — weltscheu, den Tod ihres Gatten beweint und betrauert; noch Niemand hat sie gesehen, aber sie singt wie die Engel des Paradieses! Man nennt sie la Chouette (die Nachtwandlerin), weil sie, in gänzlicher Abgeschiedenheit ver-

harrend, nur Nachts, in einen langen Schleier eingehüllt, ausgeht und ihren Garten durchwandelt."

Man kann sich vorstellen, wie der überaus neugierig gewordene Maler sich beeilte, ein so interessantes Ziel zu erreichen. Endlich schimmerte es vor ihm durch die Bäume. Eine Agaven-Allee mit riesigen Pyramiden grünlicher Blumen führte zu dem Hause. Weiterhin standen Myrthengebüsche, Kapersträuche, Eriken und andere Pflanzen in großer Menge.

Marcey klopfte; ein alter Diener öffnete und sagte, nachdem er die Befehle seiner Herrin eingeholt: „„Treten Sie ein, Sennor, und seien Sie im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit willkommen!""

Ein reiches Abendessen wartete seiner, und nach demselben begab er sich zur Ruhe in einem ungemein behaglich eingerichteten Gemache. In sein Entschlummern klangen die milden Töne eines Ave-Maria-Liedleins, das mit reizender Stimme die Herrin des Hauses jedesmal vor ihrem Schlafengehen zu singen pflegte. Er fühlte sich umhaucht von dem Himmelsdufte der „Rosa mystica."

Sobald der Morgen graute, war er aber schon auf und draussen im Garten, um in den Wundern der Schöpfung Gottes auf's Neue zu schwelgen. Die tausendfarbigen Insekten, die geheimnißvoll und leise hin und her schwirrten, der Gesang der Vögel, der erhebende Anblick der nahen Berge, die köstlich duftenden Pflanzen — Alles beseligte ihn und ward ihm zum erhabensten Chorale mit dem Preise des Allerhöchsten. So ganz frommen Sinnes dahinwandelnd in dem anmuthigen Garten der Hacienda, blieb er allplötzlich ganz gefesselt stehen und konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten. Inmitten eines Korbes, von zwerghaften Meerzwiebeln (Scillen) mit rothen und grünen Knoten umfaßt, ragte eine prächtige Pflanze mit großen Blumen von unvergleichlich zartem Schneeweiß empor. Der Strauch beherrschte seine ganze Umgebung; er stand ganz nah' einem Fenster, das mit Jalousieen verhüllt war, eingerahmt in Gebüsche von Stechäpfeln und spanischem Jasmin. Unter demselben stand eine steinerne Bank. Der Maler setzte sich darauf, öffnete sein Album und fing an, die Blume zu skizziren. Bald bedünkte es ihn, als stehe die Herrin des Hauses hinter den Jalousieen eines Fensters und schaue nach ihm. Um nun die

Unbekannte zum Sprechen zu bringen, sagte er mit lauter Stimme, wie zu sich selbst:

„Wie langweilig, nicht den spanischen Namen dieser schönen Pflanze zu kennen!“

„„Sie heißt — Mudadera!““ erwiederte eine sanfte, etwas fremdländisch klingende Stimme.

„Danke, Sennora!“ sagte der Maler, indem er schnell den Kopf umkehrte, — aber vergeblich; — die Jalousieen blieben unerbittlich geschlossen. —

„„Sennor!““ erklang die Stimme drinnen auf's Neue, „„nicht wahr, Sie werden mir eine Bitte erfüllen, ehe Sie mein Haus verlassen?““

„Sie haben nur über mich zu befehlen, Sennora! Ich bin glücklich, für Ihre großmüthige Gastfreundschaft mich einigermaßen dankbar bezeigen zu können!“

„„Ich bedarf Ihrer Kunst! Lassen Sie mir das Bild der Blume, die sie zu malen angefangen, zurück — es wird mir ein Andenken sein, wenn ich das köstliche Original verlieren sollte.““

Dieser Wunsch war ein Befehl.

Der Maler setzte mit Eifer seine Arbeit fort.

Während dieser kurzen Unterredung hatten die Blumen der Mudadera schon begonnen, ihre Farbe zu wechseln. — Es war um sechs Uhr Morgens. Das zarte Weiß, mit dem sie erwacht, ging in eine frische Fleischfarbe über. Der Maler arbeitete fort; er malte neben die weiße Blume die fleischfarbene. — Es war acht Uhr. Kaum war die zweite vollendet, als die Blume in lebhaftem Roth glänzte. Er arbeitete rüstig weiter. Wieder waren zwei Stunden vergangen. Die vierte Farbe zeigte ein violettes Purpur.

Die Sonne brannte nun glühend, und dem allen Strahlen der peruanischen Sonne preisgegebenen Maler floß der Schweiß in Strömen von seiner Stirne. Aber er dachte nur an den erhaltenen Auftrag und an seine Pflicht der Dankbarkeit. — Es kam der Mittag; das Violett wurde stärker; die Kronen der Mudadera waren ihrem Ende nah', und wie im letzten höchsten Aufraffen ihrer Kraft entfalteten sie ihre ganze Schöne noch einmal. Dann fingen die Blätter an zu welken und senkten sich trüb, eins nach dem andern, zur

Erde. — Die Blume hatte gelebt . . . aber das Blatt des Künstlers war vollendet.

Die unbekannte Besitzerin des Hauses ließ ihrem Gaste für die Skizze, die er ihr durch den Diener gesendet, auf's Herzlichste danken, aber er mußte die Hacienda verlassen, — ohne die tief trauernde Wittwe gesehen zu haben. —

41.

Die Peinigung eines Papstes.

(Aus: Der himmlische Gärtner von Franz Büst.)

Der heilige Papst Martinus I. wurde auf den Befehl des byzantinischen Kaisers Constans II., der sich von ihm beleidigt glaubte und überdies von den Anhängern der Irrlehre des Monothelismus gegen ihn aufgehetzt war, in einer Kirche zu Rom von Soldaten, die mit gezogenen Schwertern den Altar umringten, ergriffen, gefangen genommen und unter Mißhandlungen aller Art aus der Kirche hinausgeschleppt.

Unter neuen Mißhandlungen brachte man ihn auf ein Schiff, das ihn nach Constantinopel führen sollte. Das Schiff machte die Fahrt geflissentlich recht langsam; es überwinterte auf der Insel Naxos und landete erst nach einem Jahre zu Constantinopel. Auf der ganzen Fahrt mußte der erkrankte Papst die gröbsten Beleidigungen und Mißhandlungen ertragen; besonders viel hatte er während der Ueberwinterung auf Naxos auszustehen.

Zu Constantinopel gab man ihn einen ganzen Tag lang am Meeresufer dem Hohne des Pöbels Preis. — Am Abend wurde er in einen Kerker geworfen, worin er dreiundneunzig Tage schmachten mußte. Er erhielt daselbst nur spärliche Kost, und diese war so schlecht, daß ihm davor ekelte. Oft erhielt er nicht einmal Wasser zum Trinken.

Am dreiundneunzigsten Tage wurde er vor Gericht gestellt, so geschwächt und zerrüttet an seinem Körper, daß er von zwei Soldaten gestützt werden mußte, um stehend die gegen ihn erhobenen Anklagen zu hören, die geradezu nur als Verleumdungen sich erwiesen. Er wurde für abgesetzt und des Todes schuldig erklärt, in der Gegenwart des Kaisers

seiner Pontifikal-Kleider beraubt, in Ketten, mit welchen er so fest gebunden war, daß er blutete, durch die Straßen der Stadt geführt und dann wieder in den Kerker geschleppt. Dort hatte er wieder den größten Mangel zu leiden, und — aus Furcht vor dem Kaiser — wagten es selbst seine Freunde nicht, ihm etwas zu schicken.

Nach fünfundachtzig Tagen wurde er der Verbannung überwiesen, nach Cherson gebracht, wo er schon nach vier Monaten im allertiefsten Elende starb. —

Cäsar Baronius sagt in seinen kirchlichen Annalen: „es habe dieser Papst Martinus I. mehr als alle anderen Päpste gelitten; ja, er habe mehr gelitten als die Martyrer unter den römischen Kaisern Decius und Diocletian, weil er langsamer gemartert worden sei." —

42.

Strenge Gerechtigkeitsliebe.

(Aus: Das christliche Rom von Eugen de la Gournerie.)

Johannes Peter Caraffa bestieg als Paul IV. den päpstlichen Thron; er besaß mehrere, an einem Fürsten, besonders an einem Bischofe merkwürdige Eigenschaften. Man rühmt seine seltene Beredsamkeit, die von Jugend an durch seine ernste Bescheidenheit und Frömmigkeit erlangte Würde, die er mit dem ausgebreitetsten Wissen zu verschmelzen wußte; und sein tiefes Wahrheitsgefühl hatte sich täglich in ihm erhöht.

Mit seltener Pracht ging die Besitznahme des päpstlichen Stuhles vor sich; dieser für seine Person durchaus demüthige Papst sah darauf, daß die Tiara in dem Glanze strahlen sollte, wie es die dreifache Krone der Kirche Jesu Christi erheische. Man sah den Papst auf einem Sessel getragen, über dem sich ein mit Goldstoff durchwirkter Baldachin erhob, den die königlichen und fürstlichen Gesandten trugen. Die Tiara desselben schimmerte in Edelsteinen, und seine Kammerdiener gingen in scharlachrother Kleidung einher.

Des neuen Papstes apostolischer Eifer konnte weder durch Alter noch durch Kämpfe geschwächt werden. Er blieb immer Derselbe, fromm, streng und thatkräftig; sein Charakter

behauptete immerfort seine Würde und majestätische Haltung. Unerschrocken trat er allen Mißbräuchen im Dienst entgegen; immer setzte er die Axt an die Wurzel des Baumes. Der römische Hof, das heilige Collegium, die Priester, die Mönche hörten und achteten seine von dem Predigen erschöpfte Stimme; die Fasten wurden beobachtet; obscöne Bilder einer weltlichgesinnten Kunst verschwanden aus den Kirchen; entlaufene Klostergeistliche wurden aus den römischen Staaten verwiesen, die Cardinäle erschienen wieder auf den Kanzeln ihrer Kirchen, und eine Medaille, Christus darstellend, wie er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagte, wurde zu Ehren dieses Papstes geprägt.

Paul's IV. strenge Gerechtigkeit schonte selbst seiner entarteten Neffen nicht; er ließ den Cardinal Caraffa mit seinen Brüdern überwachen und ihre Freunde und Vertrauten mußten auf ihren Eid hin erklären, was sie von dem Betragen derselben wußten. Der Papst vernahm nun Dinge, an die er niemals denken konnte; von allen Seiten floßen die betrübendsten Nachrichten zusammen und versetzten ihn in eine grenzenlose Niedergeschlagenheit, wie solche eine thatkräftige Seele zu überfallen pflegt, wenn sie sich in ihren Lieblingsbestrebungen getäuscht sieht. — Er schlief nicht mehr und aß nichts mehr, während ihn zehn Tage hindurch ein hitziges Fieber an's Bett fesselte. Dann erhob er sein von vierundachtzig Jahren gebleichtes Haupt und berief das heilige Collegium. Die Mutter des jungen Caraffa, sechzig Jahre alt und kränkelnd, schlich bis zu seinen Füßen; er jedoch fuhr sie heftig an und ging in den Saal, in welchem ihm die Cardinäle stumm gegenüber saßen. Paul IV. ergreift das Wort und bezeugt vor Gott und den Menschen: „er habe nie Etwas von der Zügellosigkeit seiner Neffen gewußt;" und er entsetzte sie ihrer Würden und verwies sie mit ihren Familien in's Exil nach verschiedenen Richtungen des römischen Staates hin. Die Anwesenden hörten ihn mit Entsetzen an; Alles starrte im Schweigen; der Papst allein schien in diesem schrecklichen Augenblicke keine Gemüthsbewegung zu empfinden, denn das Pflichtgefühl erhöhte seine Kraft. — Und nachdem er also die Bande zerrissen, die ihn an Jene knüpften, deren Un-

dankbarkeit ihn so bitterlich getäuscht hatte, überließ er sich mit ungestörter Geistesfreiheit der Sache der Kirche.

Von diesem Tage an sprach Paul IV. den Namen Derer, die er so innig geliebt und dann ob ihrer Vergehen so streng bestrafen mußte, nicht mehr aus. — Ein einziges Familien-Mitglied blieb bei ihm, nämlich ein Sohn des Herzogs Pagliano, ein junger Mann von edelmüthiger Gesinnung, der, bereits mit dem Purpur bekleidet, mit dem Papst den Gottesdienst zu halten und das Brevier zu beten pflegte. Geboten war ihm jedoch: „nie von seinem Vater und seiner Mutter zu sprechen.“ Der junge Mann, welcher das Haupt des Papstes von den allerschwersten Widerwärtigkeiten des Lebens gebeugt sah, verbarg seinen Kummer in's innerste Herz und wagte keinen Seufzer der Klage. —

43.

Der endlich gefundene Bischof.

(Aus: Katholische Sonntagsblätter von H. Himioben. Jahrg. 1857.)

Unter der Regierung des Kaisers Constantius — im Jahre 358 — versammelten sich die gallischen Bischöfe in der Stadt Orleans, um durch die Wahl eines würdigen Oberhirten die beklagenswerthen Streitigkeiten zu enden, welche durch volle zwei Jahre die Stadt in Gährung und Unruhe versetzt hatten. Dreitägige Fasten und Gebete waren deshalb ausgeschrieben worden; da kam am zweiten Tage ein Fremdling in die Kirche und betete daselbst mit glühender Andacht. Der Ostiarius (ein Kleriker, welcher in den ersten Zeiten das Amt des Pförtners in der Kirche übte) beobachtete ihn mit Theilnahme; und als er die heilige Stätte verlassen will, spricht jener ihn an: „Du guter Knecht Gottes, wer bist Du, woher kommst Du und was führt Dich hier-her?“ Der Fremde erwiederte: „„Ich bin ein Subdiakon der heiligen römischen Kirche, mein Name heißt Euvertes, Benevent ist meine Heimath; ich durchwandere diese Gegenden, um meine gefangenen Geschwister Eumorphius und Cassia aufzusuchen, und brenne vor Begierde, sie in Freiheit zu setzen!““ Freundlich entgegnete Jener: „So ruhe den Tag

hier aus, bleibe bei mir und morgen magst du deine Wanderung fortsetzen!“ Euvertes willigt ein und geht mit dem Ostiarius in dessen bescheidene Wohnung. Da gießt dieser Wasser über des Wanderers Füße, wäscht sie, trocknet sie selbst ab, und als dieser demüthige Dienst der Gastfreundschaft erfüllt war, setzten sich Beide zu dem mäßigen Nachtmahle.

Am folgenden Tage ergreift Euvertes wieder seinen Wanderstab und tritt von Neuem seine Pilgerfahrt der brüderlichen Liebe an; da ruft ihn, von einer dunklen Eingebung ergriffen, sein Wirth nochmals zurück und spricht: „Freund Gottes! weißt Du denn nicht, was hier vorgeht? Schon durch zwei Jahre, seit dem Tode des heiligen Bischofs Denisian, können die Bewohner der Stadt sich über die Wahl eines Nachfolgers nicht verständigen. Blut ist geflossen! Heute endlich hoffen wir, einen Bischof zu erhalten; bleibe daher bei uns; sei Zeuge seiner Wahl und seiner Weihe!“ — Da lenkt der fromme Subdiakon abermals seine Schritte zur Kirche und nimmt darin Platz neben der Thüre an der Seite seines Wirthes. — Die Bischöfe beginnen die Gebete und das andächtige Volk begleitet sie mit Schluchzen und Seufzen. Plötzlich erscheint an einem Fenster eine weiße Taube; sie fliegt hinein, sie schwebte mit ängstlichem Flügelschlag an der Decke des Kirchengewölbes hin, flattert nach allen Richtungen, endlich eilt sie gegen die Pforte und rastet auf dem Haupte des Fremdlings. „„Ein Zeichen vom Himmel!““ ruft mit Einem Munde das bewegte Volk; zu dreien Malen wiederholt sich dasselbe Ereigniß; da berufen Bischöfe und Volk einstimmig den Subdiakon Euvertes, den Bischofsstuhl des seligen Denisian zu besteigen. —

Durch dreißig Jahre leitete St. Euvertes, der Erwählte des Herrn, mit Weisheit und Kraft die ihm anvertraute Heerde; eine herrliche Kathedrale zu Ehren des heiligen Kreuzes erhob sich unter ihm zu Orleans; Frieden und Eintracht führte er in die Stadt wieder zurück; dem Eindringen der arianischen Ketzerei stellte er einen festen Damm entgegen und tausenden der ringsum wohnenden Heiden spendete er die heilige Taufe. — Als er aber sein Ende herannahen fühlte, drang er auf die Wahl eines Nachfolgers, wozu er den würdigen Priester Agnanus vorschlug. An demselben Tage, wo er selbst diesem die Bischofsweihe ertheilt hatte, zog er

sich in seine Wohnung zurück und entschlief — sechsundneunzig Jahre alt — sanft in dem Herrn.

Ueber seinem Grabe, das durch Wunder verklärt war, erhob sich bald eine kleine Kapelle, und schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein großer und prachtvoller Dom, der noch jetzt, trotz der Unbilden, welche er von der Zeit und von den Menschen erfahren mußte, trotz der Umgestaltungen und Verschönerungen, die ein verdorbener Geschmack an ihm vornahm, in seiner ernsten und kühnen Einfachheit als eines der Meisterwerke der christlichen Baukunst dasteht. — In dem Kriege Frankreichs mit England mehrmals verwüstet, von den Hugenotten in einen Stall, von den Republikanern des achtzehnten Jahrhunderts in eine Salpeter-Fabrik verwandelt, diente er zuletzt als Magazin, bis der Orden der Missions-Priester von der Barmherzigkeit ihn im Jahre 1852 um siebentausend Gulden von dem Gemeinderathe der Stadt Orleans kaufte. Am Fastnacht-Sonntage dieses Jahres aber ward er nach siebenundsechzigjähriger Unterbrechung wieder dem Dienste des Herrn geweiht und der feierliche Gottesdienst in demselben mit dem vierzigstündigen Gebete eröffnet. —

Möchten recht bald alle Erinnerungen an eine Zeit, welche die Kirchen passender als Fabriken und Magazine verwenden zu können meinte, in Frankreich und im übrigen Europa in ähnlicher Weise getilgt und gesühnt werden! —

44.

Die ernste Zurechtweisung.

(Aus: Leben des hl. Johannes von Alexandrien.)

Der heilige Johannes, Patriarch von Alexandrien, den man, wegen seiner Barmherzigkeit und Mildthätigkeit gegen Nothleidende, geradezu den „Almosengeber“ nannte, sagte einst zu einem vornehmen Herrn, der seine Dienstboten verachtete und hart behandelte:

„Deine Dienstboten sind, wie du, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, und müssen daher hochgeachtet werden! Oder besitzest du, der du Herr bist, denn etwas mehr an

deinem Körper als deine Dienstboten? Hast du eine Hand, einen Fuß, ein Ohr, oder eine Seele mehr? — Sind sie dir nicht in Allem ähnlich?“ —

45.

Der Tod des heiligen Gallus.

(Aus: Die Heiligen Columban und Gallus von J. A. Zimmermann.)

Der heilige Gallus, von frommen und angesehenen Eltern in Irland geboren, der Apostel Alemanniens, hatte in der Nähe des Flüßchens Steinach, 2081 Fuß über dem Meere gelegen, in seiner einsamen Zelle schon lange Gott fromm gedient, viele ausgezeichnete Schüler gebildet und mit seiner schlichten Einsiedelei den Grund zu dem nachmals so berühmten Kloster St. Gallen in der Schweiz gelegt.

Endlich nahte für St. Gallus die Stunde der irdischen Vollendung und himmlischen Verklärung. Der Herr wollte seinen Knecht zu sich nehmen, und weil er treu gewesen war im Kleinen, ihn über Vieles setzen. Die göttliche Vorsehung fügte es, daß dessen Freund Willimar, Pfarrherrn in Arbon, ein mächtiges Verlangen anwandelte, den heiligen Gallus in seiner Einsamkeit zu besuchen. Und er kam herauf von seinem Wohnsitz am Gestade des Bodensee's zur Zelle des heiligen Gallus, und konnte im Uebermaße des Gefühls wehmüthiger Freundschaft nicht umhin, ihm milde Vorwürfe zu machen, daß er so selten von seinen Bergen herabsteige und dadurch ihn und die ihm angehörende Gemeinde seines belehrenden und tröstenden Umganges beraube. Der ungestüme Freund wollte ihn augenblicklich nöthigen, mit ihm zu kommen. Anfangs weigerte sich St. Gallus, seine Zelle nochmals zu verlassen; aber der geistliche Freund bat so inständig, daß er sich endlich in den Wunsch seines Freundes fügte. „Hab' ich mich,“ sprach Willimar, „denn an dir versündigt, daß du so hartnäckig es verschmähest, meine Wohnung nochmals zu betreten? Warum hast du mich seit langer Zeit unbeachtet gelassen? Warum hast du deine so eifrigen Zuhörer der Wohlthat deiner heilsamen Belehrung beraubt? Wolle mich doch meiner Unwürdigkeit wegen nicht verachten,

sondern folge dem Winke und Rufe des Herrn und schenke dich uns wieder für eine kurze Zeit! Ich bitte und beschwöre dich durch Denjenigen, durch dessen Hilfe und Beistand du uns bisher unterrichtet und belehrt hast: daß du zu unserer Erbauung und Unterweisung des heilsbegierigen Volkes in den süßen Wahrheiten unserer Religion mit mir nach Arbon kommest, auf daß auch du den unvergänglichen Lohn für deine Mühe und Arbeit im Reiche der Ewigkeit ernten mögest!"

Die Beschwerde des Weges, die Last des Predigtamtes war für den hochbetagten St. Gallus ein Opfer; aber wie konnte er solchem herzlichen Drängen seines Freundes, der ebenfalls als Greis die Mühsal nicht gescheut hatte, ihn heimzusuchen, Widerstand leisten? Die Liebe sucht nicht den eigenen Vortheil, und die wahre Freundschaft ist stärker als der Tod; deßwegen versprach St. Gallus dem bittenden Freunde, ihn nach Arbon zu begleiten und die Gemeinde am Feste des heiligen Erzengels Michael durch sein Wort zu erbauen.

Nach dreitägigem Aufenthalte Willimar's in der Sanct Gallen-Zelle machten sich die beiden Greise auf, um durch die Waldstraße Arbon zu erreichen. Es war der letzte Gang, den der heilige Gallus hienieden unternahm; er sollte nicht mehr lebend zu seiner Einöde zurückkehren. Am Feste des heiligen Erzengels Michael predigte der dem Grabe zueilende Mönch zur großen Freude und zu nicht geringem Segen des zahlreich herbei geströmten Volkes noch ein Mal mit der vollen Liebesglut seiner gottdurchdrungenen Seele, so daß das Volk von Staunen ergriffen stand, wie aus einem morschen Leibe solche Fülle und Kraft des Wortes herauszuströmen vermöge. Diese Predigt, das letzte Werk eines thatenreichen Lebens, erwies sich als eine Spätblüthe des Herbstes, auf die der Winterfrost folgen sollte.

Bald — nach der vollendeten Festlichkeit — äußerte St. Gallus den Wunsch, wieder nach seiner Zelle zurückzukehren, weil ihn wohl Todesahnungen beschleichen mochten. Allein der Pfarrherr und das Volk boten Alles auf, um den Mann Gottes noch länger bei sich behalten zu können. Schon zwei Tage hemmte man auf diese Weise die Heimkehr des Einsiedlers; am dritten endlich schickte er sich alles Ernstes an, den Rückweg zu betreten. Allein Gott, der die Schicksale

der Menschen wie Wasserbäche leitet, hatte es anders beschlossen. Ein heftiges Fieber befiel den Greis unmittelbar vor seinem Aufbruche zur Wanderung, und nahm in dem Grade zu, daß er bald keine Nahrung mehr genießen konnte. Durch volle vierzehn Tage zehrte es an dem durch Alter, Mühsale und freiwillige Selbstabtödtungen gebrochenen Körper und brachte ihn an den Rand des Grabes. Seine Seele blieb indessen ruhig und mit stiller Ergebung sehnte er sich dem Tage entgegen, der ihn von der Erde auflösen sollte, um ihn mit Jesus Christus zu vereinigen. Das Gefühl der Freundschaft blieb auch bis zum letzten Augenblicke lebendig in ihm. In einer Umwandlung desselben sprach er zu Willimar: „Der Herr will uns irdisch von einander trennen, um uns himmlisch mit sich und mit einander zu vereinigen!“

Willimar reichte seinem Freunde die heiligen Sterbsakramente und versah ihn mit Allem, was die katholische Religion Heilsames und Tröstliches ihren Gläubigen spendet, und St. Gallus richtete jetzt um so inniger die Augen seines Geistes zu seinem Heilande, je mehr die Augen seines Leibes im Tode zu brechen begannen. Unausgesetzt betete oder erbaute er die Umstehenden mit heilsamen Lehren. Mit den Worten des greisen Simeon: „Nun, o Herr, lässest du deinen Diener in Frieden scheiden, da meine Augen dein Heil gesehen haben!“ hauchte er seine Seele in den Armen seiner Jünger aus.

St. Gallus starb, im fünfundneunzigsten Jahre seines Alters, am 16. Oktober, wahrscheinlich um das Jahr 640 nach Christus. —

Die Trauerkunde von des Heiligen lebensgefährlicher Erkrankung machte sogleich die Runde und gelangte unverzüglich zu den Ohren des Bischofs Johannes von Constanz, des Freundes des Heiligen. Er wurde von dieser Nachricht auf's Tiefste niedergebeugt, indem man bei dem hohen Alter desselben Alles befürchten mußte. Er konnte es sich nicht versagen, seinen theuren Lehrer, dessen Bemühen er so Vieles zu verdanken hatte, in seinem Leben nochmals zu sehen. Was immer einem Kranken erwünscht und heilsam sein konnte, ließ er auf das Schiff bringen, das ihn im raschesten Laufe nach Arbon geleiten sollte, um damit dem in Gott innig geliebten Kranken eine Erleichterung

zu verschaffen. — Als aber das Schiff dem Hafen von Arbon nahte, vernahm man schon von Weitem das Jammergeschrei des Volkes, das den Mann Gottes beweinte. Auf die erste Frage nach der Ursache solcher lauten Klagen erhielt der Bischof die Trauerkunde, daß der Heilige nicht mehr auf der Erde verweile. Uebermannt von Schmerz und Sehnsucht, stürzte sich der Oberhirt in's Wasser um desto schneller zu dem Gegenstande seiner Liebe zu gelangen, und erreichte schwimmend das Ufer. In der Wohnung des Pfarrers Willimar angekommen, welche die theure irdische Hülle beherbergte, verdoppelte sich sein Seelenschmerz, da durch sein Erscheinen die Wunden aller Anwesenden neu aufgerissen wurden und der Klageruf Willimar's und seiner Freunde bis zu den Wolken drang.

Schon lag des heiligen Gallus Leichnam im Sarge eingeschlossen, den der Bischof aber wieder zu öffnen befahl und bei'm Anblicke der so ehrwürdigen Ueberreste schluchzend in die Worte ausbrach: „O mein Vater! warum hast du mich vom väterlichen Hause weggenommen und lässest mich jetzt einsam und verwaist zurück, da doch du mein einziger Rath und Beistand, meine einzige Hoffnung gewesen?“ — Lange weinte er, über den geliebten Verblichenen hingestreckt, indem er sich an dem Anblicke desselben nicht sättigen konnte. Endlich hoben ihn der Pfarrer und seine Gehilfen auf und erinnerten ihn ehrerbietig, daß es sich besser gezieme, für den Verstorbenen zu beten, als ihn untröstlich zu beweinen. Hierauf verfügte er sich mit allen Anwesenden in die Kirche und brachte für den seligen Diener Gottes das hochheilige Opfer dar, während Willimar und die Jünger der St. Gallen-Zelle den Choral der Psalmen dazu ertönen ließen.

Nach dem vollendeten Trauergottesdienste bewegte sich der ganze Zug der Leidtragenden, voran das Zeichen des heiligen Kreuzes, unter ernsten Psalmengesängen zur Wohnung Willimar's, um den theuren Leichnam zur letzten Ruhestätte abzuholen. Obschon aber die Hände Vieler beschäftigt waren, den Sarg aus dem Hause zu tragen, so vermochten sie doch nicht, denselben von der Stelle zu heben. Da sprach der Bischof zu der erstaunten Menge: „Jetzt weiß ich gewiß, daß meinem Herrn diese Begräbnißstätte nicht angenehm ist. Darum müssen wir zuerst den Willen Gottes erforschen, wo sein

treuer Diener begraben sein soll?“ Ganz dem Geiste jener frommen Zeit gemäß befahl er, ein Paar junge ungezäumte und ungebändigte Pferde herbeizuführen und sie an einen Wagen zu spannen. Der Bischof aber stimmte mit dem Klerus das Gebet an: „Herr Jesu Christe! aus Liebe zu dir und zu deiner Verherrlichung hat dieser Mann Gottes ehedessen sein Vaterland verlassen, um deine heiligen Gebote gewissenhaft und unverbrüchlich zu halten. Laß' uns ein auffallendes Wunder schauen, indem du diese Thiere mit den sterblichen Ueberresten des Mannes dorthin lenkest, wohin es dir wohlgefällig ist!“ Das Volk aber sprach: „„Amen!““ — Hierauf durchschritt Willimar die Reihen der anwesenden Armen und vertheilte unter sie die Kleidungsstücke des Verstorbenen. Da traf er unter ihnen einen Gichtbrüchigen, Namens Maurus, welcher in der Folge seiner Krankheit so zusammengezogen und unbehilflich war, daß er nicht gehen konnte. Diesem überreichte er die Schuhe des Heiligen. Sobald sie der Gichtbrüchige angezogen hatte, hüpfte er vollkommen genesen vor Freude auf und pries mit lauter Stimme Gottes unendliche Liebe, die sich durch die Verdienste des verklärten Dieners Gottes so augenscheinlich bewährte. Der Bischof und das Volk stimmten mit ein in die Lobpreisung Jesu Christi und seines Dieners Gallus, dessen Heiligkeit und Macht in dieser außerordentlichen Thatsache ein vollgiltiges Zeugniß gefunden hatte. Es ward dem so wunderbar Geheilten ein brennendes Wachslicht in die Hand gegeben, damit er die Leiche mit dem Uebrigen zu dem Grabe begleite.

Jetzt hoben der Bischof und der Pfarrer den Sarg allein und ohne besondere Kraftanstrengung auf den Wagen und befahlen, den Pferden die Zügel abzunehmen und sie gehen zu lassen, wohin der Herr sie führen würde. Hinter dem Wagen ging der Bischof selbst und die Priesterschaft, worauf eine große Volksmenge betend und wehklagend folgte. — Sein Biograph aus dem siebenten Jahrhundert schreibt hierüber: „„Durch die göttlich ordnende Vorsehung geschah es, daß St. Gallus nicht mehr zur Zelle zurückkehren konnte, damit es allen kommenden Jahrhunderten offenbar würde, mit welcher Ehrerbietung und Herrlichkeit er nach seinem Tode dorthin gebracht wurde. Wunderbar und im gegenwärtigen Jahrhundert unerhört ist es: die Pferde

wichen weder zur Rechten noch zur Linken von der Straße ab, sondern gingen geraden Weges der **Zelle** des Heiligen zu.“ — Dort angekommen, standen sie, wie vom höheren Winke geleitet, stille. Des Heiligen Jünger kamen herbei, hoben die ehrwürdige Last vom Wagen und trugen dieselbe auf ihren Schultern in die Kapelle. Vor dem Altare ward er niedergestellt, und während ihm eine stille Zufluchtsstätte in seinem Heiligthume zubereitet wurde, sangen der Bischof und die anwesenden Kleriker abwechselnd Psalmen und Gebete. Endlich wurde er in das zwischen dem Altare und der Wand geöffnete Grab eingesenkt und der bischöfliche Segen darüber gesprochen. —

Ein Beweis von der strengen Abtödtung des Hingeschiedenen fand sich nach seinem Tode vor, ganz geeignet, die Verehrung und die Trauer in hohem Maße zu steigern. St. Gallus hatte nämlich in seiner Zelle ein kleines hölzernes Behältniß verfertigen lassen, das stets verschlossen blieb und dessen Inhalt er nie einem Schüler entdeckt hatte. Als man nach seinem Tode hievon redete, ließ der Bischof das Gefäß öffnen. Schon der Anblick des Gegenstandes an sich, der in ihm zum Vorscheine kam, entlockte den Umstehenden Thränen des Mitleids und der Bewunderung. Es lag nämlich darin ein kleines Cilicium mit scharfen eisernen Spitzen, welches noch von dem Blute des Heiligen geröthet war. Um sich volle Gewißheit zu verschaffen: ob der Mann Gottes sich dieses Bußgürtels im Leben bedient habe? — ward sein Leichnam nochmals besichtigt, und man fand rings um die Lenden tiefe, bis in's Gebein eingedrungene Wundmale, als die unzweideutigsten Spuren solcher Abtödtung. Diese Kapsel mit dem eisernen Gürtel wurde, wie eine Siegstrophäe, über dem Sarge an der Wand befestigt und zur öffentlichen Verehrung ausgehängt.

Viele Wunder entblühten dem Grabe dieses Geistesmannes mit der reinen und liebenden Johannesseele, gereift zur Gleichförmigkeit mit Jesus Christus auf dem Kreuzwege der Demuth und heroischen Selbstverleugnung.

Ein ganzes großes Land im weiten Umkreise verehrt in ihm den heiligen Apostel, seinen Freund, Vater und Beschützer. Insbesondere ist es die Stiftung der St. Gallen-

Zelle, wodurch er bis in die fernsten Zeiten in Glauben und Liebe, in Wissenschaft und Kunst, in Bildung und Gesittung sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. —

46.

Die unvergessene Kaplans-Predigt.

(Aus: Leben Bernard Overberg's von Dr. C. F. Krabbe.)

Bernard Overberg wurde am 1. Mai 1754 in der Bauerschaft Höckel, welche zur Pfarrgemeinde Voltlage im Osnabrückischen gehört, geboren. Seine Eltern waren unbemittelt; aber ein genügsamer, frommer und gottergebener Sinn galt ihnen statt aller Reichthümer der Welt. Sein Vater ernährte die Familie durch einen Kleinhandel mit Strümpfen, Bändern, Tüchern u. s. w., die er auf den benachbarten Märkten, auch sonst von Hause zu Hause feil bot. Wenn er, den Pack auf der Schulter, über die Wege ging, benutzte er die Zeit zum Gebete; als er später ob einer langwierigen Fußkrankheit, woran er auch starb, den Handel aufgeben mußte, konnte er seinen Andachtsübungen ungestörter obliegen. In schlaflosen Nächten beschäftigte er sich mit der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi.

Unter solchen Umständen mußte dem Bernard Overberg der religiöse Sinn schon früh eingepflanzt werden; er wuchs heran zu einem frommen Jünglinge, der dann auch zu seinem Berufe den Priesterstand wählte. Die priesterliche Weihe empfing er zu Rheine, wo der damalige Weihbischof d'Alhaus sich gewöhnlich aufhielt. Die innige Andacht, mit welcher er dieses heilige Sakrament empfing, war dem hohen Ernste angemessen, mit dem er sich von Kindheit an stets dazu vorbereitet hatte, und mochte wohl dadurch noch vermehrt werden, daß er an demselben Morgen aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr errettet worden. Er war bei seinem alten Wirthe in Rheine eingekehrt. Am Morgen sehr früh, als noch Dunkelheit herrschte, stand er auf, um zur Klosterkirche zu gehen, und durch Gebet zum Empfange der heiligen Priesterweihe sich vorzubereiten; er nahm den alten ihm wohl-

bekannten Weg, um aus dem Hause zu kommen, hatte aber nicht bemerkt, daß man in demselben neuerdings den Eingang zum Keller angelegt, der zufällig offen stand. Er stürzte von Oben herab auf den mit Steinen belegten Fußboden des Kellers und lag besinnungslos da. Die Hausgenossen, durch das Getöse erweckt, brachten ihn wie todt heraus. Er erholte sich indeß bald wieder und trug auch nicht die mindeste Verletzung davon.

Er hatte einen Verwandten in Rheine, der ihn bewog, in Voltlage seine Primizfeier zu halten. In Begleitung desselben kam er am Abende spät daselbst an, so daß er nicht wohl mehr nach der eine Stunde entfernten Bauerschaft Höckel zu seiner Mutter gehen konnte. Der Verwandte versprach ihm, die nöthigen Anstalten zu treffen, daß seine Mutter und seine übrigen Verwandten zur rechten Zeit in der Kirche sich versammelten. Er schickte seinen Knecht umher, und ließ Alle auf die bestimmte Stunde zur Kirche einladen, ohne ihnen den eigentlichen Zweck bekannt zu machen. Auch Overberg's Mutter kam. Als sie Alle in dem Gotteshause sich eingefunden, trat Overberg in der priesterlichen Kleidung aus der Sakristei und ging zum Altare, um die heilige Handlung zu beginnen. Der unerwartete Eindruck war fast zu stark für die Mutter; alle Verwandten brachen in Thränen aus. —

Nach Ablauf des Sommers 1780 trat Overberg als Kaplan in Everswinkel ein.

Es gibt vielleicht kein erhebenderes Gefühl, als dasjenige ist, womit ein junger, von der Würde seines Berufes durchdrungener Geistlicher in's Amt tritt. Wie mußte dies bei Overberg sein, dessen Herz von der Kindheit bis zum Tode von der Hoheit und Heiligkeit des geistlichen Standes auf das Tiefste ergriffen war, und der vor Verlangen erglühte, in diesem Stande — Wohlthäter der Menschen für Zeit und Ewigkeit zu werden. Er sah seine heißesten Wünsche erfüllt und das Ziel aller seiner Anstrengungen erreicht; er war eingetreten in denjenigen Gnadenstand, dessen ausschließliches Geschäft es ist, die Menschen in der getreuen Nachfolge Jesu Christi, des guten Hirten, diesseits zu heiligen und so zu Gerechten heranzubilden, auf daß sie dereinst in dem Himmel die Krone der ewigen Seligkeit erlangen. Daß

er keine Mühe scheute, diesem großen Ziele, so viel er nur immer konnte, die ihm anvertrauten Seelen entgegenzuführen, daß all' sein Nachdenken nur hierauf sich bezog, braucht kaum erwähnt zu werden. In allen seinen Amtsverrichtungen, sowie in seinem ganzen Wandel, sprach sich der regste Seelen=eifer aus. Alle freie Zeit widmete er den Arbeiten seines Berufes. Er sann immer darauf, wie er seine öffentlichen Vorträge möglichst fruchtbar und eindringend machen möchte, und scheute es nicht, auch hierzu ungewöhnliche Mittel an=zuwenden, wie sein Seeleneifer ihm solche eingab.

Mit ängstlicher Sorgfalt vermied Overberg in seinem eigenen Betragen Alles, was der Gemeinde nur zum Min=desten hätte Anstoß geben können. Seine Erholungen be=standen darin, daß er irgend einen Handwerker in seiner Werkstätte besuchte und der Arbeit zusah.

Ein alter Schmied, den er sehr fleißig besuchte, er=zählte vor einigen Jahren Folgendes: Einmal hielt Over=berg eine Predigt, wie wir sie in Everswinkel nie gehört hatten. Das Evangelium war vom hochzeitlichen Kleide, und sein Text: „Er verstummte." — Das hochzeitliche Kleid, sagte er, bedeute die Würde des Christen, die er nun in allen ihren Theilen auseinander setzte. Gott hat uns dieses hochzeitliche Kleid in dem heiligen Sakramente der Taufe gegeben; aber wie haben wir es bewahrt? Darüber werden wir vor dem Gerichte Gottes Rechenschaft geben müssen. Stellen wir uns vor, wir ständen schon vor dem Gerichte! — — Nun folgten Fragen auf Fragen. — — Was werden wir antworten? — — „Und er verstummte!" sagte Overberg, nahm sein Biret und ging von der Kanzel, Thränen im Auge. — — Die ganze Kirche verstummte; Alle blieben noch eine Viertelstunde, wie unbeweglich sitzen. Dann ging Einer nach dem Andern hinaus. — — Wenn ich nach Münster später kam, erzählte der Schmied gleichfalls, mußte ich ihn jedesmal besuchen. Vor Kurzem war ich bei ihm, erinnerte ihn an diese Predigt und sagte: „daß wir nach vierzig Jahren Alle noch daran dächten. Er wußte sich der=selben nicht mehr zu entsinnen, freute sich aber sehr, daß dieselbe so gut zu Herzen genommen und behalten sei. „Oft," setzte er hinzu, „denke ich: Alles Predigen und Ermahnen hilft nichts! — dann werde ich muthlos; nun will ich es auch nie mehr sein!" —

47.

Wie ein Seelsorger zur christlichen Sprache gelangt.

(Aus: Leben des Dr. G. F. Wiedemann von Dr. M. Jocham.)

Dr. Franz Peter Roider, ein Bürgerssohn aus München, geboren am 5. August 1776, hatte in seiner Vaterstadt sowohl die Gymnasialstudien als auch das Studium der Philosophie absolvirt. Im Jahre 1795 wurde er in das bischöfliche Alumnat zu Freising aufgenommen, worin er vier Jahre lang Theologie studirte, so gut man sie eben dort gegeben. Im Jahre 1799 empfing er die Priesterweihe und wurde als Hilfsgeistlicher in Velden angestellt.

Roider hatte zwar von der falschen Weltweisheit, die damals in die katholische Lehre von pflichtvergessenen Professoren hineingetragen wurde, viel verkosten müssen, aber er hatte sich immer innerhalb der Schranken kirchlicher Ordnung gehalten. Er war eben Einer von den echten Münchenern, in denen etwas Unverwüstlichstes vom katholischen Glauben und Leben bleibt, wie sehr sie auch von der sogenannten Aufklärung des menschlichen Vernunftdünkels und seines Stückwerkwissens hin- und hergezerrt werden.

Ihm, der seither bei'm Reden auf den hohen Stelzen des Wortschwalls der angeblichen Philosophie einhergegangen, ward es unsäglich schwer, sich in schlichter, herzlicher Sprachweise dem Landvolke deutlich zu machen; sie verstanden seine Predigten und seine Christenlehren nicht, und deßhalb blieb sein Unterricht fast ohne jegliche Frucht des Heiles. Sein priesterliches Wirken durch das Wort war sonach gänzlich verfehlt.

Im Jahre 1804 bewarb er sich um die Pfarrei Zolling, und er erhielt dieselbe.

Hier hatte der junge Pfarrer Gelegenheit, die Kraft der katholischen Lehre und die Bedeutung der kirchlichen Institutionen aus dem Leben kennen zu lernen. Und er hat später oft erzählt, wie arm an Glauben und wie voll von der Weisheit dieser Welt er noch gewesen, als er seine Pfarrei angetreten, und wie er oft unverständliche und unbrauchbare Philosopheme seinen Pfarrkindern vorgepredigt habe. Am fühlbarsten jedoch sei ihm seine Armseligkeit auf's Herz

gefallen, wenn man ihn zu Kranken gerufen. Da habe er den Leuten Allerlei vorgesprochen von Selbstbestimmung und vom Sichfügen in das Schicksal und vor einem bessern Jenseits. Dabei aber habe er's recht lebhaft empfunden, daß dieß Gerede den Kranken recht herzlich zuwider sei. Einmal habe ihm eine alte kranke Bäuerin in's Gesicht hinein gesagt: „Ich versteh' kein Wort von Allem, was Es da sagts!" Das habe er sich gemerkt, und dann das nächstemal das alte „Betbuch," das er schon früher neben der Bettstätte der Kranken gesehen, in die Hand genommen und daraus einen Psalm gelesen. Es war der vierte Bußpsalm, und das Buch war der „Himmelschlüssel von P. Martin Kochem." Wie er mit seiner Lesung fertig gewesen, habe die Kranke gesagt: „Nun, das ist einmal etwas Christliches! Das kann man doch verstehen!" — Von da an habe er jedesmal entweder einen Psalm oder eines der vielen herzlichen Gebete zum Leiden Christi aus dem Buche vorgelesen, so oft er die Kranke besucht. Dabei habe er sich selber nicht weniger als die Kranke erbaut. So hab' er's denn auch bei andern Krankenbesuchen gemacht und — allmälig sich eine christliche Sprache, nicht nur für diesen Zweck, sondern auch für seine öffentlichen Vorträge angewöhnt. Am meisten Eindruck haben auf ihn die „fünf Psalmen zur heiligsten Dreifaltigkeit" in dem genannten Gebetbuche gemacht, und er habe dieselben fortan, ungeachtet ihrer veralteten Sprache, sehr lieb gewonnen und oft gelesen und betrachtet. —

48.

Ein frommer Priester.

(Aus: Erbauliche Züge aus dem Leben des Bischofs M. Wittmann.)

Den Bischof von Regensburg, Michael Wittmann, begleitete und leitete in allen Lagen seines Lebens nur Gottinnigkeit und darum auch die — Gottseligkeit.

1. Im Juli des Jahres 1791 befiel ihn ein so heftiger Blutsturz, daß ihn die Aerzte für verloren hielten; aber vor einem Muttergottesbilde erlangte er wunderbar und

plötzlich die Gesundheit, worauf er aus Dankbarkeit und mit Gutheißung seines Beichtvaters in der Marienkirche zu Fahrenberg das Gelübde ablegte: „alle Viertelstunden mit Thränen die Stimme Jesu zu hören, ihn anzurufen und nach seinem Geiste zu wirken.“ — Den Glauben an diese Pflicht — hinsichtlich einer jeden Viertelstunde behielt er bis zu seinem Tode bei, war stets von demselben durchdrungen und schrieb auch manches lehrreiche Wort darüber. —

2. Im Jahre 1795 unternahm er eine Ferienreise nach Sachsen. Bei dieser Wanderung hatte er Anlaß gegeben, daß der Churfürst von Sachsen ihn zum Beichtvater zu haben wünschte. Wittmann verweigerte aber die Annahme eines solchen Rufes, und erwiederte seinem Vater, der ihn umstimmen wollte, mit den wenigen Worten: „Mein Leben und der Hof passen nicht zusammen!“ —

3. Im Jahre 1798 kam er nach Benediktbeuern und fragte den Vorstand des geistlichen Seminars daselbst, P. Wolfgang Vitzthum, dem er ob der vortrefflichen Erziehung, die er den jungen Leuten gab, überschwengliches Lob ertheilte: wie er seine Zöglinge so köstlich zu bilden vermöge? Und als dieser erwiederte, er thue gar nichts, das mache sich Alles von selbst, erwiederte Wittmann: „Siehe, das erste Erforderniß in der Jugend-Erziehung, die Demuth!“ —

4. Im Jahre 1800 führte Professor Sebastian Job seinen väterlichen Freund Wittmann zum ersten Mal in die Einsiedelei zu Frauenbrünnl bei Abbach. Der fünf bis sechs, manchmal auch acht Tage dauernde Aufenthalt des frommen Priesters in dieser Hütte — war zweiunddreißig Jahre lang seine einzige Erholung und Ruhe, die er mehr liebte, als alle Freuden der Welt, mehr auch, als die Ferienreisen, die er in früheren Jahren gemacht hatte, später aber so gänzlich seiner Amtsthätigkeit zum Opfer brachte, daß er Regensburg fast nie mehr verließ. In Frauenbrünnl seufzte er bitter über die Leiden der Kirche. Hier ging er mit sich selbst in ein so strenges Gericht, daß schwache Gemüther unfähig wären, seine Urtheilssprüche auch nur anzuhören, geschweige zu begreifen. Hier faßte er die meisten seiner gottgefälligen Pläne rücksichtlich seines Seminars, seiner Pfarrei, seiner geistlichen Pflegekinder, seiner Armen und seiner übrigen Aemter. Hier verrichtete er die strengsten Bußwerke, und erweckte und nährte

in sich den Geist des Marterthums, den er, nach seinem eigenen Geständnisse, von Gott erhalten hatte. —

5. Mußte Wittmann im Seminar Verweise oder Strafen ertheilen, so geschah es doch stets im Geiste der Schonung und Sanftmuth und nicht selten in auffallend geringem Maaße, oder auf eine Art, daß man sie kaum fühlte oder erkannte. — So nahm er einmal im strengen Winter bei einem nächtlichen Krankenbesuche im Pfründhofe zu Regensburg einen Alumnus als Begleiter mit. Dieser zeigte sich auf dem Wege ob der strengen Kälte ein wenig empfindlich. Wittmann sagte ihm deßhalb: „Ja, die armen Leute, welche schlechte Kleidung und kein Holz haben, müssen heuer viel ausstehen!“ Der klagende Schüler fühlte den liebevollen Verweis des Meisters und hörte auf, von der scharfen Kälte zu reden. — Durch solches Verhalten geschah es, daß während die Guten ihn als einen „Heiligen“ ehrten, auch die Bösen unter den Alumnen ihn achteten; und gewiß ist unter seinen Zöglingen nicht Einer, der sich nicht mit Ehrfurcht dieses seines Lehrers erinnerte, und nicht den Wunsch hegte, ihm auch nur von Ferne ähnlich zu sein. —

6. Sein Eifer, die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten und die Kirchengesetze zu vollziehen, kannte keine Grenzen. — Alle Offiziere der Stadt kamen einmal zu ihm, ihn zu bitten: daß er die Leiche eines ihrer Standesgenossen, der sich selbst entleibt hatte, begleiten und kirchlich zur Erde bestatten möge, weil der Unglückliche in Folge des russischen Feldzugs ein Mann von Schmerzen geworden sei, die er nicht mehr habe ertragen können. Allein Wittmann blieb unbeweglich, hatte aber dafür von den Offizieren viel auszustehen. Nur der Obrist des Regiments gab ihm Recht und sagte: „Als Offizier und Christ hätte er auch Sieger über seine Schmerzen sein und bleiben sollen!“ —

7. Im Jahre 1822 machte man ihm die Zumuthung: seine bei Vollziehung eines Todesurtheils an das Volk vom Schaffot aus zu haltende geistliche Anrede vorher dem Richter, der mit Vollziehung desselben betraut war, vorzulegen. Er gab die Antwort: „solche Forderung zu erfüllen — sei ihm nach göttlichen und kirchlichen Rechten nicht erlaubt.“ Er erhielt einen Verweis, den er zur Kenntniß des bischöflichen Ordinariats brachte. Von diesem ward sein Verfahren gebilligt

und bei der k. Regierung Klage geführt, worauf die Erklärung erfolgte: „„Die begehrte Einsichtsnahme hätte sich nur auf die anzuführenden Thatsachen des Verbrechens und der Strafbarkeit desselben zu beziehen gehabt.“ — Aehnliche Vorfälle ereigneten sich oft; allein Wittmann schritt überall sicher und fest — als Mann der Treue gegen die Kirche und ihrer Rechte einher, handelte nur nach klar erkannten, wohlüberlegten Gründen, und hatte deßhalb auch den Trost und das Bewußtsein, selten vergeblich gelaufen zu sein. —

8. Im Jahre 1820 schrieb an ihn ein Kaplan das Ersuchen: er möge ihm Rath ertheilen, ob er den Plan, Missionär zu werden, ausführen solle? — Wittmann schrieb ihm zurück: „Der Beruf zum Missionär ist gewöhnlich ein Beruf zum Marterthum. Gibt Gott Ihnen Beruf zum Marterthum, so opfern Sie sich!“ —

9. In demüthiger Seelenstimmung schrieb er einige Tage vor dem Empfange der Bischofsweihe in sein Tagebuch: „Als Bischof werde ich noch mehr beten und weinen. Das Uebrige wird Gott thun, wie er es bisher gethan hat!“ — Nach der Vollendung derselben (am 28. Juni 1829) schrieb er in sein Tagebuch: „Bei der Weihe habe ich Mehrung der Liebe empfangen, wovon ich wie durch göttliches Feuer verzehrt werde!“ — Am Tage der Feierlichkeit erschien er zwar Anstands halber auf einige Augenblicke bei der Tafel, nahm aber dort weder Speise zu sich, noch berührte er seine Lippen mit einem Tropfen Wein. — Hinsichtlich seiner Lebensweise bestimmte er, die bischöfliche Armuth zu üben, sonach keinen Diener und keine Magd zu halten, Tischgeräthe nur aus Holz zu gebrauchen, die Gesellschaft vornehmer Leute zu meiden und gerne mit den Kleinen, Armen und Kranken umzugehen, auch sich in der Stadt niemals eines Wagens zu bedienen. —

10. Schon in den ersten Tagen nach der Weihe ging ihm der Auftrag zu, Firmungs- und Visitationsreisen zu unternehmen. Diese Reisen glichen wahren Triumphzügen. — Ueber den Zweck und die Weise seiner Visitationen bemerkte er vor dem Antritte derselben in der Einsamkeit zu Abbach Folgendes: „Ich will als Diener zu den Geistlichen kommen, damit ich die Geistlichkeit mit ihrem Bischof einige,

bereit, die Füße eines Jeden zu waschen. Ich will sie weinend mit dem Segenswunsche grüßen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Ich werde ihre Trübsale anhören, sie in Betreff des Brevier-gebetes fragen, nirgends vom Gebete ablassen, auf Stroh schlafen, und so viel als möglich das nächtliche Gebet ver-richten.“ — Selbst für die Reise gab er sich vor Gott in heiliger Abgeschiedenheit Verhaltungsregeln. Unter andern auch die: den öffentlichen Schenken ganz auszuweichen und bei jeder beliebigen christlichen Familie gern zu übernachten. Er besuchte die abgelegensten Theile des Bisthums und be-gnügte sich dabei mit der geringsten Nahrung, manchen Tag mit Kartoffeln, Brod und Wasser. —

Dr. Alban Stolz schreibt in seinem „Wanderbüch-lein aus dem Jahre 1848“ das Folgende:

„In Regensburg fuhr **P.** mit mir nach Walhalla. Er erzählte mir viel von den Bischöfen Sailer und Wittmann, welche er persönlich kannte. Beide seien äußerst wohlthätig gewesen und hätten außerdem gewußt, sehr reichliche Mittel von Andern zu wohlthätigen Zwecken zusammenzubringen. Wittmann habe die Wohlthätigkeit und Ascese so weit ge-trieben, daß sein Zimmer ärmlicher ausgestattet war, als das des letzten Vicars in der Diözese. Bei seiner letzten Krankheit sei drei Tage lang der Hof des Seminars, wo er lag, unaufhörlich von Menschen angefüllt gewesen, die unaufgefordert auf dem Boden knieten und für ihren kranken Hirten beteten; es sei ein tief ergreifender Anblick gewesen! —

Was ist doch alle Familienliebe — gegen die reiche heilige Liebe, welche ein treuer Seelsorger zu ge-winnen vermag! Dies ist die Erfüllung des Wortes Christi, das wir bei Sanct Markus*) lesen, die da Brüder, Schwestern,

---

*) Die Stelle lautet: Und Petrus fing an und sprach: „Siehe, wir haben Alles verlassen, und sind dir nachgefolgt!“ Jesus antwortete und sprach: „„Wahrlich sag' ich euch, es ist Niemand, der Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Andere meinet- oder des Evangeliums wegen ver-läßt, der nicht Hundertfältiges dafür erhält, jetzt in dieser Zeit Häu-ser und Brüder, und Schwestern, und Mütter und Kinder, und An-deres mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben!““ Mark. 10, 28—30. —

Mütter und Kinder hundertfach in dieser Zeit schon gewonnen, wenn man um des Evangeliums willen im Cölibat — Vater, Mutter, Weib und Kinder aufgegeben hat!“ —

49.

Das Anschreibe-Buch des Vicars.

(Aus: Lebende Bilder aus dem modernen Paris.)

Jeder hat seine Sympathieen und seinen besonderen Geschmack. Ehrfurcht dem Purpurkleide und dem Hermelin-Mantel des Cardinals; der Fürst der Kirche steht über dem weltlichen Fürsten; denn aus ihren Reihen geht die höchste Würde auf der Erde, der Statthalter Christi hervor! — Ehrfurcht nicht minder dem violetten Gewande des Bischofs, von dem das Sprichwort sagt: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen!“ — Aber, ich weiß nicht — mir ist die alte abgeschabte Sutane eines Dorfvicars lieber, selbst wenn sie geflickt ist und unten am Saum etwas „befranzt“ . . . wie ich auch die kleine Dorfkirche, mit ihren Heiligen von Gyps, mit ihrer Madonna von vergoldetem Holze lieber habe, als die prächtige Kathedrale; und den stillen Dorfkirchhof mit seinen schlichten Kreuzen und seiner tiefen Gebetsruhe lieber, als den schimmernden Père-Lachaise in Paris mit seinen Marmortempeln, Mausoleen und Grab-Monumenten und dem verhallenden Lärm der Weltstadt zu seinen Füßen. — Wie gesagt, ich kann den Grund nicht recht angeben; es ist einmal so mein Geschmack.

Vor mehr als zwanzig Jahren, als die Dorf-Vicare in Frankreich, trotz der häufigen und langen Kammerreden für die Aufbesserung des unteren Clerus nicht mehr, als zweiundsechzig Franken und fünfzig Centimes monatliches Gehalt bezogen, fand ich einst zufällig ein Blatt aus dem Anschreibe-Buch eines dieser treuen, ehrlichen Diener des Herrn. Ich bewahrte es auf, weil es mich in seiner unbedeutenden Einfachheit tief gerührt hatte, und möchte es jetzt meinen Lesern mittheilen — als einen Beweis priesterlicher Selbstverleugnung und evangelischer Bescheidenheit.

Die Auszüge aus dem besagten Buche lauten:

„Am 1. Februar. — Ich habe diesen Morgen meinen Monats-Gehalt eingenommen:

Zweiundsechzig Franken fünfzig Centimes. Meine alte Dienstmagd Gertrud, die schon seit Ostern keinen Lohn mehr erhielt (sie sagt immer, ich könne das Geld besser brauchen, als sie) wünscht sich schon lange ein silbernes Kreuz, „um mir Sonntags in der heiligen Messe keine Schande zu machen.“ Die weibliche Eitelkeit versteckt sich überall; aber die alte Gertrud ist eine brave Seele, und sie hat mich in meiner letzten Krankheit so gut gepflegt. Das Kreuz ist theuer; es kostet zehn Franken; aber wenn man ein Geschenk macht, darf man nicht knickern! Bleibt Rest: zweiundfünfzig Franken fünfzig Centimes.“ —

„2. Februar. — Die Dorfkinder haben ihren Katechismus so gut gewußt, daß ich ihnen wirklich die längst versprochenen Heiligenbilder schenken mußte. Ich habe sie aus Paris kommen lassen, von Ritoret, Rue Saint Sulpice, wo sie billiger sind als bei uns. Aber das Haus Ritoret expedirt nur gegen Post-Nachnahme: der Credit eines armen Vicars ist nicht von dieser Welt. Sechs Franken das halbe hundert Bilder; die Kinder waren seelenvergnügt; wenn ich reicher gewesen, hätte ich farbige genommen, aber die sind zu theuer! Bleibt Rest sechsundvierzig Franken fünfzig Centimes!“ —

„3. Februar. — Gertraud hat viel Holz im Walde gesammelt; um so besser, denn es fängt wieder an, kalt zu werden. Gemüse ist noch genug im Garten; Sonntags eine Flasche Cider. Meine Speisekarte ist einfach; der Mensch braucht ja so wenig, um zu leben!“ —

„4. Februar. — Vom Schloß hat man mir ein fettes Huhn geschickt. Gertrud hat die Suppe dem alten Mathias hingetragen; das Huhn wollen wir selbst essen.“ —

„5. Februar. — Noch ein Mal das Huhn bei Tische. Fünfzig Centimes an Gertrud für Seife zur Wäsche. Bleibt Rest sechsundvierzig Franken.“ —

„6. Februar. — Dasselbe Gericht wie gestern und vorgestern; aber Alles hat ein Ende hienieden, selbst die fetten Hühner!“ —

„7. Februar. — Drei Franken für die Weihbrode zum nächsten Sonntag. Bleibt Rest dreiundvierzig Franken.“ —

„8. Februar. — Ein Frank fünfundsiebzig Centimes für Reparatur meiner alten Schuhe; leider! wird es nicht viel helfen, denn sie sind gar zu abgenutzt. Bleibt Rest einundvierzig Franken fünfundzwanzig Centimes.“ —

„9. Februar. — Predigt gegen den überhandnehmenden Luxus, sogar auf den Dörfern. Ich selbst mache mir manchmal Vorwürfe wegen unnützer Ausgaben.“ —

„10. Februar. — Große Reinigung im Pfarrhause, von oben bis unten, zum Empfang Sr. fürstlichen Gnaden, unsers Herrn Erzbischofs, der auf einer jährlichen Inspektions-Reise begriffen ist.“ —

„11. Februar. — Monseigneur mit Gefolge bei mir zu Tische. Große Ehre, aber eine Ausgabe von neunzehn Franken fünfundsiebzig Centimes. Das Essen war noch dazu sehr einfach. Gleichviel, man darf seinen Vorgesetzten gegenüber nicht knauserig sein. Bleibt Rest einundzwanzig Franken fünfzig Centimes.“ —

„12. Februar. — Monseigneur sagte mir gestern Abend, als er in den Wagen stieg: „„Mein lieber Vicar, Ihre Sutane ist stark abgenutzt!““ — „„Hochwürdigster Herr,“ hab' ich geantwortet, „„das schwarze Tuch dauert nicht lange.“ — Monseigneur hat darauf erwiedert: „„Sie hat aber nicht einen Flecken, und das hab' ich gern. Nur hinten am Kragen ist sie eben nicht hübsch ausgebessert; das müssen wir zu verstecken suchen!““

Was hat der Herr Erzbischof damit sagen wollen?“ —

„13. Februar. — Der Abgeordnete unsers Departements hat mir sechs Flaschen unverfälschten Weiswein geschickt . . . „„für den Altardienst““ stand auf dem begleitenden Zettel.“ —

„14. Februar. — Der Julian, der wilde Bursche, war wieder betrunken und hatte eine Fensterscheibe im Wirthshause eingeschlagen. Ich ging jetzt vorüber und stellte ihn zur Rede. Anfangs lachten sie Alle, wie wenn sie mich verspotten wollten. Alsdann bezahlte ich dem Wirth zwei Franken für den Schaden. Als das der Julian sah, fing er an zu weinen und wurde ganz nüchtern. Er versprach mir auch, nächsten Sonntag in die heilige Messe zu kommen und gegen seine alte Mutter nicht mehr heftig zu sein. Bleibt Rest neunzehn Franken fünfzig Centimes.“ —

„15. Februar. — Starker Frost; das Gemüse im Garten geht sehr auf die Neige. Glücklicher Weise haben wir noch Kartoffeln.“ —

„16. Februar. — Meine alte Gertrud ist krank; das viele Gemüse ist ihr nicht zuträglich. Zwei Pfund Fleisch gekauft zur Suppe. Ich selbst blieb bei meinen Kartoffeln, um ihr den Rest für morgen zu lassen. Als sie aber trotzdem darauf bestand, ich sollte auch Fleisch essen, sagte ich ihr: es sei heute ein besonderer Priesterfasttag, und sie war ehrlich genug, es zu glauben. Auch habe ich keine Unwahrheit gesagt; ruft nicht der heilige Ambrosius uns zu: „„Kasteiet euch täglich!““ — Bleibt Rest siebenzehn Franken fünfzig Centimes.“ —

„17. Februar. — Der kleine Nikolaus ist wieder krank geworden. Ich habe ihn besucht und die Eltern getröstet. — Als ich nach Hause kam, sagte ich zur Gertrud: sie solle ihm eine von meinen wollenen Decken hintragen; denn das Kind war sehr schlecht zugedeckt und lag im Fieber. Gertrud machte gewaltigen Lärm und wollte anfangs nicht; ich würde noch ein Bettler durch all' mein Verschenken! meinte sie . . . und was des albernen Zeugs mehr war. Das weibliche Geschlecht ist einmal durchaus eigensinnig und selbstsüchtig! Ich ereiferte mich aber, oder that wenigstens so, und da ging sie.“ —

„18. Februar. — Brief an Moseigneur mit einer Bitte um Unterstützung für die Wittwe Paul, die fast gänzlich erblindet ist. Ich wurde während des Schreibens beinahe gerührt über meine eigenen Worte; aber wie bittet man so leicht für Andere! — Den Brief frankirt: zwanzig Centimes. Bleibt Rest siebenzehn Franken dreißig Centimes.“ —

„20. Februar. — Meine Schuhe wollen gar nicht mehr halten, und Gertrud sagt mir: der Schuhmacher habe schon das letzte Mal gemeint, es sei nicht der Mühe werth, sie auszubessern. — Gertrud trägt Holzpantoffeln und geht so vielleicht besser und sicherer in's Paradies als ich! — Doch was ist zu machen? — Ein Paar Schuhe gekauft: sechs Franken. Bleibt Rest elf Franken dreißig Centimes.“ —

„23. Februar. — Das Marienbild über dem Altar muß durchaus restaurirt werden. Der Maler aus der Stadt, der auf dem Schlosse arbeitet, hat mir einen Gehilfen geschickt,

um es neu zu firnissen. Er verlangte drei Franken. Das nenne ich mir eine Ausgabe, die da Freude macht! — Bleibt Rest acht Franken dreißig Centimes." —

„24. Februar. — Auch die Kartoffeln fangen an, zu Ende zu gehen. Die Bäcker-Rechnung für den Monat bezahlt; acht Franken. Ich hätte gerne noch ein paar Tage mit der Bezahlung gewartet. — Bleibt Rest dreißig Centimes." —

„25. Februar. — Ein Brod für dreißig Centimes gekauft. — Gertrud zu ihrer Nichte geschickt, um dort zu Mittag zu essen. Rest in der Kasse: Null! — Der kleine Nikolaus ist in der Besserung; der Armenarzt ist dagewesen und hat ihm Kalbsbraten verordnet, um seinen schwachen Magen zu stärken. — Kalbsbraten! Warum nicht lieber gleich Fasanen? Die armen Leute haben kaum das tägliche Brod!" —

„27. Februar. — Eine Einladung auf's Schloß zum Mittagessen; das konnte sich nicht besser treffen! Große Gala: Pasteten, Wildpret und Trüffeln und weiß der liebe Gott, wie viel Sorten Wein! Ich dachte an Gertrud, die mir immer sagt: „„Herr Vicar, ein Glas Wein täglich würde Ihnen gut thun!"" — Ich habe für drei, vier Tage getrunken! Aber wie, in aller Welt, machen es diese Menschen, jeden Tag so Viel und so Vielerlei zu essen und zu trinken und nicht krank zu werden? — Auf den Kalbsbraten hatte ich es abgesehen. Ich nahm ein gutes Stück und prakticirte es heimlich und geschickt von meinem Teller in ein sauberes Tuch, das ich zu dem Zwecke mitgenommen hatte. Der arme Nikolaus wird große Augen machen und froh sein! Aber ich glaube, die kleine Tochter der Gräfin hat mein Manöver gesehen; denn sie fing an zu lachen und sagte darauf ihrer Mutter etwas in's Ohr. Sie werden mich für einen Nimmersatt halten und für schlecht erzogen obendrein! — Morgen ist, Gott Lob! der letzte Tag im Monat. Glücklicherweise ist es kein Schaltjahr; und übermorgen wird unser Gehalt ausgezahlt!" —

„28. Februar. — Welch' eine Ueberraschung! Ich weiß mich noch gar nicht in meinen Reichthum und in meine neue Würde zu finden! — Am Morgen fuhr die Frau Gräfin bei mir vor, von der kleinen Comtesse begleitet. Ich mußte die Geschichte vom Kalbsbraten erzählen; aber die Gräfin hatte es schon errathen. Das Fräulein gab mir darauf

sechs große blanke Goldstücke „„für meine Armen."" — „„Aber denken Sie auch an sich selbst dabei, Herr Vicar!"" rief mir die gute Gräfin bei'm Abschied zu.

Eine Stunde später kam ein Paket von der Post an. In dem Paket lag ein Mäntelchen von schwarzer Seide, roth gefüttert und roth eingefaßt; der begleitende Brief war von Monseigneur, dem Hochwürdigsten Erzbischofe und lautete: „„Mein lieber Vicar! Ich bin endlich im Stande, Ihre langen und treuen Dienste zu belohnen. Der beifolgende Domherrn-Kragen wird die schlechten Stellen an Ihrer Sutane hinreichend verdecken.""

Die alte Getrud lachte und weinte zugleich und hätte mich beinah' umarmt. — Ich Domherr an der Kathedrale! Es ist wirklich zu viel! — Lieber Gott, gib mir ein demüthiges Herz und laß' mich nicht stolz werden!" —

50.

Bestrafung des gebrochenen Eides.

(Aus: Deutsche Volkssagen von den Gebrüdern Grimm.)

Als Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen und Hessen, seiner Ritter einen überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammelten sich die andern und wollten es nicht leiden.

Da kam er zu streiten mit ihnen bei der Naumburg an der Saale, bezwang und fing sie und führte sie zu der Burg. Er strafte sie hart mit Worten und sprach: „Euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobt, habt ihr böslich gebrochen! Nun wollte ich zwar eure Untreue wohl lohnen; wenn ich es aber thäte, spräche man vielleicht, ich tödtete meine eigenen Diener; sollte ich euch schatzen, spräche man mir's auch nicht gut; ließe ich euch aber los, so achtet ihr meines Zornes fürder nicht!" Da nahm er sie und führte sie zu Felde und fand auf dem Acker einen Pflug; darein spannte er der ungehorsamen Edelleute je vier, riß mit ihnen eine Furche, und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geisel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche gerissen war,

spannte er vier andere ein und riß also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden, und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen — zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei dergestalt: „daß ein jeder Uebelthäter, wie groß seine Missethat auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei sein; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben;“ nannte den Acker den „Edelacker,“ führte sie darauf wieder zur Naumburg, da mußten sie ihm auf ein Neues schwören und hulden.

Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet, und wo Die, so im Pfluge gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, erseufzten sie und schämten sich.

Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, und Etliche scholten den Herrn darum und wurden ihm gram; Etliche scholten die Beamten, da sie so untreu gewesen; Etliche meinten, sie wollten sich eh' haben tödten lassen, denn in den Pflug spannen. Etliche auch demüthigten sich gegen ihren Herrn; denen that er gut und hatte sie lieb. Etliche aber wollten's ihm nicht vergessen und stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Um sich zu schützen, ging er derohalber mit seinen Dienern stätig in einem eisernen Panzer — darum hieß man ihn den „eisernen Landgraf.“ —

51.

Eine Kaiserkrönung.

(Aus: Historienbuch von Dithmar.)

Im Jahre 1520, am 12. Oktober, ist Kaiser Carl V. zu Aachen von dem Erzbischofe Hermann von Köln zum römischen Kaiser gekrönt worden.

Dies ist also zugegangen:

Als Carl V. in die Liebfrauenkirche kommen, ist er mitten in der Kirche, unter einer großen Krone, so da gehangen, eine gute Weile niedergekniet, bis der Erzbischof das Gebet gethan. Der Ort war mit viel köstlichen Teppichen und güldenen Stücken verziert. Darauf huben ihn die zwei Erzbischöfe von Mainz und Trier auf, und führten ihn zum

Altar, wo er knieend sein Gebet gethan, dann aber wurde er in einen vergüldeten Stuhl geführt. Da fing der Erzbischof von Köln an, die heilige Messe zu halten; und als er ein Weile fortgefahren, fragte er in lateinischer Sprache den Kaiser: „ob er den katholischen christlichen Glauben bewahren, die christliche Kirche beschirmen, Gerechtigkeit handhaben, das heilige römische Reich erhalten und mehren, Witwen und Waisen und das arme Volk schützen, und dem Papste zu Rom die gebührende Ehre erweisen wolle?“

Als aber der Kaiser hiezu „„Ja!““ gesagt, ward er wieder zum Altar geführt, allda schwur er, wie ihm vorgelesen ward, und ging wieder zu seinem Stuhl.

Darnach fragte der Erzbischof von Köln die Fürsten: „ob sie dem Kaiser wollten treu und gehorsam sein?“ Darauf sagten sie: „„Ja!““

Alsdann sprach der Erzbischof abermals etliche Gebete und salbte dann den Kaiser an der Brust, am Haupte, zwischen den Schultern und in den flachen Händen.

Nachdem führten die Erzbischöfe von Mainz und Trier den Kaiser in die Sakristei, bekleideten ihn und setzten ihn wieder in seinen Stuhl. — Nachdem wieder etliche Gebete gesprochen, gaben ihm die drei geistlichen Kurfürsten ein bloß Schwert in die Hand und befahlen ihm des Reiches gemeinen Nutzen. Als er das Schwert in die Scheide gestoßen, steckte der Erzbischof von Köln ihm einen Ring an, hernach legte er ihm den königlichen Mantel um, gab ihm auch Scepter und Reichsapfel, welches soll einen Herrn der ganzen Erde bedeuten, in die Hände, die Krone aber setzten die drei Erzbischöfe ihm zugleich auf's Haupt.

Darnach ward er wieder zum Altar geführt und schwur nochmals zu thun und zu halten, was einem frommen Kaiser zustünde.

Nachdem stieg er mit den Erzbischöfen etwas höher und ward allda in einen steinernen Stuhl gesetzt. Da fing der Erzbischof von Mainz an, in deutscher Sprache mit ihm zu reden, wünschte ihm Glück, befahl sich sammt seinen Mitkurfürsten und allen Ständen des Reichs in des Kaisers Schutz.

Darauf ging die Musik an und ward zur allgemeinen Freude aufgeblasen, und schlug der Kaiser Einige zu Rittern.

Aus der Kirche gingen sie in einen Saal, der herrlich

geschmückt war. Da hielt der Kaiser Mahlzeit, desgleichen auch die Kurfürsten, ein jeder besonders.

An demselben Tage pflegte man auch — nach altem Brauch — einen ganzen Ochsen zu braten, inwendig mit dem Fleische von andern Thieren ausgefüllt. Von demselben brachte man dem Kaiser ein Stück, das Uebrige ward dem Volk preisgegeben. Desgleichen ließ man auch auf einem offenen Platz den ganzen Tag zwei Röhren mit Wein fließen. —

52.

Weises Anerbieten.

(Aus: Die Catalonier und ihre Volksgebräuche.)

Bekanntlich erhielten ehedessen die Kinder der christlichen Könige nur die tugendhaftesten, weisesten und tüchtigsten Männer zu Lehrern und Leitern. Zeuge davon ist — unter Anderen — auch Alphons, König von Aragonien.

Als nämlich der König noch sehr jung war, erachteten es die Catalonier für das Beste: „wenn man demselben sieben Männer von anerkannter Gottesfurcht und Frömmigkeit, Rechtsliebe, Leidenschaftslosigkeit und Unbestechlichkeit beigebe." — Alphons lobte diesen Plan und sprach: „„Wofern Ihr mir auch nur einen Mann dieser Art, geschweige deren sieben, aufbringet, will ich sofort das Reich und die Krone diesem übergeben!"" —

53.

Das Trappisten-Kloster Marienwald.

(Aus: Westphälisches Kirchenblatt, 1866.)

Das Trappisten-Kloster Marienwald, auf der Eifel in Rheinpreußen gelegen, das einzige in Deutschland, ist ursprünglich ein Bernardiner-Kloster, das, im Jahre 1808 säcularisirt, von einem Fabrik-Unternehmer angekauft wurde. Da aber die Fabrik sich nicht rentirte, so ließ der Besitzer Kirche und Kloster zerstören. Der Fluch Gottes schien dann

auf dieser Gegend zu lasten, die, ohnehin schon überaus rauh und unfruchtbar, nunmehr zur völligen Wüste wurde. —

Im Jahre 1861 kauften die Trappisten von Oelenberg bei Straßburg die Ruinen, und fünf Laienbrüder siedelten sich in der Einöde an. Einer von ihnen, Bruder Zacharias, sammelte auf seiner Rundreise 1100 Thaler, und mit dieser bescheidenen Summe wurde so viel bewirkt, daß gegenwärtig das Kloster nicht nur seine sechsundzwanzig Religiosen zu erhalten vermag, sondern auch für die blutarme Bevölkerung der Umgegend zum Segen geworden ist. Wo früher nicht die magerste Frucht gedieh, wird jetzt Weizen gebaut, das Kloster besitzt einen prächtigen Viehstand, und das vormalige Fabrikgebäude ward in eine Mühle umgewandelt. —

Und so hat denn auch hier, wie an tausend anderen Stellen, die stille aber strebsamste Thätigkeit der Klosterleute eine Oase in der Wüste hervorgezaubert! —

54.

Vom Turnier in's Dominikaner-Kloster.

(Aus: Lebensbilder aus der Passions-Geschichte von Dr. J. E. Veith.)

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich, wie die Geschichten der Vorzeit erzählen, unter den Edelleuten Thüringens ein ritterlicher Jüngling bemerklich, Nikolaus von Erfurt genannt, der an Schönheit und Tapferkeit vielleicht alle seine Landsleute übertraf, dennoch aber in seinen Ansprüchen auf ein adeliges Fräulein von ausgezeichneter Schönheit einen Nebenbuhler fand, der mit gleichem Eifer sich um ihre Hand bewarb. Bald auch, wie leicht zu erachten, entbrannte zwischen Beiden die Flamme der Eifersucht in solchem Grade, daß sie, nach der Sitte oder Unsitte jener Zeit, die Sache in einem öffentlichen Zweikampfe auszufechten beschloßen.

Der Tag dieses Turniers erschien; der Adel und das Volk versammelten sich zahlreich, um dem halsbrechenden Spiele zuzusehen; die Hauptperson im vollen Glanze eines Ritterfräuleins, saß auf einem Balkon, in der Mitte des Adels; in schimmernden Rüstungen, mit wehendem Helmbusch,

sprengten Ritter Nikolaus und sein Gegner durch die Schranken. Kaum hatten sie den ersten Ritt begonnen, als Nikolaus mit einem Lanzenstoß seinen Gegner vom Pferde herab warf; er schwang sich wieder hinauf und der zweite Kampf begann, in welchem keiner den andern zum Weichen zu bringen vermochte. Erschöpft ruhten sie ein Weilchen aus, um sich zum dritten und entscheidenden Kampfe anzuschicken; allein bei diesem dritten Gefechte griff Nikolaus mit solcher Macht seinen Widersacher an, daß dieser, schwer getroffen, rücklings vom Pferde stürzte, und sogleich seinen Geist aufgab.

Ein Freudengeschrei erhob sich, das ganze Volk rief dem Sieger Beifall zu, und sämmtliche Ritter und Damen erhoben sich von ihren Sitzen, um der Braut zu dem Turnierhelden Glück zu wünschen; dieser aber — hatte zu dem gefallenen Gegner sich hinabgeneigt, saß dann eine Zeit lang wie starr und leblos, und plötzlich, anstatt vor den Balkon hinzureiten, und die so theuer erworbene Braut zu grüßen, riß er sein Pferd herum, und sprengte mit verhängten Zügeln eiligst durch die geöffneten Schranken hinaus. Und wohin? — O schauerliche Ballade! — Geradezu in das nächste Dominikaner-Kloster zu Erfurt, wo er es durch ungestüme Bitten dahin brachte, daß er noch an demselben Tage den Ordens-Habit empfing.*) — —

Was aber war diesem siegreichen Ritter begegnet, daß er aus einem Löwen so urplötzlich ein Lamm, und aus einem weltsüchtigen Menschen ein demüthiger Diener Christi wurde? — In jenem Augenblicke, da sein Gegner stürzte, und den Geist aufgab, hatte er das Antlitz des Sterbenden von Grimm und Verzweiflung verzerrt gesehen; Tod und Gericht schienen im grellen Lichte ihn anzustarren, und erschütterten sein Herz so mächtig, daß er auf der Stelle beschloß, der Welt für immer zu entsagen, was er, um nicht verhindert zu werden,

---

*) Nikolaus unternahm bald nachher eine Pilgerung nach Rom, wo Papst Paulus II., der seinen Vater persönlich kannte, vergeblich eine höhere Würde ihm antrug.

Einige Jahre nachher kehrte er nach Erfurt zurück, von wo aus er mehrere Gegenden des nördlichen Europa's durchwanderte und eine große Zahl von Seelen für Jesus Christus gewann. —

mit gleicher Schnelligkeit auch ausführte. Er wollte fortan heilig leben lernen, um dereinst in der Gnade und in dem Frieden Christi selig sterben zu können!“ —

55.

Sehnsucht, eine unbeschuhte Carmeliterin zu werden.

(Aus: Die selige Maria von den Engeln von P. Lucas a Sancta Teresia.)

1. Die selige Maria von den Engeln, Carmeliterin, genannt „die Braut des Gekreuzigten,“ stammte aus einem uralten, vornehmen Geschlechte; gleichwohl suchte sie, während ihres ganzen Lebens, ihre Größe nicht in den äußern Vorzügen des Glückes, sondern in der süßen Schmach des Kreuzes Jesu Christi. Sie ist am 7. Januar 1661 zu Turin geboren. Ihr Vater war der Graf Johannes Donatus Fontanella von Baldissero aus Turin, ihre Mutter die Gräfin Maria Tana von Santena aus Chieri. Beide zeichneten sich aus — wie durch den Adel ihres Geschlechtes, so durch Sittenreinheit und tadellose Rechtschaffenheit. Voll hochherzigen Sinnes, menschenfreundlich, verständig und umsichtig, freigebig und Christ im vollsten Sinne des Wortes, stand Ersterer, stets bedacht, Recht und Gerechtigkeit zu üben und die Sache der Religion zu fördern, bei Jedermann, bei Hohen und Niedern in Achtung und Ansehen, galt bei dem Adel Turin's als die weiseste Weisheit im Rathe, bei dem Volke als Vater der Armen. Die Mutter war im dritten Grade verwandt mit dem heiligen Jüngling Aloysius von Gonzaga. Sie besaß hervorragende Tugenden und erfreute sich seltener Geistesgaben. Man betrachtete sie allgemein als das Musterbild christlicher Frauen.

Maria empfing große natürliche und übernatürliche Vorzüge, und zwar in reichem Maße. Je mehr dieses holde, hochbegabte und hoffnungsvolle Kind zunahm an Jahren, und je herrlicher die Geistesgaben desselben sich von Tag zu Tag entfalteten, desto mehr steigerten die Eltern ihre Sorgfalt, es fromm und gut zu erziehen.

O wie wunderbar schön würde das Menschengeschlecht sich geistig erneuern und durch die Uebung aller christlichen Tugenden himmlisch verklären, wenn man sich angelegen sein ließe, mehr Bedacht auf die Erziehung der Kinder in der Gottesschule des lieben Heilandes zu nehmen; denn das Wohl oder Wehe der künftigen Geschlechter, der Glaube nicht minder als das Leben, die Sitten, die Gewohnheit, Alles hängt von dem ersten Keime ab, der dem jungen, unverdorbenen und gar empfänglichen Herzen eingeimpft wird! Daß namentlich die christlichen Mütter, an welche die Kinder vorzüglich in ihren früheren Jahren von Gott selbst zunächst und zumeist angewiesen sind, hier eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben und unaussprechlich segensreich einwirken können, wer möchte es läugnen? Sehr wahr sagt ein erleuchteter Schriftsteller unserer Zeit, der Graf Joseph de Maistre: „Glückselig das Kind, dem die Liebe einer gläubigen und frommen Mutter das heilige Kreuzzeichen auf die Stirne gedrückt hat! Dieses mütterliche Liebeszeichen übt eine geheimnißvolle Gewalt auch über das Leben des Kindes. Und sollte es sich später selbst verirren: der Einfluß dieses Kreuzzeichens, das die Hand der Mutter ihm auf die Stirne gedrückt hat, wird noch in der Todesstunde als Segen sich geltend machen!“

So wuchs unter den Augen und unter der Pflege frommer Eltern die auserlesene, zarte Blume auf, welche später, durch die fromme Schönheit glänzend, den köstlichsten Duft der Heiligkeit und den seraphischen Feuerglanz der Gottesliebe zu verbreiten berufen war.

Maria besaß einen sehr offenen Sinn, einen lebhaften Geist, eine edle Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß, eine sanfte Gemüthsart, kurz — eine Seele, vortrefflich geeignet und ausgerüstet, das himmlische Gepräge der Tugend aufzunehmen. Diese Fähigkeiten hatten sich, während sie aber dabei schlicht, bescheiden und einfach geblieben war, frühzeitig entfaltet; der Verstand hielt hier nicht den gewöhnlichen, natürlichen Gang der Entwickelung ein, sondern eilte den Jahren voran, um Licht und Klarheit über den Geist dieses Kindes auszugießen. Ihr engelgleiches Aussehen und Benehmen, ihre Offenheit, ihre Sanftmuth und ihre Beredsamkeit machten sie zum Lieblinge der Mutter und ihrer neun

Geschwister. Aber auch die Gnade that das Uebrige, ja sie schien die kleine Maria in ganz besondere Pflege genommen zu haben, denn sie streute frühzeitig in das Herz derselben die Samenkörner zu der späteren, so reichlichen Tugend-Ernte. Die Betrachtung der Liebe des Lammes Gottes am Kreuz und seiner bitteren Leiden und seines Opfertodes blieben der Hochgenuß ihrer Seele. —

2. In's Kloster zog's frühzeitig das fromme Kind, das kreuzliebende. Mit der Zustimmung ihres Beichtvaters entdeckte Maria sich ihrer Mutter, welche ihr aber die Erlaubniß, in die heilige Weltabgeschiedenheit zu gehen, mit dem Bemerken verweigerte: daß sie sich in einem noch zu zarten Alter befinde, daher an einen solchen Schritt noch lange nicht zu denken sei. Das gute Kind fügte sich und suchte sich für die so harte Verweigerung dadurch zu trösten und zu entschädigen, daß es gar oft an einsame Stätten des Hauses sich begab, um sich mit seinem gekreuzigten Heiland zu unterhalten. „Ich bin da," sprach es voll Vertrauen zu ihm, „ich bin da, meine Liebe, mein Bräutigam! Bei dir will ich verweilen!"

Je mehr aber ihre Sehnsucht wuchs, die Welt zu verlassen und unter die Zahl der Bräute Jesu Christi aufgenommen zu werden, desto weiter schien sie von ihrem Ziele entfernt und desto mehr die Aussicht zu schwinden, es je zu erreichen. Denn ihr Vater starb indeß, der erstgeborne Sohn übernahm die Leitung der ganzen Familie, und sie ward von dem Bruder ausersehen, den Haushalt zu führen, da auch die Mutter sich jetzt mehr der Andacht, dem Dienste Gottes und der Sorge für das eigene Seelenheil widmete. Und in der That ordnete sie alle häuslichen Angelegenheiten durch ihre große Klugheit zur Zufriedenheit Aller. Maria wußte sehr wohl die Aufgabe Martha's und Maria's zu vereinigen, — wußte, während sie die weltlichen Geschäfte besorgte, stets auch Zeit zu finden, sich zu sammeln, zu beten und sich mit Gott zu unterhalten. Die mannichfachen zeitlichen Sorgen blieben indessen eben so viele Dornen für ihr Herz, das von der innigsten, ungetheiltesten und reinsten Liebe zum Herrn erglühte. Je mehr sie darunter litt, sich so mit der Welt verstrickt zu sehen, desto heißer begehrte sie, derselben los zu werden. Daher ihre zahlreichen Thränen, daher ihr stets

inbrünstiges Flehen zu dem gekreuzigten Heiland um Erlösung aus den so harten Banden.

Wiederholt hatte Maria ihrer Mutter den Wunsch ausgesprochen: daß sie sich in ein Kloster zurückziehen dürfe. Dieselbe zeigte sich nicht nur bisher beharrlich dagegen, sondern dachte jetzt sogar daran, ihr eine Heirath anzutragen, und suchte mit allen möglichen Gründen diesen Plan als annehmlich zu schildern. Eine weniger entschiedene Person wäre der Probe, auf welche der Herr — Maria, um sie in ihrem Berufe zum Ordensstande zu stählen und das Verdienst ihrer Treue und Beharrlichkeit zu erhöhen, durch ihre Mutter stellte, vielleicht erlegen; aber diese großherzige Jungfrau, die von der Eingehung einer Ehe nicht einmal hören konnte, ohne in ihrem Herzen peinlichst verwundet zu werden, antwortete der Mutter zwar voll Ehrfurcht, jedoch auch auf's Klarste überzeugt, daß dies nicht der Wille Gottes sei, fest und entschlossen: „sie habe sich schon Gott geweiht, sie sei schon die Braut Jesu Christi; wenn nun die Mutter ihr Kind wahrhaft liebe, so bitte sie, ihr niemals mehr von den Dingen dieser Welt, sondern von denen des Himmels zu reden, und endlich ihren Wunsch zu erfüllen: — Nonne werden zu dürfen.“ Diese Antwort verfehlte ihre Wirkung nicht. Von einem solchen Heldensinn und Heldenmuth überwunden, fiel die Mutter der Tochter um den Hals — mit dem Ausrufe: „„Gott mache dich zu einer großen Heiligen, meine theure Tochter!““

Nun hatte sich aber Maria noch nicht entschieden, in welches Kloster sie eintreten solle. Was sie nicht wußte, das wußte Gott. Er wollte sie unter den Töchtern der heiligen Theresia von Jesu besitzen, und gab ihr dies auf folgende Weise kund. Um ihr Gelegenheit zu verschaffen, ihren Beruf unzweifelhaft zu erkennen und sich zu entscheiden, bediente er sich eines Ereignisses, das er um diese Zeit herbeiführte.

Mit Rücksicht auf die großen Bedrängnisse, unter denen Land und Volk eben seufzte, sollte das heilige Grabtuch Jesu, welches als ein kostbarer Schatz in der Kathedrale zu Turin aufbewahrt wird, zur feierlichen Verehrung öffentlich gezeigt werden. Zahlreiche Volksschaaren hatten sich am bestimmten Tage auf dem großen Platze vor dem Palaste eingefunden, auf dessen Balkon die ehrwürdige Handlung vor

sich gehen sollte. Auch Maria gehörte zu der Zahl der Andächtigen, welche die heilige Reliquie sehen und verehren wollten. Sie befand sich auf einer Altane, die gegenüber dem Balkon hergerichtet war, in frommer Begierde des Augenblickes gewärtig, wo sie das ehrwürdige Kleinod zu beschauen und zu begrüßen vermöchte. In ihrer Nähe standen, — so hatte es Gott gefügt, — zwei unbeschuhte Carmeliter. Der Eine von ihnen war P. Franziskus Antonius vom heiligen Andreas, ein großer Diener Gottes, ein Mann von ausgezeichneter Tugend, der zugleich eine nicht geringe Unterscheidung der Geister besaß. Die fromme und engelsgleiche Haltung und Eingezogenheit Maria's ließen ihn gleich erkennen, daß er keine gewöhnliche Seele vor sich habe, und unwillkürlich fühlte er sich gedrängt, sie anzusprechen und zu fragen: „ob er es errathe, wenn er glaube, sie habe Lust und Beruf, Klosterfrau zu werden?“ — Maria, welche ihr Gemüthsleben nicht gleich vor Jedermann zu enthüllen pflegte, zeigte sich für den ersten Augenblick bei dieser Ansprache etwas zurückhaltend; aber bald gewonnen durch das schlichte Gewand und den milden Ernst des würdigen Ordensmannes, gestand sie mit kindlicher Offenheit: daß dies eben das Ziel sei, wonach sie strebe, und daß sie bereits von den Cisterzienserinnen in Saluzzo die Aufnahme erlangt habe, aber sich in ihrem Herzen noch nicht recht damit beruhigen könne.

Jetzt machte er sie auf die unbeschuhten Carmeliterinnen im Kloster zu St. Christina aufmerksam, wo sie Mittel genug finden werde, sich zu heiligen. Und da ihr die Lebensweise dieser Ordensfrauen unbekannt war, so theilte er ihr das Nothwendige ausführlich mit.

Das Kloster der unbeschuhten Carmeliterinnen zu St. Christina in Turin ward im Jahre 1639 durch die besondere Frömmigkeit des königlichen Hofes errichtet und mit großer Freigebigkeit ausgestattet. Es blühte darin die gewissenhafteste Observanz und Disciplin. Die Heiligkeit war hier einheimisch. Die Strenge der Regel hatte ihre Stütze in milden und weisen Gesetzen. Die Zurückgezogenheit und das Stillschweigen pflegte man fröhlichen Geistes. Die Buße führte zwar die Herrschaft, aber Liebe und Besonnenheit machten selbst ihr strengstes Walten angenehm und wünschenswerth. Es lebte an dieser Stätte kindliche Heiterkeit, aber

ohne Ausschreitung; beständige Geistessammlung, aber ohne Verdrießlichkeit; bescheidene Einfachheit, aber fern von jeder Art von Roheit; Reinlichkeit, aber entblößt von Pracht und Aufwand. Die Unschuld, die Demuth, die Aufrichtigkeit, der Friede besaßen da ihr stilles und sicheres Heiligthum.

Ueber das Alles sprach sich der fromme Ordenspriester aus. Vernehmen wir jedoch aus dem Munde der Seligen selbst, was sich bei jener Gelegenheit und an jenem Tage weiter zutrug.

„Während mir der Pater," so lauten ihre eigenen Worte, „die Lebensweise der Carmeliterinnen im Kloster zur heiligen Christina beschrieb, fühlte ich in mir die Sehnsucht danach wachsen. In diesem Augenblicke fiel ein Regenguß. Da hielt jener Ordensmann einen Theil seines Mantels über mein Haupt. O Gott, welch einen Eindruck auf mein Inneres machte dieser Mantel! Mir war, als ob ich mich unter dem Schutzmantel der allerseligsten Jungfrau Maria befände, welche ich denn auch bat, daß sie mich als Tochter annehmen und mir diese Gnade nicht versagen wolle! — Dieselbe Bitte wiederholte ich vor dem heiligen Grabtuche, — und zwar mit solcher Inbrunst des Herzens, daß, was bisher an meinen Kleidern vom Regen verschont geblieben, jetzt durch die Thränen meiner Augen benetzt wurde. Dabei empfand ich eine so große innere Sicherheit, daß ich an meinem Berufe nicht mehr zweifelte und mich überaus glücklich fühlte. — Nach der Beendigung der Feier dankte ich dem Pater auf das Wärmste und bat ihn, mich dem Herrn zu empfehlen. — Heimgekehrt in mein Haus, war ich so voll des Jubels, daß ich ihn nicht verbergen konnte. Mit lauter Stimme rief ich: Ich werde Carmeliterin! ich werde Carmeliterin! Mein Bruder sagte zu der Dienerschaft des Hauses: „„Das Mädchen hat den Verstand verloren!"" Ich aber erwiederte: daß dies nicht der Fall sei, und daß ich zuverläßig Carmeliterin werden würde. — Noch an demselben Abend schrieb ich den Klosterfrauen in Saluzzo, dankte ihnen für die Güte, welche sie mir erwiesen und nahm von ihnen Abschied, indem ich sie bat, nicht ungehalten auf mich zu sein, indem ich ihnen ja nicht ein anderes Kloster von ihrer Observanz vorziehe, sondern Gott mich zu einem strengeren und vollkommeneren Dienste

berufe. Ich unterzeichnete mich: Unwürdige Schwester Maria, unbeschuhte Carmeliterin.“ — —

Welche freudige Bereitwilligkeit, dem Zuge der Gnade, dem Willen und dem Rufe Gottes zu folgen! — Welche kindliche Einfalt! — Sie schreibt, als wären bereits alle Schwierigkeiten überwunden, als hätte sie bereits die Zustimmung ihrer Mutter und die Aufnahme von Seite der Klosterfrauen erlangt. — Welche Entschlossenheit und Charakterstärke in so jugendlichem Alter! Sie legt die Hand an den Pflug, und schaut nimmermehr zurück! —

3. Die Mutter Maria's, welche endlich rücksichtlich des Eintrittes derselben in das Kloster der Cisterzienserinnen zu Saluzzo nachgegeben hatte, wollte sich dagegen durchaus nicht verstehen, sie Carmeliterin werden zu lassen. „Nie,“ erklärte sie, „dürfe Maria daran denken, von ihr die Erlaubniß zu erhalten, in einen so strengen Orden zu treten.“ Aber Maria war sich über den Willen des Herrn und ihren künftigen Beruf so klar, und die Vereinigung ihres Herzens mit dem Herzen ihres himmlischen Bräutigams schon so fest und innig, daß bei der mindesten Untreue die Kette der Gnadenwahl vielleicht zerbrochen wäre. Sie ließ sich, durch den Widerstand der Mutter, ihrem Berufe und im Vertrauen auf Gott nicht beirren. Sie verdoppelte vielmehr die Inbrunst ihres Gebetes, auf daß der Herr sich würdige, das Herz der Mutter zu bewegen und den Willen derselben zu beugen. „„Ich rief,““ so bekennt sie selbst, „„alle Heiligen des Himmels, besonders die heilige Theresia von Jesu an und bat sie, das Herz meiner Mutter zu erweichen; der Herr jedoch wollte, daß die Gnade, weil sie eine so große war, mir auch etwas kosten sollte.““

Und es kostete sie wahrlich viel! — Schon von ihrer frühesten Kindheit an hatte der Gehorsam in ihrem reinen Herzen tiefe Wurzeln geschlagen. Nun fügte es Gott, daß ihre Mutter, an der sie mit aller Liebe eines guten und dankbaren Kindes hing, und der sie auf den leisesten Wink stets gefolgt, ihre außerordentlichen Gnaden nicht zu würdigen verstand, sie auf dem gewöhnlichen Lebenswege wandeln sehen wollte, also, freilich weniger bewußt und absichtlich Gott entgegen handelte, der ihr Kind wundersame Wege führte. Welch eine schwere, harte Probe für Maria! Auf

der einen Seite kannte sie das vierte Gebot, die Verpflichtungen, die es auflegt, und seine Verheißungen. Und wie treu hatte sie dasselbe bisher beobachtet! Nie hätte sie es über sich vermocht, mit Wissen und Willen ihre gute Mutter zu kränken und zu verletzen! Und nun sah sie sich in die Unmöglichkeit versetzt, ihren Wünschen zu entsprechen. Sie mußte Gott, dem sie ja mehr gehörte, als der Mutter, dnn der sie — nach ihrer innigsten Ueberzeugung, zu den Bräuten Jesu Christi, zu den Töchtern Theresia's rief, auch mehr gehorchen. — Welch ein Widersteit! — Wer weiß es nicht, was ein gutgeartetes Kind, ein Kind mit einem zarten Gewissen, dabei leidet? Dieses Leiden erweist sich als um so schmerzlicher, je bereitwilliger eine Seele ist, sich in Gehorsam der Leitung Derjenigen zu unterwerfen, die von Gott über sie gesetzt sind, je mehr sich diese aber im Widerspruche mit der Weisung befinden, welche die Seele von Oben empfängt. Gott zieht hin, die Menschen ziehen her. Und die Seele? — sie ist die Geängstigte! — Wem soll sie folgen? der übernatürlichen oder der natürlichen Liebe. — Es ist dies eine Art Martyrium, eine Prüfung und Läuterung, die da heiße Kämpfe kostet, die aber der Herr zur Bewährung und Vervollkommnung an auserwählten Seelen vornimmt.

Maria harrte aus — blieb beständig und unerschütterlich fest bei ihrem einmal gefaßten Entschluße. Es schienen sich jetzt ihre Angelegenheiten zum Bessern zu wenden. Die Mutter ließ sich nämlich herbei, Unterhandlungen einzuleiten. Maria's Freude darüber war ungemein groß; aber während sie getrosten Muthes glaubte, es werde Alles zum ersehnten Ziele führen, schlug im Gegentheile wieder Alles fehl, weil sich die Mutter mit dem Gedanken, sich für dieses sterbliche Leben von ihrem Lieblinge trennen zu sollen, immer noch nicht versöhnen konnte und stets auf's Neue Unmöglichkeiten herausfand, an welche sie sich anklammerte. Maria berichtet darüber: „Da die Klosterfrauen meine Mutter so wenig bereit sahen, sich bescheiden zu lassen, brachen sie die Unterhandlungen ab, worüber die Mutter sehr erfreut, ich aber ganz trostlos war, so daß ich beständig weinte. Während nun diese Angelegenheit so stand, aß ich eine ganze Woche hindurch des Tages, glaub' ich, nicht eine Unze Brod. Alles das, und viel mehr noch, verdiente ich wegen meiner Sünden.

Tag und Nacht flehte ich ununterbrochen zu dem Herrn, daß er sich würdigen möge, Mitleid zu haben mit seiner Dienerin. Endlich erhörte er mein Gebet und bewirkte es, daß die Nonnen zur Priorin gingen und ihr vorstellten, sie seien damit unzufrieden, daß sie mich abgewiesen habe. Die Priorin versuchte nun nochmals, meine Mutter zu gewinnen. Auch mein Bruder sagte zu ihr: „er könne es nicht länger mit ansehen, wie der Gram mich verzehre.“

In der That verständigte sich jetzt die Mutter, überwunden von der Trostlosigkeit Maria's, mit den Klosterfrauen, obschon sie, bis zum letzten Augenblicke meinend: eine so strenge Lebensweise sei nicht für ihre Tochter — immer wieder ihre Nachgiebigkeit bereute und sich kaum entschließen konnte, dieselbe den Nonnen zu überlassen, als es endlich Ernst werden sollte.

Niemand dagegen zeigte sich froher als Maria, da nun doch die Mutter sich zu ihren Gunsten entschieden hatte. Hören wir hierüber die Selige selbst, indem sie berichtet: „Die Nonnen schrieben mir einen sehr liebevollen Brief, in welchem sie mir kund thaten, daß ich mich am Vorabende des Festes der heiligen Theresia von Jesu im Kloster einfinden dürfte. Aber auch jetzt sollte es mich, nach dem Willen des Herrn, noch etwas kosten. Meine Mutter erhob neue Schwierigkeiten. Sie führte mich bei herabströmendem Regen und schon einbrechender Nacht in's Kloster. Ich ging vorher in die Kirche, um mich dem Herrn anzuempfehlen und ihn besonders zu bitten, daß er mich vor den Nonnen nicht so erschöpft, wie ich wirklich war, sondern in guter Gesundheit erscheinen lasse. Dann begaben wir uns in's Sprechzimmer. Da hörte ich, wie die ehrwürdigen Nonnen, als sie meiner ansichtig wurden, unter einander sagten: „„Sie sieht ja recht wohl aus; sie ist nicht so schwächlich, wie man sie uns geschildert hat!““ Diese Worte erweiterten mein Herz und gewährten mir großen Trost. Man ließ mich singen und manches Andere thun. Ich ging voll Freude auf ihre Wünsche ein. — Man sagte mir dann, daß ich am folgenden Tage wiederkommen und bei Ihrer Königlichen Hoheit um einen Platz ansuchen sollte. — So that ich. — Die hohe Frau gab bereitwillig ihre Zustimmung. Die Nonnen hielten Kapitel und gewährten mir die Aufnahme.“ — —

So hatte Maria, obgleich ausgerüstet mit Vorzügen aller Art, wie die Welt sie schätzt, trotz der hartnäckigsten Hemmnisse, welche die Welt und selbst eine sonst fromme Mutter, einzig aus übertriebener Zärtlichkeit, ihr bereitete, und trotz der glänzendsten Aussichten, welche im gesellschaftlichen Leben ihr winkten, dennoch freudig den besten Theil, das heißt, den Beruf erwählt: einzig und auf's Innigste und auf ewig dem Herrn zu gehören; sie hatte den Pfad eingeschlagen, der zwar schmal ist und auf dem nur Wenige wandeln, der aber zum Leben führt! — —

4. Mit großem Herzensjubel und mit voller Hingabe an den Herrn, zog Maria das heilige Ordenskleid an. Es geschah am 19. November 1676. — Das Gewand der heiligen Muttergottes, dessen sie jetzt theilhaftig geworden, und dazu ihr heiteres, fröhliches Antlitz, über welches der Glanz der Unschuld und eine himmlische Lieblichkeit und Anmuth ausgegossen lag, ließen sie als einen Engel im Fleische erscheinen; es verstand sich deshalb von selbst, daß man ihr für den neuen Lebensberuf den neuen Namen „Maria von den Engeln" gab.

Während Maria von den Engeln auf dem Gipfel ihres Glückes stand, zeigten sich ihre Angehörigen traurig und tief betrübt. Insbesondere die Mutter konnte sich kaum trösten.

O der armseligen, thörichten Welt, die da trauert und weint, wo sie jubeln und frohlocken sollte, und sich da erfröhlicht und lacht, wo sie billig trauern und weinen müßte!

Die heilige Magdalena von Pazzis pflegte oft die Mauern des Klosters zu küssen. — Die ehrwürdige Margaretha vom allerheiligsten Sakrament berührte mit den Fingerspitzen voll Ehrfurcht das Ordensgewand der Mitschwestern im Kloster und küßte dann die Stelle an den Fingern, womit sie das heilige Kleid der Andern berührt hatte. — Als Kaiser Carl V. vor den versammelten Ständen zu Brüssel an seinen Sohn Philipp II. freiwillig den Scepter abtrat, brach er unter Thränen in die Worte aus: „Ich bedaure dich, mein Sohn! Ich lege eine ungeheure Last auf deine Schultern! Während all' der Jahre, da ich sie getragen, habe ich nicht eine Viertelstunde der Ruhe, der Freude, nicht eine Viertelstunde finden können, welche mir nicht mit Sorgen und Kümmernissen verbittert worden wäre!" Das war es,

was diesen Monarchen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, veranlaßte, sich eines Besseren zu versehen, vom Throne der Welt herabzusteigen, der Herrschaft und der Welt Lebewohl zu sagen und sich in's Kloster zurückzuziehen. Und in der Folge bekannte er: „er habe in der klösterlichen Einsamkeit — während eines einzigen Tages — mehr Freude genossen, als ehedem auf dem Gipfel irdischer Herrlichkeit bei allen Siegen und Triumphen!“ —

„Wie schön war das in alter Zeit!“ schreibt die Gräfin Ida Hahn-Hahn von Denjenigen, welche ehedem in glaubenskräftigeren Tagen, um Christo nachzufolgen, Alles verließen, und, um nach den Räthen des Evangeliums zu leben, ihre Zuflucht in die Klöster nahmen; — sie sagten der Welt und weltlichen Angelegenheiten Valet und beschäftigten sich mit dem Seelenheil und den Dingen der Ewigkeit! Und hatten sie in dem früheren Leben des Schöpfers über den Geschöpfen vergessen, so vergaßen sie nun der Menschen bei Gott. — Warum thun wir das nicht auch heutzutage? Warum schleppen wir uns in der Welt ohne Zweck, ohne Beruf umher? — Ach, das Kloster ist die wahre Heimath der zärtlichen Herzen! Da blüht die süße, selige Christusliebe auf den Höhen des inneren Lebens, wie auf den höchsten Alpenspitzen jene sammetzarte Blume Edelweiß, die niemals in den niedern Regionen zum Vorschein kommt und die nur von den allerwenigsten Menschen gekannt ist. Warum handeln wir nicht, wie die Menschen handelten in jenen Tagen, da ein starker Glaube starke Herzen schuf? Ach, weil wir verweichlichte Herzen haben, weil wir uns fürchten vor ein Paar Thränen — nicht in den eigenen, aber in den geliebten Augen“ (unsrer Angehörigen — natürliche Liebe und Anhänglichkeit — Fleisch und Blut!).“ —

Maria von den Engeln hatte Fleisch und Blut nicht gefragt, als es sich um die Entscheidung, um die Wahl des Berufes handelte. Sie wußte die Stimme der Natur auch jetzt zum Schweigen zu bringen, da sie die Beharrlichkeit in ihrem Beruf bewähren sollte. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Gekreuzigten: „Oeffne,“ so betete sie, zu seinen Füßen hingestreckt, „öffne mein geliebter Bräutigam, nur jetzt dein Herz deiner Braut! Ich habe mich von Allem getrennt! Du weißt, wie schwer es mir wird, meine Mutter zu verlassen;

dennoch bringe ich dir Alles zum Opfer! Nimm du mich an zur Tochter und zur Braut!“

Hochherzig entsagte Maria der Welt und liebeheiß umfaßte sie das heilige Kreuz. War sie doch von frühester Kindheit an wie von dem Truge der Ersteren, so von dem Gnadenwerthe des Letzteren auf's Klarste überzeugt, und hatte sie ja, als sie sich noch in der Welt befand, darin gelebt, als wäre sie im Kloster. Jetzt besaß sie jenen verborgenen Schatz, nach welchem sie sich so innig gesehnt. Wie hätte sie es bereuen können, wie hätte sie sich nicht vielmehr von ganzem Herzen freuen sollen, Eitelkeiten und Thorheiten den Rücken gewendet zu haben, welche, ohnehin, schon längst ihr zum Abscheu dienten!

Kreuzgestählt wie Maria war, umfaßte sie alle Strenge des Noviziats mit so großer Bereitwilligkeit und übte alle, auch die geringfügigsten Ceremonien mit so großer Treue, daß ihre geistlichen Mütter vielmehr ihre Beständigkeit zu bewundern, als je daran zu zweifeln hatten. Der Eifer, mit welchem sie den Vorschriften und heiligen Gewohnheiten des Ordens nachkam, die Demuth, mit welcher sie sich allen ihren Mitschwestern nachsetzte, ihre Liebe, der Geist der Armuth und ihre Emsigkeit im Gebete machten sie alsbald zum Gegenstande der Achtung, Verehrung und Zuneigung Aller und besonders der Novizen-Meisterin, der sich natürlich die beste Gelegenheit darbot, sie genauer zu beobachten und am besten kennen zu lernen.

„Das Himmelreich leidet Gewalt und nur Diejenigen, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich!“ sprach der göttliche Heiland. Maria that sich Gewalt an. Der geistigen und leiblichen Anstrengung unterlag aber endlich die untergeordnete, schwächere, leibliche Natur. Maria wurde am Gründonnerstage des folgenden Jahres 1677 von dem dreitägigen Wechselfieber befallen. Dabei litt sie an einer großen Schwäche des Magens. Das Uebel erwies sich als heftig und hartnäckig. Es dauerte bis zu Christi Himmelfahrt. In ihrem Bußeifer aber und bei ihrer außerordentlichen Selbstverachtung meinte sie: „es sei recht und billig, daß der Herr so mit ihr verfahre, weil sie zu verzärtelt sei!“ Sie litt gleichmüthig und gelassen, ohne den Wunsch, gesund zu werden, lobte fortwährend Gott und freute sich, daß in dieser Weise sein

heiligster Wille an ihr geschehe; die Novizen-Meisterin verwunderte sich über die Ruhe, mit welcher die Dulderin ihre Krankheit ertrug, blieb jedoch auf der andern Seite nicht ohne Kummer: dieselbe könne für die so wichtige Observanz der Ordensregel und Ordenssatzungen unfähig werden. Daher gab sie ihr auf, den Herrn zu bitten, daß es ihm gefallen möge, ihr die Gesundheit wieder zu verleihen. — Sie that es. —

P. Michael von der heiligen Theresia erzählt: Maria von den Engeln wurde mit dem Oele aus der Lampe der Muttergottes von Laghetto gesalbt. In der Nacht vor dem Feste des heiligen Angelus (5. Mai) erschienen ihr dieser selbst und die Heiligen Cosmas und Damianus, Gervasius und Protasius. Sie wurde von ihnen gefragt: „ob sie gesund werden wolle?“ Sie entgegnete: „„Ja, wenn die Gesundheit ein Mittel für mich ist, um in dieser heiligen Genossenschaft Gott zu dienen; sonst wäre mir der Tod ebenso lieb!““ Sie gaben ihr den Segen, und siehe da! die Kranke genas nicht nur dem Leibe nach, sondern fühlte sich auch geistig gekräftigt. Der Arzt, der sie am folgenden Morgen besuchte, und alle Schwestern staunten. Die so wunderbar Genesene aber erzählte in gewohnter Einfalt und Aufrichtigkeit, was vorgegangen, und lud Alle ein, mit ihr jene Hand zu preisen, die sich gewürdigt hatte, an einem so geringen und undankbaren Geschöpfe die Werke der Allmacht zu offenbaren. Freude und Jubel herrschte im ganzen Kloster über das hehre Ereigniß. Man pries und lobte Gott.

Maria faßte auf's Neue den Entschluß, all' ihre Kräfte im Dienste des Herrn, dem sie so außerordentliche Gnaden verdankte, zu verwenden. Mit frischester Freude und Pünktlichkeit nahm sie augenblicklich die Uebungen ihres Noviziates wieder auf. Treu auch in der geringsten Kleinigkeit, vernachläßigte sie selbst den mindesten Act nicht, den sie als einen ihrer gekreuzigten Liebe wohlgefällig erkannte. Abhängig von jedem Winke des Gehorsams, regelte sie durch denselben nicht nur ihre Werke, sondern auch ihre Gedanken, nicht nur ihr Aeußeres, sondern auch ihr Herz. Die Heiterkeit, welche stets auf ihrem Antlitze glänzte, schien sich nur dann ein wenig zu trüben, wenn die liebevolle Klugheit der Oberin sie zwang, sich in ihrer Bußstrenge einen Zügel anzulegen und ihrer

schwer gepeinigten Natur einige Erleichterung zu vergönnen. Bereit, Alles zu erfassen, was ihrem tiefinnerlichen Ueberzeugtsein von ihrer Nichtigkeit entsprach, unterzog sie sich am eifrigsten jenen Uebungen, Arbeiten und Offizien, worin sie die meiste Gelegenheit zur Verdemüthigung und Selbsterniedrigung finden zu können hoffte. Dabei goßen Sanftmuth, Ruhe und eine bescheidene Fröhlichkeit ihr mildes, freundliches Licht aus über die andern bewunderungswürdigen Tugenden derselben. Die Klosterfrauen gewannen die Novize von Tag zu Tag lieber und — glücklich, eine solche Perle gefunden zu haben, ließen sie dieselbe, nachdem sie ihr Noviziat vollendet hatte, zur Profeß zu.

Auf den feierlichen Tag, an welchem sie sich durch die heiligen Gelübde für immer an die gekreuzigte Liebe fesseln wollte, bereitete sie sich, wie es der Orden vorschreibt, durch eine zehntägige Geistessammlung vor. Ueberhaupt hatte Gott sie auf's Neue seine süße Gegenwart wieder reichlich verkosten lassen. Sie genoß eines so tiefen, himmlischen Friedens, daß alle ausgestandenen Kümmernisse dagegen wie nichts erschienen. Während sie nun aber mit heiliger Freude dem bräutlichen Tage ihrer geistlichen Vermählungsfeier entgegenharrte, sollte ihr Traum noch eine unerwartete Probe, ihr Herz noch einen furchtbaren Sturm zu bestehen haben, sollte sie zu guter Letzt noch ein Mal in Gefahr kommen, aus dem sichern Hafen hinausgeschleudert zu werden in die unsichere Welt.

Ihre Mutter, welche den Zeitpunkt immer näher heranrücken sah, wo alle Hoffnung, ihre Tochter je wieder zu erhalten, schwinden sollte, bot nun in letzter Anstrengung noch Alles auf, dieselbe zum Austritt aus dem so strengen Kloster zu bewegen. Obschon sie sonst eine fromme und gottesfürchtige Frau war, ließ sie sich von ihrer blinden Mutterliebe, um nur einen Vorwand zu besitzen, ihre Tochter dem Heiligthum entziehen zu können, verleiten, Schwierigkeiten in Betreff des Uebereinkommens zu machen, das sie mit dem Kloster getroffen hatte. Sie griff zu jedem Mittel — Ueberredung, Zärtlichkeiten, Drohungen und Vorwürfe, um der Tochter Entschluß zu erschüttern; und als sich endlich jeder Versuch, den festen Geistes-Diamanten zu spalten, als zu schwach zeigte, vergaß sie sich der Art, daß sie leidenschaftlich

aufgeregt vor der Novizen-Meisterin in wenig geziemende Worte gegen die Klosterfrauen ausbrach. — Ein solches Benehmen mußte die Novizen-Meisterin natürlich verletzen und kränken; und wirklich war sie nahe daran, zur Mutter Priorin zu gehen, damit dieselbe den Streit löse und Maria entlasse. Man kann sich denken, wie der Letzteren zu Muthe war bei diesem Stande der Dinge. Sollte sie wirklich erst jetzt unmittelbar vor dem Einlaufen in den Hafen Schiffbruch leiden? — Maria war äußerst bestürzt und trostlos. — Unter Thränen suchte sie die Novizen-Meisterin zurückzuhalten, was ihr mit Gottes Hilfe endlich auch gelang. Dann flüchtete sich die gar schwer bedrängte Novize zu den Füßen des Gekreuzigten, klagte mit liebendem Vertrauen ihm die Gefahr, in welcher sie schwebe, und bat ihn so inbrünstig, als sie konnte: er möge sie in ihrer Noth nicht verlassen, ihr beistehen, und durch sein Machtgebot den Sturm beschwichtigen. Der göttliche Heiland, der während dieses Unwetters geschlafen zu haben schien, erhob sich nun und ließ seine Braut die Worte vernehmen: „Tochter, dies geschieht zur Strafe deiner Untreue; aber hoffe auf mich, denn ich bin barmherzig!“ Christus sprach und alsbald verbrauste der Sturm. — Maria stand zerknirscht, aber auch getröstet; die Mutter beruhigte sich. Sie begünstigte sogar den Schritt der Tochter. Jede Schwierigkeit wurde ausgeglichen.

Und so legte denn die Schwester Maria von den Engeln, engelgleichen Aussehens und gotterfüllten Herzens, ihre feierlichen Gelübde ab. Es geschah am 26. Dezember 1677, dem Feste des heiligen Erzmartyrers Stephanus. Den Schleier empfing sie aus der Hand des P. Honoratus von der heiligen Maria, Provincials der unbeschuhten Carmeliten. Sie brachte in Wahrheit Leib und Seele, Verstand und Willen, ihre Freiheit, ihr Herz, ihr ganzes Wesen, sich selbst — ohne Vorbehalt — dem Allerhöchsten dar, um von den Flammen seraphischer Liebe als Brandopfer verzehrt zu werden. Der lautere, hehre Opferduft dieser vollkommenen Hingabe an den dreieinigen Gott erquickte den Berg Carmel; und wie lieblich mag er erst zum Throne des Herrn emporgestiegen sein!“ —

Ein in jeder Hinsicht so guter und rühmlicher Anfang läßt gewiß einen eben so glücklichen und wünschenswerthen

Ausgang erwarten. — Und wirklich! — Maria von den Engeln heiligte sich in dem Kloster. — Der Anfang war ihr heißerkämpfter Eintritt in den Orden, und der endliche Ausgang war ihre Seligsprechung durch Papst Pius IX. —

56.

Bei den Kapuzinern zu Schüpfheim.

(Nach: Wanderstudien aus der Schweiz von Eduard Ochsenbrüggen, 1867.)

Um weiter in's Entlebuch vorzudringen, nahm ich am Morgen meinen Rückweg von Schimberg auf Schüpfheim zu. Die Luft war wieder blau geworden und nach kurzer Wanderung genoß ich von einem Bergkamm, dem „Luchterli," eine Doppel-Aussicht in zwei Thäler, in das von der Entlen durchzogene einsame Alpthal und in das große Thal des Landes mit seinen freundlichen Ortschaften. Ein guter Fußweg führte sodann durch einen Tannenwald und plötzlich erblickte ich vor mir auf grünen Matten eine weiße Kirche von ansehnlicher Größe, nicht von einem Dorfe, sondern nur von wenigen Häusern umgeben. Es war die „Wallfahrts-Kirche zum heiligen Kreuz," mit weiter Aussicht über das Hügelland und bis zum Jura hin.

Die urkundliche Geschichte von der Entstehung dieser Kirche versetzt uns in das vierzehnte Jahrhundert. Ein alter Chronist, Renward Cysat von Luzern, meldet: — Fromme Männer, die sich das „Bete und arbeite!" des heiligen Apostels Paulus zum Wahlspruche nahmen, ließen sich nieder an einem Ort, genannt „im Wittenbache" auf einem hohen Berg, in einem fast dicken, finstern und wilden Walde in der Kilchhör Hable gelegen. Sie kleideten sich in lange Röcke, Einsiedlern gleich, von rauchfarbenem schlechtem wollenem Tuche. Es verordnete auch der Stifter und Anhänger dieser Genossenschaft, daß die Zahl (Zwölf) allzeit so erhalten und allwegen zween Priester darunter sein sollten, des Trostes wegen in erfordernder geistlicher Nothdurft. Sie, die Brüder, fingen zunächst an, an diesem wilden Berg einen Platz zu säubern und zu ordnen zu einer Hofstatt, da sie ein Bruder-

haus und eine Kapelle erbauen wollten; auch bereiteten sie so viel Platzes zu einer Viehweide, daß sie etwas wenig Viehes allda erhalten möchten zur Fristung ihres zeitlichen Lebens. Das Haupt dieser religiösen Genossenschaft war der Ritter Johannes von Arwangen, der an Fürstenhöfen gelebt und hohe Stellen im Dienste der Herzöge von Oesterreich bekleidet hatte; er gab auch dem Eremitenhause die Mittel zum Fortbestehen, unter Anschluß an die ehemals berühmte (im Jahre 1848 aufgehobene) Abtei St. Urban. So ging denn im Entlebuch die Urbarmachung des Landes über das Hauptthal hinaus und die Verbreitung christlichen Lebens vor einem halben Jahrtausend Hand in Hand. — Aus nicht genau bekannten Ursachen wurde die Bergkapelle später von den Eremiten verlassen, die sich auf St. Urban zurückzogen; gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhob sich aber an derselben Stätte die Kirche zum heiligen Kreuze, die als Wallfahrts-Kirche (3700 Fuß über dem Mittelmeere) noch jetzt sehr besucht ist. —

Von dem anmuthigen Wallfahrtsorte, der den Hasler Hochwald zum Hintergrunde hat, führt ein guter Weg nach Hasle, ein anderer nach Schüpfheim herab, dem Hauptorte des Landes; den letzteren Weg schlug ich ein.

Ein Brand verheerte im Jahre 1829, mit Ausnahme der noch neuen Kirche und einiger Häuser, das ganze Dorf, das nun zu beiden Seiten der Landstraße sehr schön wieder erstanden ist und in seiner Lage am Fuße des Schüpfenberges und an der Waldemme zu den freundlichsten Dörfern der Schweiz gehört. In der großen, im Jahre 1807 erbauten Kirche ist eine gute Copie der Transfiguration Raphaels vom Maler Hecht in Willisau sehenswerth, und was ich von diesem Maler hörte, weist auf ein echtes Künstler-Leben hin. Er ließ sich zu Rom in die Guardia papale aufnehmen, um in den freien Stunden Kunst-Studien machen zu können; nach mehreren Jahren kehrte er in die Heimath zurück, wanderte aber später nach Frankreich, wo er im hohen Alter gestorben sein soll. —

Mein mehrtägiger Aufenthalt in dem anmuthigen Schüpfheim gestaltete sich um so freundlicher durch die Gastfreundschaft, welche ich im Pfarrhause genoß. Ich lernte in dem würdigen Pfarrer Elmiger einen Mann kennen, der wohl

von sich sagen dürfte: „Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich!“ — In fünfundzwanzig Jahren ist ihm das schwere Amt ein Leichtes geworden durch die Liebe zu seinem Berufe und die Liebe seiner Pfarrkinder zu ihm. Wenn wir durch das Dorf gingen, so strahlten die Augen des kleinen Mädchens, das aus der Schule heimkehrte, da der Pfarrer dessen Gruß mit einem: „Behüt' dich Gott!“ erwiederte, und die Erwachsenen, für die er manch freundliches Wort hatte, schienen, indem sie auf mich, den Fremdling, blickten, zu sagen: „„Das ist unser lieber Pfarrer!““ — Seine Gemeinde ist sehr ausgedehnt, denn weit hinauf an den Bergen liegt ein großer Theil der zur Pfarrei gehörigen Wohnungen; und es ist oft ein langer schwerer Gang durch Schnee und Sturm in der Winternacht zu der Hütte eines Sterbenden, der nicht scheiden kann von der Erde ohne die letzte Wegzehrung für den Himmel. — Aber nicht auf den kirchlichen Beruf beschränkt sich seine Seelsorge, sondern er ist auch der väterliche Rathgeber überall, er lindert die Noth der Armen und unentgeltlich hat er seit Jahren die sehr mühsame Besorgung der Spar- und Leih-Kasse übernommen, die eben durch das Vertrauen zu ihm in Schüpfheim blüht wie wohl in keinem Orte des Landes. Im Jahr 1863 betrugen die Einlagen in fünfhundertfünf Posten — über neunzigtausend Franken. — Auch ist er der Ursacher einer im Entstehen begriffenen eigenthümlichen Einrichtung zur Sittenbesserung der jungen Entlebucherinnen. Auf einer Bergterasse, dem „Schnabel,“ oberhalb Schüpfheim auf dem Wege nach dem heiligen Kreuz, sieht man ein großes, zwar einfaches, aber durch seine schöne Lage imponirendes neues Gebäude, das zu einer Pönitentiar- und Corrections-Anstalt für gefallene Mädchen dient.

In Schüpfheim besuchte ich auch das neben dem Dorfe liegende Kapuziner-Kloster. — Die Abendsonne schien in das Refectorium, wo die braunen Väter mit grauen Bärten so eben ihr frugales Abendessen beendigt hatten. Zu Ehren der Gäste wurde der Wasserkrug mit einem Weinkruge vertauscht und wir verplauderten gemüthlich ein Stündchen mit den Alten, die mir aus ihrem Leben erzählten, das zwar einfach abläuft, aber doch großentheils als ein Wanderleben sich erweist, und daher Welt und Menschen kennen lehrt. —

Besonders interessant war es mir, ein Näheres über die Verfassung dieses um die sogenannte Reformations-Zeit (1528) in Italien als eine Abzweigung vom Franziskaner-Orden gestifteten Ordens zu erfahren. Die Verfassung ist ganz demokratisch, was sich besonders in der kurzen Amtsdauer der Vorsteherschaft eines Klosters, des Guardians und des Vicars, zeigt, womit die regelmäßige häufige Versetzung von einem Orte zum andern in Verbindung steht. Der Guardian des Klosters Schüpfheim von heute — ist vielleicht über's Jahr ein einfacher Pater in Appenzell.

Die Installirung der Kapuziner in Schüpfheim im Jahre 1654, gleich nach dem schweizerischen Bauernkriege, hatte eine politische Tendenz: die Regierung von Luzern bedurfte dieser geistlichen Hilfe, um die unruhigen Entlebucher wieder in eine gesetzliche Ordnung zu bringen. Jetzt haben die zahlreichen Kapuziner in der Schweiz wohl kaum eine politische Bedeutung; als — populäre Himmelsboten wandern sie durch's Land, haben immer einige Predigten in Bereitschaft, um auszuhelfen, wo es wegen einer Vacanz oder der Krankheit eines Pfarrers Noth ist, machen in einsamen Hospizien im Gebirge, wie in Realp, gute Wirthe und befleißigen sich in den Klöstern, abgesehen von der treuen Erfüllung der geistlichen Pflichten, welche ihnen die Ordens-Regel auflegt, mit Vorliebe der Zucht der Schnecken (Nelix pomatia), welche sie in der heiligen Fastenzeit als Delikatessen freundlichst auch den Laien mittheilen; genug, ihre Thätigkeit ist vielseitig und überaus segensreich. — Wenn man in früherer Zeit diesem Orden, vornämlich im Gegensatze zu den gelehrten Benediktinern, den Vorwurf der Unwissenheit machte und spottweise sogar die Meinung zu verbreiten suchte: „die Unwissenheit gehöre zu ihrem Ordens-Gelübde," so ist dieses Vorurtheil schon längstens durch den steten Fortschritt ihrer Bildung widerlegt. — Einer der jüngeren Patres in Schüpfheim, der mir auf meine Bitte seine unendlich einfache Zelle zeigte, hatte dort eine recht ansehnliche Privat-Bibliothek; ein Anderer ist ein eben so vortrefflicher Photograph wie gewaltiger Volksredner; ein Dritter zeichnet sich als Pomolog aus und ist ein wahrer Pädagog und Heilkünstler in der Baum-Welt, so daß Schüpfheim und die Umgegend ihm besonders die Veredelung des Obstes verdanken.

Die Volksthümlichkeit der Kapuziner beschränkt sich aber nicht auf die katholischen Kreise, sondern in einer ganz eigenthümlichen Richtung genießen sie auch ein großes Vertrauen bei den Reformirten. Wenn Jemand bestohlen ist, so werden sie angegangen: — „durch Beten das Gestohlene wieder herbeizuschaffen oder den Dieb ausfindig zu machen.“ So geschieht es zu Rapperswyl am Zürichsee und so auch in Schüpfheim, wohin gar häufig die reformirten Emmenthaler in solchen Fällen sich wenden.

Ein glaubwürdiger Mann in Schüpfheim erzählte mir, dahin bezüglich, folgendes Stück, das ich als hübsches Genre-Bild meinen Lesern nicht vorenthalten will. — In Trueb, einer hochgelegenen, an das Entlebuch grenzenden Gemeinde im Berner Gebiet, war einem Manne ein Pflug vom Felde gestohlen worden. Er wandert mit seinem Nachbar nach Schüpfheim, um die Sache bei den Kapuzinern in Ordnung zu bringen, und die Patres versprechen auch: durch Beten um die Entdeckung des Diebes ihr Mögliches zu thun. Darauf begeben sich die Beiden in das „Wirthshaus zum heiligen Kreuz,“ um dort einen erfrischenden Trunk zu nehmen. Auf dem Heimwege fühlt der Eine unliebsame Schmerzen im Unterleibe und sagt zu seinem Begleiter: „„Die Kapuziner beten jetzt wohl?““ und der Andere erwiedert: „„Das glaube ich, denn ich habe sie ja dazu beauftragt!““ Als nun die Schmerzen heftiger wurden, fährt Jener fort: „„Ich kann es nicht länger aushalten, Nachbar! Ich will dir gestehen, daß ich den Pflug gestohlen habe! Laß' uns schnell zu den Kapuzinern zurückkehren, daß sie zu beten aufhören, denn sonst beten sie mich todt!““ —

57.

Sanft, aber auch ernst.

(Aus: Leben des heiligen Felix von Cantalizio von P. F. Ratte.)

Der heilige Felix von Cantalizio, in seinem Geiste stets in Gott gesammelt, war ein Feind des Murrens und blieb immer sanft und friedfertig gegen Jedermann, auch wenn man ihn absichtlich zu belästigen suchte. Niemand hat

ihn bei solchen Veranlassungen je ein etwas härteres Wort gebrauchen hören; er sagte dann höchstens mit einem gutmüthigen Lächeln: „So geh' denn hin, mein Bruder, ich wünsche nur, daß du auf diese Weise selig werdest!“ — oder: „Jetzt, mein Freund, bist du mir noch lieber; Gott wolle dich zu einem Heiligen machen!“

Sehr ernst wurde Felix indeß, wenn er Jemanden eine üble Nachrede vorbringen, den Namen Gottes lästern oder leichtfertiges Schwören vernahm; er forderte alsbald und sehr entschieden einen solchen Menschen zur Buße auf, indem er ihm zurief: „Armseliger! was thust du? Schnell eile zur Beichte und bitte Gott, daß er dir diese große Sünde verzeihe!“ —

Und wegen solcher Freiheit zürnte ihm Niemand, da man seine Unschuld und sein gerades Herz kannte. —

58.

Ein Mann des Gehorsams.

(Aus: Helvetia Sancta von P. Laurenz Burgener.)

Der unvergleichliche Diener Gottes Franziskus Bryat erblickte im Jahre 1648 zu Pruntrut das Licht der Welt.

Er trat, achtzehn Jahre alt, in den Orden der Jesuiten und verherrlichte denselben durch seine vortreffliche Kanzelberedsamkeit, wie auch durch seinen musterhaften Lebenswandel. Seine Selbstverleugnung kannte keine Grenzen; er war immer entschlossen, bei'm ersten Winke der Oberen das Amt, das er eben bekleidete, niederzulegen, oder mitten im Laufe zu unterbrechen. — Er wurde als Professor der Theologie in Constanz angestellt, und begann daselbst seine Vorlesungen; allplötzlich kam der Befehl an, er solle sich nach Pruntrut begeben und dort die französische Kanzel übernehmen. Alsobald reiste er dahin, ohne sich die herbstliche Erholungsfrist zu gönnen. — Ein anderes Mal, als er Prediger in Freiburg war, schrieb ihm der P. Provinzial: „Ich rufe Sie von dort ab, sende Sie nach Colmar in's Elsaß und ersuche Sie, nach Kräften in dieser Stadt die überhandnehmenden Irrlehren zu bekämpfen; richten Sie die

wankenden oder gefallenen Katholiken wieder auf!“ Der Mann des Gehorsams zögerte nicht, den Willen seines Vorgesetzten zu vollziehen, und Gott segnete dessen Werk mit solchem Erfolge, daß er in kurzer Zeit eine große Anzahl Verirrter zur römisch-katholischen Kirche zurückführte. — Da er die Rektorstelle im Collegium von Freiburg verwaltete, ernannte ihn sein Vorgesetzter noch vor der Beendigung des Schuljahrs zum Rektor des Collegiums von Luzern. Unverweilt verfügte er sich auf den neuen Posten und schrieb von dort aus einen merkwürdigen Brief, dem wir nachstehende Sätze entheben: „In Betreff der zukünftigen Verfügung über das Collegium weiß ich bis zu diesem Augenblicke noch gar nichts; ich wünsche, daß sie Allen genehm sei; sollte sie aber Einigen mißfällig sein, je nun! „„dann habe ich euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr es so thuet, wie ich es gethan!““ Ich für mich schaute weder auf den Zielort, noch auf das verschiedene Gerede, sondern allein auf den Wink und das Wohlgefallen meiner Oberen; denn Jenen nicht pünktlich im Kleinsten zu gehorchen, habe ich immer für Sünde gehalten. Der wahre Gehorsam ist blind.“ — Und in der That, eben mit diesem blinden und bewunderungswürdigen Gehorsam weihte der Diener Gottes alle seine Handlungen; er war die Regel und die Richtschnur seines Lebens, die Haupttugend, aus welcher auch seine wunderbare Geschicklichkeit im Wirken zum Heile der Menschen stammte. Sowohl von der Kanzel herab, als im Privatverkehr wußte er jeden Stand für sich einzunehmen. Mit dem Soldaten wurde er Soldat, und sprach mit ihm vom Kriegswesen; mit dem Kaufmann von der Handelschaft, und mit dem Landmanne vom Feldbau. Seinen Unterredungen lagen jedoch immer tiefere Gedanken zu Grunde, die auf Gott, das Seelenheil und die vergeltende Ewigkeit Bezug hatten. Er war sehr belesen, sprach sehr schön, langsam, deutlich, angenehm und hinreißend, verstand die Kunst zu überzeugen und zu rühren, und das blieben die Mittel, mit denen er Tausende und Tausende auf den heiligen Kreuzweg Jesu Christi zurückführte.

Besonders aber war P. Bryat ein gewandter Geistesmann und sprach in seinen geistlichen Uebungen mit solcher Wärme, daß er vom Feuer der Liebe Gottes ganz durchdrungen schien. Nicht allein seine Mitbrüder, sondern auch

Personen des ersten Ranges bewunderten die Art und Weise, wie er die ewigen Wahrheiten vortrug und erklärte, und überließen sich gerne seiner Leitung. Traf er einen Verstockten an, so erinnerte er ihn bei'm Verabschieden an den Spruch des heiligen Franziskus von Sales: „Alles ist Eitelkeit, was nicht geschieht für die Ewigkeit!“ Auf die Ewigkeit richtete er all sein Streben, und gegen Himmel schauend sprach er in der Todesstunde: „Nie hab' ich etwas gethan, was ich nachher bereuen mußte!“

In allen wichtigen Angelegenheiten nahm er seine Zuflucht zum hochheiligen Altarssakrament und erforschte da unter Thränen und Gebet die Rathschlüsse des Herrn, wie er sich in dieser oder jener Angelegenheit verhalten müsse. — Noch als siebenzigjähriger Greis wetteiferte er mit den jüngeren Ordensgenossen, am Morgen in der Frühe als der Erste den im Altarsgeheimnisse thronenden Gottessohn zu begrüßen.

Im Umgange mit Personen weltlichen Standes zeigte er sich redlich, offenherzig, aber sehr klug und untadelhaft. Ein Hofmann, sonst indeß ein scharfer Sittenrichter, sagte einst zu den Vätern der Gesellschaft Jesu: „In dieser Beziehung konnte ich nie an P. Bryat einen Fehler wahrnehmen!“

Als Rektor zu Freiburg leistete er aus Liebe zu seinem Beruf auf der Kanzel und in den niederen lateinischen Schulen Aushilfe. — Mit gebleichtem Haupte und vom Alter niedergebeugt, begab er sich noch auf die umliegenden Dörfer, und hielt dem Volke salbungsvolle Vorträge. Er war ein Eiferer für die Missionen im Kanton Freiburg, und unterstützte dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Gerne hätte er den Weg nach Indien zu den im Schatten des Todes sitzenden Heiden angetreten, allein er sollte in Europa wirken; was er nun nicht selbst in's Werk setzen konnte, dazu feuerte er die jüngeren Brüder an, und unterstützte sie durch glühendes und anhaltendes Gebet zum Vater aller Erbarmung.

Täglich widmete er zwei Stunden der geistlichen Betrachtung, in der er viele Süßigkeiten des Heiles verkostete.

Er zeigte sich auch stets als einen hohen Verehrer der glorreichen Himmelskönigin Maria und war ein warmer Vertheidiger des Geheimnisses ihrer unbefleckten Empfängniß. — So oft er von Gott eine Gnade erbitten wollte, nahm

er zuerst seine Zuflucht zu Maria, zu deren Ehre er täglich einen heiligen Rosenkranz und die Tagzeiten betete. — Während er zu Ingolstadt die Philosophie lehrte, hatte er unter seinen Zuhörern einen jungen Jesuiten, der sich wankelmüthig, unruhig und gar nicht erbaulich betrug. Der gute Lehrer nahm sich mit väterlicher Sorgfalt und Betrübniß dieses armen Jünglings an, konnte jedoch dessen Ausscheiden aus der Gesellschaft Jesu, das er im Geiste voraussah, nicht hemmen. Er wollte indeß noch einen letzten Schritt thun, empfahl ihn dem Schutze der göttlichen Mutter und führte ihn mit sich zu dem Bilde der Gebenedeiten des Herrn, „die dreimal Wunderthätige“ genannt im Erziehungshause zu St. Ignaz dem Martyrer. Da las er die heilige Messe, und während derselben flehte er mit heißer Inbrunst zu Maria, und bat sie unter Thränen um die Bekehrung und Erhaltung seines Mitbruders. Da geschah an dem Gnadenbilde ein auffallendes Zeichen: Zwei Mal bewegte sich Maria's Haupt und wandte sich auf die Seite — als Andeutung: „sie erhöre die Bitten des Flehenden nicht.“ Der Diener Gottes kehrte sehr betrübt nach Hause; bald nachher trat der unglückliche Mönch aus dem Orden und starb eines jammervollen Todes. —

Im siebenzigsten Jahre erkrankte P. Franziskus Bryat an einem sehr qualvollen Leiden, den Steinschmerzen. Um in den sehr starken und peinlichsten Anfällen mit stiller Ergebenheit zu dulden, ließ er sich während derselben das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi vorlesen. — Als man ihm meldete, daß seine Auflösung nahe, rief er entzückt: „Gute Neuigkeit! gute Neuigkeit! In's Haus des Herrn werden wir einziehen!“ — Mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen, verschied er am 1. Februar 1718. — Am Tage der Beerdigung schaarte sich eine große Volksmenge um die Leiche, küßte die Hände und berührte mit Rosenkränzen den Entseelten. — Die Annalen des Jesuiten-Ordens sagen: „Der am 1. Februar 1718 erfolgte Heimgang des unvergleichlichen Dieners Gottes P. Franziskus Bryat versetzte die ganze Provinz von Ober-Deutschland in Trauer.“ —

59.

Liebliche Visionen.

(Aus: Reliquien aus dem Mittelalter von Ludwig Clarus.)

Die von Gott geliebte und des Andenkens der Guten würdige Laien-Schwester Gertrud von Herkenheim, im Kloster zu Unterlinden bei Colmar, war ohne gelehrte Bildung, zeichnete sich aber desto mehr durch ihre vorzügliche Heiligkeit aus. Wie ein kostbarer Edelstein glänzte sie in der Versammlung der ehrwürdigen Schwestern durch ihre Tugenden. — Gott, welchem ihr Leben wohlgefiel, übergoß sie deshalb mit vielen Gnadengaben; er erwies ihr im Verborgenen gar oft die süßesten Tröstungen und enthüllte ihr sehr Vieles von seinen Geheimnissen und den himmlischen Dingen. —

Eines Tages war Gertrud — nach ihrer Gewohnheit — aus der Pforte des Klosters hinausgeschritten, um Wasser zu schöpfen. Nachdem sie geschöpft, beeilte sie sich, in's Kloster zurückzugelangen. Auf dem Heimweg erschien ihr der Herr Jesus Christus in der Gestalt eines Aussätzigen, der jämmerlich mit Wunden und Geschwüren bedeckt sich zeigte und zu ihr sprach: „Möchtest du mich nicht im Namen des Herrn aus deinem Wasserkruge trinken lassen?“ Sie antwortete ihm und sprach: „„Nimm im Namen unsers Herrn und Gottes und trinke!““ Als er getrunken, war er alsbald aus ihren Augen verschwunden. Aber der Geist Gottes, der die Geheimnisse offenbart, sprach in dem Herzen Derjenigen, welche gerade diese Scene sah: „„Fürwahr! Der, welchem du den Trunk aus deinem Kruge reichtest, ist der Herr Jesus Christus selbst gewesen!““ Sofort ward sie mit unaussprechlicher Süßigkeit und Andacht erfüllt, nahm freudig den Krug und stürzte dem Kloster zu, wo sie eilend alle Schwestern zusammenrief, denen sie den Hergang der ganzen Erscheinung meldete und dann ermahnend sagte: „„Wohlan, theuerste Schwestern, trinket jetzt alle von diesem Wasser, weil der Herr Jesus in Wahrheit die Gnade gehabt, vom Wasser dieses Kruges zu trinken!““ Nachdem sie Solches gehört, drängten sich die Schwestern wetteifernd herzu und tranken alle von dem gottgesegneten Wasser mit großer Freude und Andacht. —

Einstmals begab sich Gertrud wegen einer ihr aufgetragenen Verrichtung zur Klosterpforte. Als sie dieselbe öffnete, erblickte sie sogleich ein sehr hübsches Knäblein, das über die Maßen schön und geschmückt war, und an der Thüre stand. Sie schaute dasselbe genau an, bewunderte seine Anmuth und empfand hohe Freude darob, meinte jedoch, ein so kleiner Knabe vermöge noch keine Worte hervorzubringen. Und indem sie nun mit ihm spielte, fragte sie ihn: „Liebster Kleiner! woher bist du denn? und wer sind und wie heißen deine Eltern?“ Er antwortete: „„Vater unser selbst — ist mein Vater, und Gegrüßt seist du Maria — meine Mutter!““ Nach diesen Worten ward der holdseligste Knabe ihren Augen schnell entrückt, und war nicht mehr zu sehen. Sie aber erkannte alsbald, wie das göttliche Knäblein, das ihr erschienen und dessen süßeste Stimme sie zu vernehmen gewürdigt worden, der Herr Jesus Christus, Aller Heiland, gewesen. In Folge dessen ward sie von einer unbeschreiblichen Lieblichkeit und Freude plötzlich übergossen und erglühte gänzlich in der Liebe Dessen, den sie erblickt hatte. Gleichsam ganz außer sich gebracht, vermochte sie sich nicht länger zu halten, begann durch das ganze Kloster zu laufen und jene Himmelshonig träufelnden Worte des lieben Christkindleins auszurufen: „Vater unser selbst — ist mein Vater, und Gegrüßt seist du Maria — meine Mutter!“ Es überkam sie ein wahrhaftes Seligsein bei'm Ausjubeln dieser Kunde. —

Nachdem eines Tages, es war das gnadenreiche Osterfest, die Feier der heiligen Messe in üblicher Weise mit Andacht und mit ausgezeichnetem Gesange begangen worden, kamen die Schwestern um die dazu bestimmte Zeit zum Frühstück zusammen. Unter ihnen saß die fromme Schwester Gertrud im Refectorium am Tische, die Augen mit Thränen erfüllt, und erwog in großer Betrübniß ihrer Seele das Leiden Jesu Christi und sein Begräbniß. Und wie sie nun voll Trauer und Wehmuth in Folge der Regung liebevoller Andacht und des innigsten Mitleids eine Zeit lang ohne Speis und Trank dagesessen, erschien ihr plötzlich in sichtbarer Weise der gütige Herr Jesus Christus gar sanftmüthig und vom Herzen demüthig, in der Gestalt eines sehr schönen und jungen Mannes von etwa dreißig Jahren; er stand in der Mitte des Refectoriums vor ihr, blickte sie mit überaus

mildem Antlitze und strahlenden Augen an und sagte: „Warum bist du am Tage meiner Auferstehung und Freude traurig und weinest? Denn ich bin wahrhaftig heute vom Tod auferstanden; aber nicht allein bin ich auferstanden, sondern auch du bist heute auferstanden, um mit mir einst ewiglich in der Herrlichkeit zu leben!“ — Nachdem sie den Herrn, der alle Engel mit Anbetung und Frohlocken erfüllt, gesehen, war sie in großer Freude und Fröhlichkeit und durch des Herrn unaussprechlich süße Anrede erquickt und wunderbar getröstet, so daß sie mit Recht ausjauchzen konnte: „„Ich habe Gott gesehen von Angesicht und meine Seele ward gerettet!““ (Genesis 32, 30.) So ward sie gänzlich hineingerissen in den Jubel; und fast außer sich gebracht, wußte sie auch eine kurze Zeit hindurch nicht, was sie vornehmen sollte. Sie hätte mögen in die Mitte des Refectoriums hervorspringen und die Füße des süßesten Heilandes ergreifen; ihr Herz zerfloß von der Liebe in ihr selber und von der unermeßlichen Süßigkeit der Liebe Dessen, den sie anblickte. Hier ward diese himmlische Vision mit einem Mal ihren Blicken entzogen. Von der Unermeßlichkeit ihrer Freude und der Inbrunst ihres frommen Verlangens ward sie besinnungslos und fiel nieder. Sie ward auf das Krankenzimmer gebracht und lag daselbst einige Stunden hindurch tief erschöpft. —

Außerdem erblickte Gertrud am Feste der Reinigung der ehrenreichen Jungfrau Maria, während die Feier der heiligen Messe im Chore von den Schwestern gar andächtig und hehr begangen ward, gleichfalls auf eine sinnlich wahrnehmbare Weise die liebreichste Gottesmutter zur Seite des Altares stehen, unvergleichlich glänzend und anmuthigst von Angesicht und Kleidung. Sodann schritt die erhabene Jungfrau vor und kam die Stufen des Presbyteriums hinab, wobei sie auf ihren gebenedeiten Armen die Frucht ihres Leibes, den Sproß herrlichster Abkunft, trug; sie hielt ihren Schritt ein wenig an und wandte ihre barmherzigen Blicke auf die Schwestern, welche sie überaus gütig anschaute. Dann durchwandelte die unbefleckte Jungfrau mit zierlichstem Anstande beide Chöre und hielt mit ihren hehren Händen das Christkindlein, den überaus süßen Jesus Christus, das sie mit wunderbarer Gunst und Gnade einer jeglichen Schwester zu zeigen sich herabließ. Der göttliche Knabe selbst aber

schloß auf eine höchst sanfte und liebliche Weise die einzelnen Schwestern in seine ausgebreiteten Aermchen; er drückte sie insgesammt mit süßer Umarmung zärtlichst an sich und segnete sie auch mit seinem heiligsten Händchen. — Als aber die gütige Muttergottes an eine gewisse Schwester gekommen war, wandte sie gleichsam ihr Antlitz von derselben hinweg und reichte ihr auch ihr königliches Söhnlein nicht zur Umarmung! Hiedurch wurde der frommen Gertrud zu erkennen gegeben, daß die so verschmähte Schwester, an der die allerseligste Jungfrau Maria vorübergegangen, mit irgend einer Sünde behaftet sei, welche sie noch nicht durch das heilsame Mittel einer vollkommenen Reue und aufrichtigen Beicht getilgt hatte, was sie nachher auch an deutlichen Kennzeichen wahrnahm. — Die besagte himmlische Erscheinung dauerte aber so lange, bis die allerseligste Jungfrau mit ihrem eingebornen Knäblein, unserm Herrn Jesus Christus, in höchster Liebe beide Chöre durchwandert hatte. —

Während der Feier des heiligen Nachtmahls des Herrn trat Gertrud einst in gewohnter Andacht mit den übrigen Schwestern ehrerbietig heran, um, nach dem Herkommen des Tages die Communion zu empfangen. Nach dem Genusse derselben entzog ihr der gütige Herr alle Gnade der Andacht, ohne Zweifel in der liebreichen Absicht: ihr Verlangen, die Gnade und das Erbarmen weiter und eifriger bei Gott, ihrem Heile, zu suchen, noch inbrünstiger anzufeuern. Und da sie die Süßigkeit des göttlichen Trostes gar nicht mehr, wie sie gewohnt gewesen, erfuhr, begann sie solches Wehe ihren Sünden und Pflicht-Vernachlässigungen schwer zuzurechnen und weinte über sich selbst mit zahllosen Thränen und Seufzern. Endlich wandte sie sich zu dem Herrn, bat und sprach: „Gütigster Herr, gib mir deines Heiles Freude zurück und sei meiner Ungerechtigkeiten nicht eingedenk, sondern überlasse dieselben ewiger Vergessenheit! Würdige dich auch, mir, ich beschwöre dich, mein Herr und mein Gott! zu zeigen: ob ich heute das lebendig machende Sakrament des Altars unwürdig empfangen habe, wie einst dein Jünger Judas, der von dir verworfen worden?“ Indeß sie, reichlichste und bitterste Thränen vergießend, diese Worte unaufhörlich wiederholte, ließ der liebreiche Herr sich zu Mitleiden mit ihr bewegen und vermochte sein Herz voll unerschöpflicher Huld nicht

länger zu halten. Er sprach sanft und mild ihr in's Ohr: „„Du hast mich heute nicht empfangen wie mein Feind Judas, noch auch wie meine übrigen Feinde, sondern wie meine innigsten und mir angenehmsten Freunde!““ Auf diese süßeste Stimme des Herrn ward sie mit unglaublicher Freude und Jubel erfüllt, und inne, daß ihr ein solcher Ueberfluß göttlicher Gnade zuströmte, wie sie zuvor niemals erfahren. —

Schwester Gertrud, nachdem sie sehr vieles Herrliche im Leben geleistet, verschied, als der Herr sie rief, in Frieden, und ward gewiß gewürdigt, mit den klugen Jungfrauen zur ewigen Hochzeit des Lammes eingeführt zu werden!“ —

60.

Der Born des Unglücks.

(Aus: Die Burgen und Schlösser Böhmens von Heber.)

Am Fuße des Radelsteins befand sich ein Brunnen, der „Born des Unglücks“ genannt, dessen Wasser schwarz von Farbe, und gleichsam — als wenn es koche, in steter Wallung siedete. In einem Umkreis von mehreren Schuhen wuchs an seinem Rande kein Gras, kein Moospflänzlein, sondern nur eine kahle, verbrannte, mit geschwärzten Steinen vermischte Erde diente ihm zur Einfassung. Kein Mensch, kein Thier nahte demselben; und wenn je ein lebendes Wesen mit diesem unheilvollen Wasser in Berührung kam, so erfolgte dadurch für es der Tod; selbst seine Ausdünstung tödtete in einer Höhe von einigen Klaftern die Vögel, welche über ihm wegfliegen wollten. An heißen Sommertagen qualmte aus diesem Giftschlunde ein dichter, blauer Nebel empor, der sich in den höheren Luftschichten nicht selten zu Wolken bildete, und dann, unter Donner und Blitz sich auflösend, die gesegneten Fluren der Umgegend verwüstete. Wenn daher die friedlichen Landleute zu jener Zeit diese Wolkenmassen über dem Radelsteine sich emporthürmen sahen, geriethen sie in Furcht und Schrecken und riefen: „Wehe!“ und begaben sich in die Kirche, um Gott zu bitten, damit er sie von dem nahen Unglücke, das, wie sie wohl wußten, sicher nahte, retten möchte. —

In diesen Tagen des Unglücks lebte unfern dem Dorfe Mukow ein in dem Rufe besonderer Gottseligkeit stehender Eremit, des Namens Procopius. Diesem Manne Gottes nagte die Plage dieser Gegend so am Herzen, daß er Tag und Nacht auf den Knieen im Gebete lag. — Einmal ging sein heiliger Eifer so weit, daß er an einer Quelle, aus welcher er gewöhnlich trank, auf die Kniee fiel, und ein Gelöbniß that: „nicht eher aufzustehen und nichts zu genießen, als das klare Wasser aus der Quelle, bis Gottes Huld und Erbarmen das Uebel abgewendet habe.“ — Drei Tage und Nächte verharrte er in andächtigem Gebet; am vierten aber behauptete die Natur ihr Recht, und er sank tief einschlummernd in's weiche Gras. Der fromme Einsiedler sah jetzt im Traum einen Jüngling in schneeweißen Kleidern und von einem blendenden Glanz umstrahlt, aus den Wolken auf die Erde heruntersteigen, der in seiner Rechten einen grünen Oelzweig, der, zusehends im Wachsen begriffen, endlich die Thüre der damals in Mukow stehenden Kapelle berührte. Der Jüngling sprach dann mit gar lieblicher Stimme: „„Der Herr hat dein Flehen erhört, du Mann Gottes! Steh' auf, nimm jenes geweihte Holz, das ich mit meiner Ruthe berühre, verschließe mit demselben den Born des Unglücks, und selbst der Fürst der Hölle soll ihn nicht mehr öffnen können!““

Procopius erwachte hier, vom brennendsten Durste gequält, aus seinem Schlafe. „Gott!“ seufzte er, nachdem er einen sehr erquickenden Trunk aus der Quelle gethan, „es war ja nur ein Traum! Ach, hätte mir der holdselige Jüngling nur das geringste Zeichen hinterlassen, woran ich deinen Finger zu erkennen vermöchte!“ — Und siehe! sein aus Lindenholz bestehender Pilgerstab, den er schon vierzig Jahre trug, hatte drei schöne, grün belaubte Zweige getrieben. — Als der Einsiedler dieses große Wunder sah, beugte er auf's Neue seine Kniee und dankte Gott mit zerknirschtem Herzen in einem langen Gebete für diese Gnade.

Die frohe Kunde von diesem Ereignisse verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend, und Jung und Alt kam herbei, um den Mann zu sehen, der bei Gott in so hohen Ehren stehe. Am dritten Tage war schon eine große Menge Menschen aus der Nähe und der Ferne vor der Einsiedelei versammelt, in welcher Procopius sich noch durch eifriges

Gebet zu dem großen Werke vorbereitete. Aller Augen harrten mit Sehnsucht seiner. Endlich trat er vor die Hütte und segnete das Volk, von welchem er mit lautem Jubel empfangen wurde. Sodann führte er es nach Mukow, trat ehrerbietig in die Kapelle, betete abermals am Altare, und ordnete nachher die Menge zu einem feierlichen Zuge nach dem „Unglücksborn.“ Zuerst gingen in weißen Kleidern die Jungfrauen, mit Kränzen von Sinngrün in den Locken; diesen folgten die Jünglinge, grüne Reiser in den Händen haltend; dann trugen vier rüstige Männer die nun so bedeutsam gewordene Kapellenthüre; nun kam der ehrwürdige Eremit selbst, in ein grobes, härenes Kleid gehüllt, auf das sein silberweißer Bart herabwallte, das Ehrfurcht einflößende, beinah' ganz kahle Haupt war unbedeckt, an den Füßen aber trug er hölzerne Sandalen, mit hölzernen Riemen befestigt; endlich folgte das ganze Volk, Männer und Frauen, Knechte und Mägde und die Kinder.

Unter dem Singen von Psalmen und sonstigen religiösen Liedern langte der andächtige Zug am Fuße des Radelsteins an.

Man bedeckte jetzt, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und während unter dem andauernden Choralgesang der Eremit mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes die Oeffnung des Unglückborns gesegnet hatte, dieselbe mit der geweihten Kapellenthüre, warf einen Schuh hoch Erde darauf, bedeckte dieselbe mit frischgehackten Rasenplatten; und so wurden die Bewohner der Umgegend von dieser schrecklichen Plage befreit, durch welche oft die Früchte ihrer mit sauerem Schweiß gedüngten Fluren verwüstet worden waren. —

Nach dieser wundervollen That lebte Procopius noch einige Zeit in steten Bußübungen und Fasten; weit und breit wie ein Heiliger verehrt, war er ein Muster besonderer Gottseligkeit, bis er, wahrscheinlich weil ihn der starke Zudrang des Volkes in seiner Einsamkeit störte, diese Gegend verließ.

Nach der Zeit haben noch viele andere fromme Eremiten diese Einsiedelei bewohnt, bis sie, als ungefähr vor achtzig Jahren der Letzte dieser Einsiedler gestorben war, von dem Zahn der Zeit zernagt, auseinander fiel. — Noch jetzt findet man an dem Orte, wo sie ehedem gestanden, deutliche Spuren von ihr. —

Der Lindenstab des Procopius ist damals zu einem stattlichen Lindenbaum emporgewachsen, der noch heutigen Tages steht, obgleich der bedeutend starke Stamm desselben ganz hohl ist. — Zum Beweise, wie sehr dieser ehrwürdige Baum noch immer Achtung genießt, kann der Umstand dienen, daß die Einwohner des kaum hundert Schritte davon entfernten Dorfes Mukow in neuerer Zeit eine niedrige Mauer um denselben gezogen, den leeren Raum mit guter Erde ausfüllten und die auf der Oberfläche liegenden großen Wurzeln gleichfalls mit derselben bedeckten, um sie vor Zerstörung zu zu schützen. — Fünf Schuh von der Linde entfernt sprudelt die frische Quelle, unter dem Namen „Procopius-Brunnen" bekannt. Sie ist gegenwärtig in ein kleines, kapellenartig von Steinen erbautes Häuschen gefaßt, und ihr reines Wasser, das sehr reichlich quillt, erachtet man als das beste in der ganzen Gegend. —

Die Kapelle in dem Dorfe Mukow haben die dortigen Einwohner nachher in eine kleine, dem „heiligen Procopius" geweihte Kirche umgewandelt, welche aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen wurde. An ihre Stelle hat man indeß eine neue, größere und in einem schöneren Styl erbaut. —

61.

Der verarmte Brillenmacher.

(Aus: Predigten von P. Caspar Mändl.)

Ein Brillenmacher war verarmt und mußte betteln gehen. — Auf die Frage: „Wie es gekommen, daß er so arm geworden?" erwiederte er:

„„Weil mein Handwerk nicht mehr geht!""

„Wie so? — Es sind doch noch immer gar viele Leute schwachsichtig und bedürfen der Brillen!"

„„Ach,"" versetzte er tief seufzend, „„die Obrigkeiten, Herrschaften und Eltern sehen ja heutzutage Alles — durch die Finger!!!"" —

62.

Ein verständiger Bauer.

(Aus: Spiegelbilder aus dem Landvolke.)

Auf einer Reise sah Kaiser Maximilian einst einen schon alten Bauern Stämme setzen und impfen; den läßt er zu sich fordern und fragt: „Was für eine Art er da pflanze?“

Der Bauer sagt: „„Ich setze und pfropfe Dattelbäume.““

Der Kaiser lacht und spricht: „Ei, Männlein, die Datteln tragen ja erst in hundert Jahren Früchte; das wirst du nicht erleben, daß du davon issest!“

Der Bauer antwortete: „„Ja, gnädiger Herr, ich weiß es wohl; ich thue es aber Gott zu Ehren und den Nachkommen zu Nutze!““

Diese Rede und That gefiel der kaiserlichen Majestät so wohl, daß sie dem Manne hundert Gulden schenken ließ. —

63.

Was ist der Glaube?

(Aus: Blumengärtlein der Franziskaner.)

St. Aegidius wurde von Jemandem gefragt: „Was ist denn eigentlich der wahre Glaube?“ — und er gab zur Antwort:

„„Der wahre Glaube ist der Palast eines Königs, in welchen man aber nicht nur eintreten, sondern, was die Hauptsache ist, in welchem man sich auch gut und dem Könige wohlgefällig benehmen muß!““ —

64.

Empfehlung der Demuth.

(Aus: Repertorium von F. A. v. Besnard.)

Der heilige Augustinus schreibt: „Die Demuth ist ein großes Geheimniß. Gott ist über Allem. Du erhebst dich, und kannst ihn nicht erreichen. Du demüthigst dich, und er steigt zu dir hernieder!“ —

Die heilige Catharina von Schweden pflegte zu sagen: „Diejenigen, die mich loben, nähren meine Eigenliebe und hemmen mich im Streben nach der Vollkommenheit! — Die mich dagegen tadeln, machen mich auf meine Fehler aufmerksam und geben mir Gelegenheit zur Tugend.“ —

Die heilige Synkletika pflegte zu sagen: „Wie ein offen daliegender Schatz bald geraubt wird, so wird auch jede dem öffentlichen Anblick preisgegebene Tugend leicht ausgerottet. Wie das Wachs vom Feuer verzehrt wird, so wird die Seele vom Lobe vernichtet und verliert alle Tugendkraft. — Wie es ferner unmöglich ist, daß Saat und Frucht zu gleicher Zeit sind, so auch ist es nicht möglich, daß Diejenigen, welche da weltliche Ehre genießen, himmlische Frucht bringen!“ —

65.

Sinnbildliches von der Taube.

(Nach: Christliche Symbolik von Dr. Wolfgang Menzel.)

Die weiße Taube, deren Flügel in Silber glänzen — wie ein mildes Nachschimmern noch vom ehemaligen Glanze des Paradieses, die bei ihrem leuchtenden Flug am Himmel jedes Auge erfreut, und in deren Gestalt die dritte Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der heilige Geist, über den menschgewordenen Sohn Gottes bei dessen Taufe im Jordan sichtbar herabkam, — ist ein allbeliebter Vogel, und die Legende und die Volkssage, sowie auch die Maler- und Bildschnitzerkunst, wirkten von jeher zu ihrer Verherrlichung, indem sie als das Sinnbild der Unschuld und des Friedens bezeichnet wird.

Hierüber folgen hier nun einige gar anmuthige Andeutungen:

In der Kunstausstellung zu Lyon im Jahre 1846 fand sich ein hübsches Bild von Etex, darstellend Adam und Eva, wie sie eine todte Taube staunend und in ahnungsvollem Schrecken betrachten, weil es das erste todte Wesen ist, das sie sehen. — Dem liegt die symbolische Bedeutung der Taube zu Grunde! — Indem Adam und Eva durch die Sünde ihre

Unschuld verloren, starb sinnbildlich die Taube ihres Friedens und ihres Glücklichseins! —

Die natürliche Taube, welche Noah aus der Arche fliegen ließ, und die mit einem Oelzweige zurückkehrte, dadurch anzeigend, daß unter den Wässern der Sündfluth das grüne Land wieder hervorzukommen anfange, ist ein Vorbild aller himmlischen Boten oder Engel, die der frommen und leidenden Menschheit die Nähe des himmlischen Friedens verkünden. — So wie dem Noah zu Muthe war, als er nach der langen Wassersnoth endlich das ersehnte Ufer fand; so ist jedem Gerechten zu Muthe, der nach des Lebens Stürmen zum ewigen Frieden der besseren Heimath in dem Himmel gelangt. — Darum herrscht schon auf den ältesten christlichen Grabmälern in den Katakomben zu Rom das Bild der Taube vor, die mit einem Oelzweig zu dem aus einem Schiffskasten herausschauenden Noah heranfliegt, und hier nichts Anderes bedeutet, als den Engel, der dem im Herrn Verstorbenen die himmlische Seligkeit verheißt. —

Die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria wird sehr oft einer Taube verglichen. — Sanct Augustinus vergleicht Maria der Taube Noah's, die zur Arche zurückgekehrt sei, um nicht auf Unreines zu treten (wie der Rabe gethan). — Der deutsche Dichter Conrad von Würzburg preist in seiner „Goldenen Schmiede" Maria als die Taube ohne Galle. — Zwei Täubchen in einem Korbe bezeichnen auf allen Gemälden der Reinigung Mariä das Opfer bei der Darstellung Jesu im Tempel. Sie wurden als Sinnbild der ehelichen Liebe und Treue aufgefaßt. — Annibal Caracci malte die Flucht nach Aegypten in der Art, daß Tauben der heiligen Familie voranfliegen. — Unsre Liebe Frau soll sich selbst ehedessen zu Erfurt in der Gestalt einer Taube auf den zum Kreuz gebrochenen und in die Erde gesteckten Stab einer frommen Matrone niedergelassen haben, zum Wahrzeichen, daß hier eine Kirche gegründet werden solle. — Zu Dronghen bei Gent wird ein wunderthätiges Marienbild verehrt, das einst aus Unwillen eine Kirche, in der es nicht geachtet wurde, verlassen hatte und durch vorausfliegende Tauben den Ort bezeichnen ließ, wo es auf's Neue aufgerichtet sein wollte. —

Auf einer alt-christlichen Lampe erblickt man vier Tauben

um eine Palme schwebend; sie scheinen auf den Sieg des Lichtes in den vier Evangelien gedeutet werden zu müssen. —

Tauben erscheinen sehr oft als Engel in den Heiligen-Legenden. — Die heilige Columba (Taube) von Reate erhielt diesen Namen von einer weißen Taube, die bei ihrer Taufe zu ihr flog, ihr einen Kuß gab und wieder verschwand. — Tauben brachten der im Kerker verschmachtenden heiligen Catharina die Nahrung. — Eine Taube brachte der heiligen Adelgunde den Nonnenschleier vom Himmel herab. — Eine Taube brachte dem heiligen Remigius das berühmte Oelfläschchen vom Himmel her, aus dem fortan alle Könige von Frankreich gesalbt wurden. — Eine Taube brachte der heiligen Ida von Löwen die heilige Hostie. — Eine Taube setzte sich dem heiligen Cunibert, während er die heilige Messe celebrirte, auf den Kopf. — Die heilige Romana, eine römische Jungfrau im vierten Jahrhunderte, schied von ihren Eltern, ließ sich auf dem Berge Soracte vom Einsiedler Sylvester taufen und wurde selbst auch eine Einsiedlerin in einer Höhle bei Todi; als sie starb, rief eine Taube, vom Himmel kommend, ihre Seele zum Himmel. — Der heiligen Einsiedlerin Georgia bei Clermont in Frankreich folgten, als sie zu Grabe getragen wurde, unzählige Engel in Taubengestalt. — Eine Taube zeigte den Ort an, wo die heilige Ursula begraben lag, weshalb man ihr auf Kirchenbildern eine Taube zu Füßen malt. — Der heilige Pirminius befahl durch einen gewissen Adalbert ein Kloster zu bauen. Adalbert hieb sich mit der Axt in's Bein; eine Taube trug einen blutigen Span davon und ließ ihn in eine tiefe Felsenschlucht fallen. Da erkannte der Heilige, man müsse das Kloster nicht in eine schöne und freie Gegend, sondern in die tiefe Schlucht bauen und baute dorthin das Kloster Pfäffers, wo eine Heilquelle entspringt. Die Taube mit dem blutigen Span im Schnabel ist noch das Wappen von Pfäffers. —

Die Taube ist auch das Sinnbild der Seele. Vögel überhaupt wurden als Seelen Verstorbener genommen, die Taube insbesondere als die Seele selig Sterbender. In vielen Legenden scheidet die reine Seele des Heiligen in

Taubengestalt aus seinem Leichnam.*) So schwebte die Seele des heiligen Polycarpus als Taube aus dem Scheiterhaufen, auf welchem er verbrannt worden, zum Himmel empor; desgleichen bei'm Sterben die Seele der heiligen Eulalia und der heiligen Scholastica. — Viele Tauben mit Blumen im Schnabel flogen zu dem sterbenden Alessio Falconieri, wahrscheinlich Engel, welche ihn willkommen hießen im himmlischen Jenseits. — Zu dem Grabe des heiligen Medardus flogen zwei Tauben und bald darauf flogen ihrer drei davon, denn die Seele des Heiligen hatte sich zu ihnen gesellt. — Nach dem spanischen Volksglauben erheben sich aus dem Meere, wo ein Schiff versunken ist, die seligen Seelen der Ertrunkenen als Tauben und fliegen in den Himmel. —

So kommen auch die Tauben als Sinnbild der Seelen von selig Verstorbenen auf den ältesten Christengräbern in den Katakomben vor, und zwar neben dem schon beschriebenen Sinnbild der Taube Noah's, die damit nicht verwechselt werden darf. — In der Bedeutung von Seligen picken die Tauben nach Fruchtkörben, welche die himmlischen Früchte eines gerechten Wandels auf Erden und die Freuden der Seligkeit darstellen. Tauben, die an einer Weintraube picken oder an einem Becher nippen, bedeuten wohl die Seelen, welche durch das Blut Christi selig geworden sind. — In den Gräbern der Katakomben ist der Taube oft der Palmzweig beigegeben, als Ausdruck der durch den Martyrtod ersiegten Seligkeit. —

Vögel auf einem Baume singend waren ein durch das ganze Mittelalter beliebtes Bild für die Seligen im Paradiese. Dasselbe Bild — noch bestimmter ausgedrückt — sind die auf dem Baume Peridiroion nistenden Tauben, die vollkommen sicher sind vor den umherlauernden Drachen, weil einzig schon der Schatten dieses Baumes den besagten Drachen tödtlich ist. — Dieser Wunderbaum erinnert aber ganz besonders an den Gnadenbaum des heiligen Kreuzes auf Golgatha, in dessen Schatten der Drache der Hölle überwunden und die Seele zur Gottestaube wird, die den Himmel des ewigen Lebens gefunden hat. —

---

*) Auf alten Bildern von Sterbenden vertritt überhaupt die Taube sehr oft des Engels, dagegen der Rabe des Teufels Stelle. —

66.

Die Taubenfütterung in Venedig.

(Nach: Ein Mittag auf dem St. Markusthurm von F. Hoffmann.)

In jenen Tagen einer glänzenden, aber blutigen und gewaltthätigen Vorzeit der Republik Venedig war es Brauch, daß — zur Feier des Palmsonntags — vom Hauptportale der St. Markus-Kirche lebendige Tauben unter das Volk herabgeworfen wurden. Weil man diese Tauben losgab, damit sie von dem Volke erhascht werden könnten und nicht von dannen flögen in der freien Luft: so waren die Füße mit kleinen Rollen von Papier beschwert, die ihnen zwar erlaubten, noch eine Weile in der Höhe zu flattern und zu zappeln, sie dann aber zum Falle niederzwangen. Die Hauptlust des Volkes hiebei war gewiß die Erwartung: wenn eine Taube in der Luft mit ihrem Stricke kämpfe, wo sie hinfallen würde. — Nun aber geschah es einst, daß ein Paar dieser Tauben nach tapferem Ringen sich von den Banden befreite und, statt in die Hände des Volkes zu fallen, Schutz suchend, auf das Dach von San Marco flog. Das gefiel dem kriegerischen Volke, das sich selbst oft mit tapferem Muthe aus großen Nöthen durchgeschlagen; Sanct Markus, der Schutzpatron von Venedig, wurde auch der Retter der Tauben; — sie galten von jetzt an für unantastbar. — So mehrten sie sich bald, und wurden dem Volke so lieb, daß die Signoria zu ihren Gunsten eine eigene Verordnung erließ, wonach sie nicht nur geschützt, sondern auch auf Staatskosten ernährt werden sollten. Demnach streute zur Zeit der Republik täglich, des Nachmittags um zwei Uhr, ein Aufseher der Kornspreicher der Stadt den Tauben ihren bestimmten Antheil Futter. — Und diese Taubenfütterung erhielt sich fort bis auf unsere Tage.

So hat uns Dr. Guido Görres die Entstehung dieses eben so hehren als gemüthlichen Volksgebrauchs erzählt; die Ausführung desselben, wie sie jetzt noch besteht, beschreibt uns aber der oben genannte Verfasser in folgender Weise:

Er sagt:

Am 1. Mai des Jahres 1855 stand ich in der Glockenhalle des Sanct Markus-Thurmes, versunken im Anblicke der

unbeschreiblichen Herrlichkeit der Gottes- und der Menschenwerke, die dort ringsum das Auge fesselt, ja von Punkt zu Punkt, von Fenster zu Fenster, von Himmelsgegend zu Himmelsgegend fortreißt und das Herz mit Begeisterungsfeuer bis zur heiligen Andacht und bis zu tiefster Rührung erfüllt. Nur wenn das Ueberwältigende der ersten Eindrücke verwunden ist, dann kommt das überauswohlthuende Behagen ruhiger Beschauung über uns, ob wir nun den Blick sich in dem Gewirre der fünfzehntausend Häuser, Paläste und Kirchen verirren oder auf dem weiten grünen Spiegel der Lagunen ausruhen lassen; oder ob wir, weiter hinauseilend, die Inseln, die schwimmenden Dörfer und Städtchen, Klöster und Castelle, oder, die eine Meile lange Lagunen-Brücke mit ihren zweihundertzweiundzwanzig Bogen verfolgend, das Festland von Italien besuchen; oder ob wir endlich ganz in die Ferne schweifend an den weit, weit am Nordwest-Strand des Himmels aufragenden Firsten und Zacken, Hörnen und Spitzen der weiß herleuchtenden Alpen uns erquicken, oder jenseits der langen grün und grauen Linie des Lido im Südosten die blauschimmernde Adria begrüßen. — Die Alpen und das Meer! — Wie viele tausend Menschen sehnen sich ihr Leben lang nach dem Anblicke von nur Einem von diesen Beiden, und hier, auf diesem Thurme, haben wir Beides vor uns und als Zugabe, noch Venedig dreihundert Fuß tief unter uns. Man kann Stunde um Stunde hier zubringen, immer in neuer, köstlicher Aufregung, und denkt nicht an's Fortgehen, wenn nicht etwas Außerordentliches an's Fortgehen mahnt! —

Mich mahnte, nach mehreren herrlich, bald in der Glockenhalle, bald auf der höheren Galerie verschwärmten Stunden, die Nähe der Mittagszeit an das Scheiden von dieser Stätte. — Da erhob der Thurmwart, der mir im gemüthlichen, österreichischen Deutsch freundlich auf manche Frage gute Auskunft gegeben, Einspruch dagegen. „Jetzt nunmehr bleiben Sie erst recht da und beschauen sich, was, wenn's jetzt die Stunde ausschlägt, da drunten auf dem Sanct Markusplatz passiren wird. Ich will Ihnen nichts verrathen, Sie werden schon selber die Sache inne werden!“

Ich begab mich, dem sachverständigem Winke gehorsam, vor die Fensterbogen, unter welchen, zwischen den alten und

neuen Procuratien mit ihrem Mittelbau und ihrem mehr als hundert Arcaden und der diesen gegenüber in bunter Pracht strahlenden St. Markuskirche, der Riesensaal des St. Markusplatzes mit seinem aus schwarzen Steinplatten und weißem Marmor getäfelten Fußboden sich ausbreitet, den der St. Markusthurm als Riesensäule ziert und über dem der Himmel in wundersam lieblicher Bläue sich wölbt. Auf dem Platze sah ich allerdings nur das bewegte Treiben, das in dieser einzigen Herzkammer einer wöchentlich von Tausenden von Gästen aller Zungen durchwogten Stadt freilich eine rastlos lebhafte Pulsation zeigt; eine zweite höhere Abtheilung bewegtesten Lebens entwickelte sich aber auf den Dächern der Paläste und den Domkuppeln rings um den St. Markusplatz. Paar um Paar und Schaar um Schaar rauschten von allen Seiten die Mittagsgäste des heiligen Markus herbei, die blauen Tauben von Venedig. Je näher dem Glockenschlag, desto dichter stürmen die Flüge an, desto lauter wird die Volksversammlung auf den Dächern, desto länger recken sich von Zeit zu Zeit die Hälse mit den aufmerksamen Köpfchen und den klugen Augen, die ohne Falsch sind.

Auch auf dem Platze drunten ist man aufmerksam auf die höhere Bewegung geworden; die Wandelnden und Handelnden, Gehenden und Stehenden ziehen sich mehr und mehr an die Seite der Procuratien zurück, um des Platzes Mitte frei zu geben. Da — endlich schallt der dröhnende Glockenschlag, — alle Flügel heben sich — unten, aus der großen Halle des Mittelbaues der Procuratien tritt ein Mann mit großen Futterkorbe — und auf rauscht die Schaar der Tausende und schwebt mit all' der Zierlichkeit und dem edlen Anstand, wie nur immer der Hunger sie gestattet, zu der offenen Tafel nieder, die San Marco ihnen jeden Tag bereitet und fort und fort auch bereiten wird.

Es giebt natürlich auch bei diesen Tauben außerordentlich Geschäftspünktliche, die sich immer etwas früher, als nöthig einstellen, um nichts zu versäumen, aber auch poetische Schwärmer, die weit in der Freiheit draußen von der St. Markusglocke überrascht werden; das sind dann die Nachzügler, die immer noch zurecht kommen und sogar beitragen, das reizende Bild dieser Taubenfütterung nicht zu rasch vorübergehen zu lassen.

„Und jeden Mittag fliegen diese Tausende von Tauben mit gefüllten Kröpfen davon — und hat dies weiter keine Bedeutung?“ fragte ich.

„„Ja,““ antwortete der Thurmwart; „„diese Tauben sind die Nachkommen der Palmsonntags-Tauben, die ehedessen zu dem heiligen Markus auf das Dach seines hohen Dom's geflüchtet, und sind seitdem, weil sie die Schützlinge San Marco's geworden, den Venetianern so heilig wie den Deutschen die Schwalbe und der Storch. Niemand verfolgt sie; das Kind schon gewöhnt sich daran, sie nur mit Freude zu betrachten, während diese Italiener ihre Begierden mit bestem Appetit an unsern Schwalben stillen. — Es ist groß, wie weit die Achtung vor einem alten Gebrauche oder diesem alten Gebrauche — der sich gleichsam als eine fromme Volksstiftung erweist — von diesem venetianischen Volke bewahrt wird! Sehen Sie dort, immer die Lagunenbrücke nach, dort geht jetzt ein Eisenbahnzug nach Mestre hinüber. Dort standen wir Oesterreicher im März des Revolutionsjahres 1849 unter unserm Feldherrn Haynau gegen die wider Oesterreich rebellischen Venetianer, und ließen kein Kraut und keinen Halm nach Venedig. Und auch von Lido her konnte es nur wenig an Nahrungsmitteln beziehen. Nach der Schlacht von Novara kam der Radetzky selber in Mestre an, und bot den Rebellen gute Bedingungen zu ihrer Unterwerfung, denn ihn dauerte das arme eingeschlossene Volk. Die Noth muß entsetzlich gewesen sein, die vergebliche Sehnsucht nach einem Bissen Brod machte viele Arme krank. Und als nun am 26. Mai das starke Fort Malghera, das Sie dort rechts von der Lagunenbrücke nach Mestre hin sehen, gefallen war, kam in der Stadt zur Hungersnoth noch die Verheerung durch unsre Geschosse. Dennoch hielten sich die Republikaner in der Stadt, ja sie sprengten lieber acht Bogen der herrlichen Lagunenbrücke in die Luft, als daß sie sich ergeben hätten. Desto schrecklicher stiegen Theuerung und Mangel, und zu den Hungerkrankheiten gesellte sich noch die Cholera, um die armen Menschen gar zur Verzweiflung zu bringen. Und noch zwei Monate nach dem Fall von Malghera dauerte dieses Elend fort, mit jedem Tage steigend — aber, lieber Herr! — halten Sie's für möglich? — die **Tauben** auf dem Sanct Markusplatze haben während der ganzen Zeit der Belagerung

keinen Mangel gelitten! Während die Menschen nach einem Bissen Brodes, während Hunderte von verschmachtenden Kranken nach einem Löffel Fleischsuppe lechzten, flogen jeden Mittag aus vollem Futterkorbe die nährenden Körner unter die Taubenhaufen, und nicht eine einzige Taube hat um eines Menschen willen ihr Leben lassen müssen. — So große Stücke hält das Volk von Venedig auf die Tauben seines Schutzheiligen, und darum ist diese Fütterung auch eine Sehenswürdigkeit dieser merkwürdigen Stadt!""

Er hat Recht, der Landmann Oesterreicher. Ich drückte ihm zum Dank für seine Mittheilung die Hand und stieg hinab zu dem Volke auf dem St. Markusplatze, im Herzen Theilnahme für jeden der barfüßigen Kerle, die den St. Markus-Tauben zu Liebe mit gehungert hatten. —

Jetzt saßen die gefiederten Schmauser wieder rings auf den Dächern und putzten sich, während hier unten das Menschengewoge allein den ganzen Platz überströmte. —

67.

Besuch bei einem Naturvolke.

(Nach: Völkerschau auf Reisen von Dr. Theodor Mundt.)

Der Verfasser unternahm im Herbste des Jahres 1839 eine Karpathen-Reise und erzählt von seinem Besuche bei den Bewohnern der Karpathen, „Goralen" oder „Naturvolk" genannt, unter Anderem:

1. Ein schöner großer Schmetterling, lange vor uns herflatternd und unsere ermüdeten Schritte zu immer größerer Eile verlockend, zeigte uns den Weg zu dem Gärtchen eines Goralen, dessen Blumen wohl seine alten Bekannten waren; auf ihnen ließ er sich sorglos nieder, als fühle er sich auch vor Fremdlingen so sicher — als vor den Einheimischen, die ihn gewiß nie verfolgten. Wir streckten uns nieder unter dem Busche, auf welchem der Schmetterling zuletzt gesessen, und drückten unser müdes Haupt in den Schnittlauch, mit welchem der Gorale seinen kleinen Garten bepflanzt. Gleich dahinter erblickte man das hölzerne Blockhaus, worin diese Naturkinder ein so froh behagliches, den ursprünglichsten

Elementen der Schöpfung fast nahe gebliebenes Dasein hinbringen. Vor unsern Augen breitete sich rings der hohe Alpenstock des Gebirges aus; denn nachdem wir bereits in mehreren heißen und beschwerlichen Tageswanderungen, über Felsenstege klimmend und durch ausgetretene Flüsse watend, die schattenlosen Beskiden durchschritten, befanden wir uns jetzt mitten im wildesten Hochgebirge der Central-Karpathen wie verloren und verschüttet. Die ungeheuersten Naturmassen hatten uns in ihren Schoos aufgenommen und es umringte uns uraltes Gestein in den bizarrsten Formen. Vor Kurzem erst entronnen den Seufzern der Menschenwelt, sind wir plötzlich in ein Reich der Stille und des Schweigens eingetreten, das in seinen Steinklüften und Schneeschluchten, in dem geheimnißvollen Rauschen seiner Felsgewässer, und in dem von der sogenannten „Civilisation“ noch unberührten Still-Leben seiner Bewohner, einen in sich selbst abgeschlossenen Naturstaat bildet, einen Staat, der auf den Granitsäulen der Elemente ruht. Hier vernehmen wir nicht mehr das bange Herzklopfen der Civilisation, das Angstgestöhne der Völker, die ihre eigene Brust zerfleischen in zweifelhaftem Kampfe ihrer Einrichtungen, in welchem selbst der Sieg nicht den Frieden bringt! Hier gehorcht das Sausen der Winde, der Fall der Gewässer, die Formation des Steins, das Leben der Pflanze und der Flug des Vogels, Alles ein und demselben Gesetze, dem Gesetze Gottes; und der Mensch, welcher, fern von jeder Künstelei der Kultur, an dieses Gesetz Gottes in der Natur angeklammert und gleich dem harmlos wuchernden Moos in den Ritzen und Spalten dieses Elementar-Lebens nistet, er ist glücklich wie der Vogel, frei wie der Wind, frisch und rein wie das Felsgewässer und gesund wie die Alpenpflanze, denn er trägt in sich die Ruh' eines unbefleckten Gewissens. Er ist noch vom heiligen Geiste erfüllt, der ihm den Sinn durchwirkt, wie die grüne Moosblume den Stein!

Komm' hervor, Sohn des Gebirges, damit wir Fremdlinge, die wir hier in deinem Eigenthum uns gelagert haben, dich grüßen in deiner Einfalt und Schöne, welche dir Gott verliehen und deren Natur bei dir noch nicht zur Unnatur durch den Schliff des Weltsinns geworden ist! Komm' hervor aus deiner Hütte, und heiße willkommen — ermattete Wanderer, die, noch mit dem Staub unsers gebildeten Staaten-

lebens bedeckt, sich zu dir geflüchtet in dein Naturreich, wo vom Urgestein hernieder Kühlung weht auf eine heiße Stirn! —

Aber nichts regte sich in der Goralen-Hütte, deren Bewohner uns keine Spur von ihrem Dasein verriethen und die vielleicht die Nachmittagshitze im Schatten ihres von der Sonne undurchdringlichen Blockhauses verschliefen.

Wir hatten indeß hier den schönsten Standort zu einer Anschauung der malerischen Gebirgsmassen eingenommen. Die himmelhohen Gruppen des Tatra, in ein blaues Duftgewand eingesponnen, riefen uns zu ihren Spitzen empor, auf denen das Sonnenlicht magisch mit den Schneestreifen spielte. Man fühlt sich, bei aller Kahlheit und melancholischen Oede, welche in den Karpathen vorherrscht, doch in diesem Gebirge so sehr der einfachen und unvermischten Ur-Natur gegenüber, und darum nimmt es das Gemüth so gewaltig gefangen. Wie der kräftigende Segen eines Patriarchen überkommt uns diese ursprüngliche Wildheit der Schöpfung. Hier ist Alles erhaben, klar, bestimmt und entschieden, und selbst das Schrecklichste erweist sich noch als edel und rein, denn in der Natur, der gottgetreuen, gibt es die Gemeinheit nicht, wie bei den gottentfremdeten Menschen! Die Schreckniße der Elemente, denen wir uns hier überliefert, sind ein Flötenton gegen die tückischen Stürme des gottlosen Menschen, gegen die Tobsucht einer in ihren Leidenschaften unbefriedigten, entchristlichten und darum rathlosen Zeit!

Doch — wo gerathe ich hin? —

Gorale, Sohn der Natur, wache endlich auf aus deinem Nachmittagsschlaf, und bringe uns ein Glas der kühlen, unverfälschten Milch, welche die Heerde des Gebirges dir liefert! — —

Endlich öffnete sich die Thüre der Goralen-Hütte, und der lächelnde Alte trat heraus. Die kindliche Heiterkeit, welche allen diesen Bewohnern der Gebirgswildniß eigen, stand auch auf der Stirne des schon betagten Greises, der uns so freundlich einlud, in's Haus einzutreten. Die Goralin säumte nun auch nicht, uns die gewaltige Milchkanne entgegen zu bringen, aus der sie mit dem dazu dargereichten hölzernen Löffel den ersten Schluck nahm, entweder aus alter patriarchalischer Sitte, oder um uns zu zeigen, daß nichts Arges und Schädliches in dem Trank enthalten sei. Die Hütte,

reinlicher wie bei den polnischen Bauern, aber auch ohne Schornstein, bestand aus zwei abgetheilten Räumen, in deren einem wir das Vieh hörten, in dem andern saßen wir jetzt dieser Goralen-Familie gegenüber, die uns mit neugierigen, aber wohlwollenden Blicke anstaunte. Sie bestand aus den beiden Oberhäuptern, die noch rüstig genug aussahen und bei hohem Alter ganz schwarzes glänzendes Haar hatten, dann dem Sohne und seiner jungen Frau, deren kleines Kind, dem eine Marien-Medaille auf der Brust blinkte, in einem Trog hin und her schwebte, der an einem Stricke von der Decke herabhing, und in der Mitte der Stube in kühnen Schwingungen sich wiegte. Eine hölzerne Pritsche, an der Wand festgenagelt, und mit etwas Heu überstreut, war das Bett, das auch nur im Winter und bei ungünstiger Witterung benutzt wird; denn während des Sommers schlafen diese glücklichen und freien Leute draußen unter dem großen Nachthimmel, im Angesicht der Sterne, die hier in so wunderbarem Licht über dem Gebirge stehen. Die ganze Einrichtung der chlichten Hütte zeugte von der merkwürdigen Bedürfnißlosigkeit, in der sich dies Bergvölkchen bis auf den heutigen Tag erhalten und worin sich uns ein wahrhafter Naturzustand vor Augen stellt. Und doch erblickten wir eine einzige, den Beschauer wahrhaft rührende Zierrath in dieser Einfachheit, nämlich — ein katholisches Hausaltärchen. Die kahle Wand war geschmückt mit einem hölzernen, braunfarbigen Crucifixbildchen; unter ihm sah man ein papiernes Bild der schmerzhaften Muttergottes fest angeklebt, und wieder unter diesem aus rohem Thon ein Weihwasserkesselchen, dem der geweihte Palmsonntagszweig nicht fehlte. Besagtes Altärchen stammte als Erbstück von den Urgroßeltern des Greises her. Es wurde stets in hohen Ehren gehalten. —

Die Goralen sind schöne, wohlgeformte und starke Leute, oft mit wahren Heldenleibern, und mit feurigen Augen, die Muth und Klugheit ausdrücken. Sie leben, in einzelnen Dorfgemeinden und Gehöften, durch ihre Berge sich vertheilend, in ganz schlichten Naturverhältnissen, und nur durch die christliche Kirche, zu der sie sich bekennen, hängen sie einigermassen mit den Einrichtungen der civilisirten Welt zusammen, von denen sie sonst so fern und getrennt stehen. Hütte, Weib, Kind, Vieh, Sonnenschein, Wind, Regen,

Sonntags ein Gang in das in der nächsten Nähe sich befindende Gotteshaus, Abends das Nacherzählen des Inhalts der gehörten Predigt oder einer treuherzigen Legende eines Heiligen, das sind die Lebenszustände des Naturkindes, die einfachsten Grundelemente des Daseins, um deren Spindel sich Geist und Leib in beständiger Zufriedenheit drehen. Selbst die Nahrungsmittel, von denen der Gorale lebt, beschränken sich nur auf den allereinfachsten Naturstoff. Man findet in ihren Hütten weder Fleisch noch Brod, das sie nur an besonders hohen Festtagen sich vergönnen; in der Regel aber genießen sie nichts als Milch, Molken, Kartoffeln mit Butter und Käse. Ein mäßigeres und genügsameres Geschöpf kann es nicht geben, als diesen Bewohner der Wildniß, die er nicht fruchtbarer wünscht als sie ist, denn Alles bietet sie ihm ja, was nur sein Herz verlangt. — Hier in der Wüste bei den Goralen wollen wir wieder lernen, wenig und einfach zu essen und haben schon einen guten Anfang gemacht, denn bereits seit mehreren Tagen genossen wir nichts als Käse und etwas aufgespartes Brod, und das Wasser der Seen und Bäche. In dieser Weise sicherten wir uns vor den großen Mahlzeiten (Diners), in welche Geist und Magen der modernen Gesellschaft immer schwelgerischer versinken. — Es ist keine Frage, daß die sogenannten „gebildeten" Völker der heutigen Welt zu viel essen, und daß die innere Wohlfahrt ihrer Zustände darunter zu leiden angefangen. Zu allen Zeiten der Geschichte sind die Völker in der Periode, in welcher sie ihrem Verfalle am nächsten standen, die größten — Fresser geworden. Wo die Thätigkeit des Geistes gesunken, hebt sich in demselben Maße die Willkür des Bauches, dessen dumpfe Schwere zuletzt Alles sich unterthan macht, und allgewaltig das Höhere durch das Niedere überwindet. Unzählige selbst unter den gebildeten Ständen der Christen bestätigen in entsetzenvoller Weise die Wehklagen des heiligen Apostels Paulus, welche lautet: „Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi, deren Ende Verderben, deren Gott der Bauch ist, die sich ihrer Schande rühmen, die irdisch gesinnt sind!" Phil. 3, 19.; — weil sie dessen wohlwollende Mahnung nicht beherzigen: „Lasset uns ehrbar wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, und pfleget der Sinnlichkeit nicht zur Erregung der Lüste!" Röm. 13, 13. —

Der gesprächige Alte suchte uns zu unterhalten, und je mehr wir ihn betrachteten, desto mehr mußten wir ihn bewundern. Seine hohe und schlanke Gestalt hielt sich in wahrer Mannskraft aufrecht. Aus dem Hemd, welches bei dem Goralen nur bis an den Gürtel reicht, schaute in kräftiger Wölbung die Brust heraus. Der muskelstarke Fuß ruht auf der Sandale oder dem „Skirps," wie sie es nennen; das Bein, das mit der Gemse um die Wette klettert, ist umhüllt von der enganschließenden ungarischen Hose von weißem Linnen; das gescheitelte schwarze Haar hängt zu beiden Seiten in langen künstlich gewundenen Flechten herunter und darüber gestülpt ist der breitkrämpige runde Hut,*) den schöne weiße Muscheln zieren; in einem malerischen Wurf breitet sich, der kurze braune Tuchmantel über die Schulter, und vollendet die phantastische Erscheinung dieses Gebirgsbewohners, dem man ansieht, wie er in sich selbst und seinen beschränktesten Lebensbewegungen doch ein so volles und reiches Genüge trägt, und sicherer in seiner Haut steckt, als wir — aus unserem gebildeten und gedankenmäßig begründeten Bewußtsein. Dazu nun seine vom Klima und dem beständig harten Leben gezeichneten Gesichtszüge, die da Ausdauer in Gefahren, Kraft und Ehrlichkeit, so wie auch die Biederkeit eines Ehrenmannes verrathen. Und ein Ehrenmann war unser Wirth gewiß, und ein Held dazu; denn indem er jetzt, um zu seiner Feldarbeit hinauszugehen, seine lange Axt ergriff, auf deren Stiel er sich zugleich wie auf einen Spazierstock stützte, konnten wir uns nicht verhehlen, daß seine Erscheinung einen gewaltigen und außergewöhnlichen Eindruck auf uns gemacht! Wir beneideten ihn um dies starke und volle Naturleben, von dem sein ganzes Wesen prangte und blühte; wir beneideten ihn, daß er so stolz war auf das beschränkte Lebensloos, das ihm gefallen; wir beneideten ihn, daß er so Vieles, was wir, die „Gebildeten" wußten, nicht wußte.

Herzlich drückte er uns zum Abschied die Hand. Dann

---

*) Die protestantischen Goralen, welche besonders in der Gegend von Teschen wohnen, und den Katholiken sehr feindlich gegenüberstehen, tragen, um sich von letzteren zu unterscheiden, schmalere Krämpen am Hut. —

tauchte er die Spitze seines Zeigefingers in das Kesselchen mit dem Weihwasser, besprengte sich mit demselben unter dem Kreuzzeichen, das er über sich machte, und sprach wie betend: „Es lebe das kostbare Blut Jesu Christi, das mich segnen möge!“

Wir beugten uns in Ehrfurcht vor seinem Glauben. — —

2. In Zakopana, einem der zahlreichen Dörfer des Gebirgs, hatten wir gute Herberge gefunden, und diesen romantisch gelegenen Ort, bei welchem der weiße Dunajec aus den Alpen herausschäumt, zum Mittelpunkt unserer Ausflüge in das Gebirge gemacht, wozu er allen Reisenden als sehr geeignet zu empfehlen ist.

Heut' war Sonntag und wir brachen auf, um dem Gottesdienste der Goralen in der Kirche zu Paronie, welche ungefähr zwei Stunden von Zakopana entfernt ist, anzuwohnen. Unterwegs schon erblickten wir zahlreiche Kirchgänger, die uns durch das schmucke und reinliche Wesen, in welchem sie heut' erschienen, ergötzten. Die Minder, bei den Mädchen und Frauen, häufig mit Tressen besetzt, die kurzen, meist dunkelfarbigen Röcke mit den weißen Schürzen, dazu das große, weiße Kopftuch, das sie in Form eines Schleiers lang über die ganze Gestalt herabhängen lassen, Alles war in bester Sonntagsordnung und bot den eigenthümlichsten Anblick dar. Anmuthig-bescheiden sahen die Köpfe der jungen Mädchen aus, deren Haar, in der Mitte gescheitelt, in zwei Flechten herabwallt, durch welche noch bunte Bänder gewoben sind. Die Frauen tragen kleine Mützen, unter denen sie ihr kurzes Haupthaar, das ihnen am Hochzeitstage geschoren worden, verstecken. Die Fußbedeckung ist verschiedenartig. Einige tragen — wie die Männer — die Skirpse oder Sandalen, auf denen der Fuß in dem rothen, in Falten gelegten Strumpfe ruht. Viele erblickten wir auch heut' am Sonntage in ungarischen Stiefeln, von rother und gelber Farbe. Manche unter ihnen gingen auch baarfuß und trugen in weißer Oekonomie ihre Stiefel in der Hand, welche sie jedoch wieder anlegen, bevor sie in die Kirche eintreten. Auf keiner Brust fehlt die geweihte Muttergottes-Medaille, in keiner Hand der Rosenkranz.

Um die Kirche von Paronie herum entfaltete sich schon ein reges und buntes Leben. Der Platz vor der Kirche

dient zugleich zu einer Art von Sonntags-Markt, denn die Kirchgänger sollen doch auch den Kindlein daheim ein kleines Sonntags-Geschenk mitbringen. Besonders werden deshalb Früchte feil geboten. Aepfel in großer Anzahl waren zum Verkaufe, und junge Goralinen hielten uns bei jedem Schritt, aber recht freundlich, ohne zudringlich sich zu zeigen, ihre Waare hin; wir kauften auch von denselben aus Rücksicht auf die so freundlichen Anerbietungen.

Endlich gelang es uns, den buntgemischten Haufen zu durchdringen und in den Tempel einzutreten, der, ganz von Holz gebaut, durch die Einfachheit, mit welcher er dem Herrn dient, etwas Rührendes hatte. Wir befanden uns in einer katholischen Kirche, wie uns das Kreuz auf dem Altar und die Heiligenbilder an den Wänden verriethen; und als Einer von uns durch ein Augenglas diese Bilder betrachtete, wurden wir von einer alten Goralenfrau, die ihr frommes Gefühl dadurch verletzt fand, gar ernstlich bedeutet. Es herrschte ein merkwürdiger Andachtsgeist unter diesen Kindern der Berge. Alle beteten inbrünstig in sich hinein; wir sahen nur edel bewegte, ehrwürdige und liebliche fromme Gesichter. — Jetzt bestieg der Priester die Kanzel und hielt eine Predigt, deren harter verweisender Ton wie eine Strafpredigt klang, und die von Zeit zu Zeit durch ein seltsames Gemurmel der Zuhörer, welche damit ihre Sündhaftigkeit und Straffälligkeit zu erkennen gaben, unterbrochen wurde. Dann verließ die ganze Gemeinde die Kirche, und nachdem sie draußen, unter feierlichem Läuten der Glocken einen Umzug um die Kirche singend gehalten, traten sie wieder hinein, und knieten in bewunderungswürdiger Haltung zum Anhören der heiligen Messe nieder.

Uns, den Fremden, *) hatte man die wohlwollendste Aufmerksamkeit geschenkt und wir waren freundlich in den Zug aufgenommen worden, der sich um die Kirche bewegte. Die Alten schüttelten uns mehrmals die Hände, und die Jungen begrüßten uns mit ihren gewogenen Blicken.

O wie so hehr und so schön war es hier unter diesen schlichten Gebirgsbewohnern! Alles so katholisch-glaubensfroh,

---

*) Der Erzähler ist, wie sein Reisebegleiter, Protestant. —

Alles so andachtstrunken, Alles so demüthig im Beten und Gottdienen, Alles so selig im lautersten Sonntagsfrieden! Wahrlich, Christus der Herr, mit seiner Liebe, seiner Gnade, und seinem Segen, war mitten unter uns! —

3. Schon vor Aufgang des Taggestirns hatten wir die Wanderung zu dem Bergsee, genannt „Meerauge," angetreten, und in das Reich der fabelhaften Wildniß uns begeben, das hier seinen Anfang nimmt. Ueber Granitgerölle, im Schutt massenhafter Steingeschiebe, und durch brandende Strömungen, die sich aus den Schluchten hervor auf unsern Weg stürzen, klettern wir mehrere Stunden lang empor und steigen höher und höher dem Hochgebirge zu, auf dem wir den wunderbaren See, den größten der Karpathen, zu finden streben. Unser labyrintisch geschlungener Felsenpfad führt uns von steilen Spitzen zu Abgründen, und von Abgründen wieder zu schwindelnden Höhen, und neben uns und unter uns taumeln die märchenhaften Steingebilde dieser Wüstenei, die einem verschlingenden Ungeheuer ähnlich sieht. Und verschlungen haben uns diese hohen Schreckniſſe der Natur, unter denen die menschliche Kraft — vor der Allmacht Gottes — nur in zusammengedrückter Scheu dahinschleicht und sich kaum zu verrathen wagt durch den Seufzer der Ermattung. Aber durch die schauerliche Nacktheit der Felsenöde schlingt sich auch plötzlich wieder ein lieblicher Zug der Vegetation, und unsre Führer, die wackern Goralen, brachten uns zur Erquickung ganze Zweige der schönsten Erdbeeren, die sie am Wege gepflückt hatten. Die erhabene Stille und Einsamkeit, in die wir uns immer mehr versteigen, wird jetzt zuweilen durch schallende Töne, durch Hüfthörner und Hundegebell, unterbrochen. Nun erbebt die ganze Felseneinsamkeit, gleich einem Träumenden, der seiner Brust ein unbewußtes Angstgestöhne entfahren läßt. Es ist die Jagd, die sich abseits von unserm Wege hinzieht, und es gilt dem Bären, welchem man hier seit einigen Tagen auf der Spur ist, und von dem uns in Bukowina der Förster erzählt hatte. Vielleicht treffen wir den Bären oben am „Meerauge," in dessen Gegend er mehrmals gesehen worden und wo er das schwarze Wasser des See's zu trinken pflegt, wenn ihn dürstet.

Jetzt, indem wir um eine Felsenecke biegen, liegt plötzlich, in schweigender Größe, der See vor uns da, und trifft

uns mit seinem gewaltigen Anblicke wie eine Geistererscheinung. Auf dem Hochgebirge gelegen, zwischen der Krummholz- und Wald-Region, ruht er doch selbst wieder zwischen hohen Felsen eingeschlossen und führt in seinem Kessel, in sich selbst versunken, ein räthselhaftes Still-Leben. In einer regelmäßigen Oval-Form sich hinlagernd, scheint er von dieser Form den Namen des „Meerauges“ zu haben, und gleicht in der That mit seiner dunkeln Fluth einem schwarzen Auge, das, wenn der Sonnenstrahl darauf fällt, sich blitzend bewegt und uns geheimnißvoll zuzuwinken scheint. Ringsum ragen gewaltige Granitspitzen, dort abenteuerliche Kalkmassen und abgebrochene Felstrümmer empor und blicken ernst und stolz zu ihm hinunter, als wären sie die Hüter, die ihn bewachen. Und das eine dieser Felsbilder ähnelt einem Mönche, der niedergestreckt liegt auf seinen Knieen, und zum Himmel zu beten scheint, daß Gnade herabwalle auf diese Stätte einer wunderbaren Melancholie, die den Wanderer bald bezwingend auf diesen Punkt fesselt, bald ihn wieder zurückstößt mit eiskaltem Entsetzen.

Das Wasser des „Meerauges“ ist sehr klar, und läßt sich oft bis auf seinen tiefsten Grund schauen. Wenn ihn kein Sturm bewegt, strahlt der See auf seiner herrlichen Spiegelfläche die ihn umringenden Berge und Felsen so deutlich wieder, daß man sie in einer neuen Schöpfung herausgetreten wähnt aus dem mystischen Auge dieses Gewässers. Aber die Farbe des See's ist verschiedenartig an den verschiedenen Stellen, an den Rändern mehr in's Hellgrüne schimmernd, auf der mittleren Fläche dunkel und schwarz. Die Felswände jedoch, welche den See umragen, scheinen alle in's Graue und Grüne, und nur hier und da blickt aus ihren Schluchten ein weißer Schneehaufen hervor, oder es funkelt der Fels zuweilen auf von den Quarz-Krystallen, die ihn durchweben. — Dies ist die seltsame Beleuchtung dieser merkwürdigen Stelle der Erde! — Das Wasser soll indeß, bei all seiner Schönheit, doch ungesunde Bestandtheile in sich führen. Die zahlreichen Fische, welche sich in dem See aufhalten, sind alle ungenießbar und von widerlichem Ansehen.

Das „Meerauge“ ergänzt sein Gewässer vorzüglich durch den Wasserfall des „schwarzen See's,“ der oberhalb von seinem Kessel, auf dessen südöstlicher Felsenecke, hinter einer

halbverwitterten Granitwand versteckt liegt. — Wir bestiegen die vom letzten Sturm theilweise zertrümmerte Plätte, um uns auf derselben hinüberzurudern zu jener Felsenecke, an der wir hinüberklimmen wollten, um den schwarzen See zu besuchen.

Indem wir auf unserm gebrechlichen Fahrzeug über der Wasserfläche hin und her schwankten, fielen unsere Blicke plötzlich auf ein **Kreuz**, welches wir bisher nicht bemerkt hatten, und das auf einer der Felsenhöhen des Ufers emporgerichtet stand. Der fromme Bischo von Tarnow, so erzählten uns die Führer, soll das Kreuz an dieser Stelle haben erbauen lassen. Die Inschrift erinnert an das Heil der Welt durch das Kreuz des Gottmenschen Jesu Christi auf Golgatha. — Es ragt hier empor wie ein Palmbaum des Sieges und des Friedens; es steht hier wie ein Evangelist des ewigen Lebens und zugleich als freundlicher Wegweiser in die himmlische Heimath! — Unsre Goralen hatten im Angesichte dieses heiligen Zeichens der Welterlösung einen Augenblick lang ehrfürchtig ihre Krämpenhüte gezogen, und auch wir fühlten in innerer Bewegung den Sinn, welchen der fromme Bischof durch die Aufpflanzung des Kreuzes in dieser Wildniß hat aussprechen wollen. Es soll ihm, dem einsamen Wanderer, auch hier das Wort des Apostels Johannes in den Sinn kommen: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingebornen Sohn hingegeben, damit Jeder, der an Ihn glaubt, nicht zu Grunde gehe, sondern das ewige Leben habe!“ Joh. 3, 16. — und die Mahnung des heiligen Paulus: „Lasset uns aufschauen zu Jesus, dem Stifter und Vollender unsers Glaubens; der im Hinblicke auf die Herrlichkeit das Kreuz auf sich nahm, und der Schande nicht achtete, und nun sitzt zur Rechten des göttlichen Thrones!“ Hebr. 12, 2. — Dann soll ihn des Kreuzes Anblick an das Taufgelübde, das er am Weißen-Sonntag so feierlich erneute, erinnern: „Mit Christo bin ich an das Kreuz geheftet; ich aber lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir! Was ich aber nun lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben hat!“ Gal. 2, 20. — und aus kindlicher Dankbarkeit soll er dann bei'm Weiterschreiten ausrufen: „Von mir sei ferne, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze unsers

Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt!" Gal. 6, 14. — Eine solche erhebende Predigt hält das stumme und doch so laut redende Kreuz, und dies ist der Bergsegen, den der Wanderer von dieser hocherhabenen Stätte mit sich nimmt. Durch diese Kreuz-Erhöhung ist dafür vorgesorgt, daß auch hier, in dieser Einsamkeit, der Teufel nicht in der Urfrische seiner ewig alten Bosheit sich in das Herz eines Wanderers sein giftiges Nest bauen möge! —

Hatte uns das Kreuz in dieser Felsen-Wildniß tief bewegt, so überraschte uns auch der Anblick, welcher sich zu gleicher Zeit unter demselben darbot, und der uns einige Minuten zweifelhaft ließ, ob wir träumten, oder ob wir einer überirdischen Erscheinung begegneten. — Am Fuße des Kreuzes saß eine Goralenfrau mit ihrem Kinde auf dem Schoos. Die Frau war arm und elend gekleidet; sie hatte von den Gesträuchen der Wildniß Beeren gesucht; aber das kleine Kind, das an ihrem Busen hing, fast nackt, erschien lieblich und heiter, und erinnerte an's göttliche Christkind, das sich in Gnaden ehedessen aus den Höhen des Himmels auf die gottverfluchte Erde niedergelassen, um durch sein Erlösungswerk der Welt den Frieden zu geben. Die Mutter hatte so eben zum göttlichen Christkind, das zum Lamme Gottes am Kreuze geworden, hinaufgeschaut und gebetet: „O mein Herr und Heiland Jesus Christus, laß' auch dieses mein Kindlein dir ähnlich werden, damit es, wie du, zunehme an Weisheit und Alter und Gnade vor Gott und den Menschen!" Luk. 2, 52. Das Kind aber hüpfte so munter am Herzen seiner Mutter, und zeigte mit den kleinen Händen bald hinauf zu dem Kreuz auf den trotzigen Felsmassen und bald hinüber auf den dunkelwogenden See, als wollte es spielend das Heil vom Kreuze auch diesen Schrecknissen der Schöpfung erflehen. — Mitten in diesem schauerlichen Winkel der Erde ging plötzlich der Friede aus von dem Kreuze und von dem unter ihm auf dem Mutterschoos lächelnden Kinde; denn es war uns, als seien es Kreuz und Kind, im Gegensatz zu der wilden Gegend, die da Ruh' in uns und um uns verbreiteten. Der Geist der ewigen Sanftmuth schwebte mit mildestem Flügelschlag über dem Felskessel, der uns einschloß. Wir fanden, nochmals zum heiligen Kreuze emporblickend,

auf's Neue die Verheißung des himmlischen Mittlers an demselben bewährt, der da, indem er seinen Jüngern andeutete, welches Todes er sterben werde, sprach: „Und ich, wenn ich von der Erde erhöht bin, werde Alles an mich ziehen!“ Joh. 12, 32.

Und so hatten wir hier, wo wir uns fern von aller Liebe und Gesittung wähnten, die versöhnende Bedeutung des Kreuzes und des Kindes erfahren, und uns war heilig zu Muthe geworden im Bewußtsein dieses Kerns der Gottesfurcht, der überall aus den innersten Tiefen der Schöpfung und selbst aus ihren feindlichsten Gegensätzen hervorbricht! —

68.

In der Judengasse zu Frankfurt am Main.

(Aus: Federzeichnungen auf einer Reise nach der Schweiz von Louise Mühlbach.)

Recht in das Innere der Stadt Frankfurt mußt du mir folgen, in jene dunkle, lange Straße, die seit uralten Zeiten her der Wohnsitz der Juden in Frankfurt ist.

Einmal, nur einmal verließen sie diese Straße, und das waren goldene, köstliche Tage des Triumphes. Da leerten sie in wenigen Tagen den vollen Becher berauschender Siege, da feierten sie den großen köstlichen Tag der Vergeltung, rächten den Hohn mit Hohn, Grausamkeit mit Grausamkeit, zwängten die Christen ein in ihre Straßen und machten sich glückestrunken zu Herren der Stadt.

Die Sonne ihres Glückes durchbrach auf Einen Moment wenigstens die dunklen Wolken, die über der Judengasse gehangen, und glänzend hell meinten sie den Horizont ihrer Zukunft zu erschauen — aber es war nur Ein Moment; unter Strömen vergossenen Blutes verfinsterte sich ihr kurzer Sonnentag, und gebeugten Hauptes, zerrissenen Herzens wurden sie zurückgestoßen in die Judengasse, deren eisernes Thor sich knarrend drehte, um sie wiederum zu Gefangenen zu machen, sie auf's Neue abzusondern von der Welt und ihren Genüssen.

Jetzt steht dies Thor offen, ein milderes Zeitalter hat mindestens die Pforte dieses Gefängnisses geöffnet und das Entfliehen möglich gemacht; aber freilich, das Hervorgehen aus dieser Gasse, es bleibt immer eine Flucht, ein offener Bruch mit der Vergangenheit, ein Zugeständniß an die Christenheit, zu welcher der flüchtige Jude eilt, um unter ihren Fittichen die Freuden der Welt kennen zu lernen und im Genuß sich zu entschädigen für die Entbehrungen der Judengasse.

So sind Viele geflohen; fast nur Arme, denen es an Mitteln zur Flucht fehlte, geblieben.

Nur Eine war in jenen Zeiten geblieben, und sie war das reichste Weib vielleicht Europa's.

Stolz und hochsinnig, eigensinnig und demüthig zugleich blieb sie mit ihren Schätzen und ihren Brillanten, ihren Millionen und Kostbarkeiten inmitten der armen, finstern, eklen Judengasse, blieb in diesem kleinen, niedrigen, unansehnlichen Hause, das die Stätte ihres Elends und die Wiege ihres Ruhmes gewesen, in welchem jeder Winkel, ob vielleicht auch übertüncht mit kostbaren Teppichen und sammetnen Tapeten, ihr doch in der Stille der Nacht erzählte von vergangenem Kummer und trostloser Entbehrung; wo in den Dämmerstunden es ihr schien, als ob alle die goldene Pracht, die sie umgab, dieser Glanz und Luxus abfiel von den Wänden, die nun wieder kahl waren und unheimlich leer wie in ihrer Jugendzeit; wo sie meinte, ihren armen, sterbenden, ringenden Gatten neben sich zu sehen, wie er ihr goldene Worte der Liebe flüsterte, wie sie ihm goldene Worte des Trostes und der Hoffnung sagte. — Diese Eine, das war die Frau Anselm Rothschild's, des Stammvaters der reichsten Banquiers. Als ihre Söhne längstens die Judengasse verlassen, und vornehme Herren geworden waren, da blieb die alte Stammmutter Gudula Rothschild immer noch in diesem kleinen Hause; und sie that's mit Absicht, in dieser Judengasse zu bleiben: denn sie war da die angebetete Königin, sie ward da geliebt, vergöttert, eben weil sie blieb.

Wir gingen durch diese enge, trübe Gasse und blickten forschend die niedrigen Häuser an und standen vor manchem still und schauderten vor dessen grauenvollem, unheimlichem Aussehen.

Ein Trupp müssiger, schwatzender, schmutziger Juden-

weiber rief uns an: „Sie wollen gewiß das Rothschild'sche Haus sehen?“

Als wir es bejaht, erbot sich gleich eine, mit uns zu gehen, um es uns zu zeigen.

„Hier,“ sagte sie mit stolzen Blicken, vor dem unscheinbaren Hause stehen bleibend, „hier wohnt Frau von Rothschild, und hier wird sie wohnen, so lange sie lebt; denn sie bleibt bei uns, sie mag nirgends anders wohnen, als bei uns!“ —

„„Und dafür liebt Ihr sie wohl Alle?““ fragte ich.

„O gewiß, von ganzem Herzen,“ rief sie glühend; „und sie liebt uns auch, sie ist unser aller Wohlthäterin, und niemals geht ein Armer ungetröstet von ihrer Thür!“

In diesem Augenblick zeigte sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens, das neugierig uns anschaute, dann wandte es sich rückwärts, vielleicht um ihre Gebieterin zu rufen; denn gleich darauf erschien am Fenster die kleine, gebückte Gestalt einer alten Frau.

Ganz der ächte, unverkennbare Judentypus in diesem Gesicht, die Augen noch immer flammend und stechend, obwohl die runzelichte Stirn, das spitze Kinn das hohe Alter verriethen, das Gesicht eng umschlossen von einer breiten, doppelten, weißen Krause.

„Das ist sie, das ist unsere Mutter Rothschild!“ sagte das Weib ganz freudetrunken.

Die alte Madame Rothschild sah uns noch eine Minute an — mit stolzem, spöttischem Lächeln, dann nickte sie der alten Jüdin, unserer Führerin, freundlich zu und verschwand vom Fenster.

Die Jüdin aber sank fast in die Kniee vor Stolz und Rührung über die Leutseligkeit der Mutter Rothschild, und selbst unser Trinkgeld schien ihr weniger Freude zu machen, als das gnädige Kopfnicken der reichsten Frau ihres Volkes.

Mich überlief ein Grausen, wenn ich an diese diabolische Gewalt des Geldes dachte, die allein genügt, **diese** Tochter Israels über Alle ihres Stammes zu erheben, die alle Tiefen, alle Abgründe in der Gesellschaft ausgleicht und Geburt, Rang, Bildung und Tugend zu ersetzen im Stande ist. In diesem Augenblicke schien mir all dieses Streben nach Geld und Besitz, das die Juden charakterisirt, gerecht-

fertigt — das **Geld** ist ihre reinwaschende Taufe, ihre Ebenbürtigkeit, ihr Adelsdiplom, ihr Ordensband, ihr Rang und ihre Entschuldigung! — —

Und daß es so ist, wer anders hat es veranlaßt, als die Christen?! wer anders trägt die Schuld an den Fehlern der Juden? — —

69.

Am Walchen-See.

(Nach: Baierisches Seebuch von Heinrich Noë.)

Endlich liegt sie da, die große, grüne Fluth — der Walchen=See — der „See des Fremden.“ Diese Bedeutung hat walchinseo, die älteste Form ihres Namens im Chronicon von Benediktbeuren. Es mögen, als zum ersten Mal Deutsche die Waldschlucht und das finstere Ufer betraten, noch Leute von keltischer oder romanischer Abkunft in dem vergessenen Erdwinkel gesessen haben. Unser jetziges Wort „wälsch“ hängt mit jener althochdeutschen Bedeutung zusammen.

Anmuthig erscheinen die Gestade dieses See's, wenn man vom Norden, den Kesselberg herab, kommt. Hier thut die Sonne ihre Wunder. Wie ein langer, blinkender Goldreif, ein Diadem mit gleißenden Diamanten, spannt sich der Karwendel jenseits der Wasser über die grünen Berge. Eine unendliche Fülle von Duft liegt dann über der grünen Fluth. Der klassisch abgeschnittene Wetterstein, der Tiroler Solnstein, im Süden, dämmern noch mit dem sanftesten Blau hinein und geben der Landschaft einen zauberischen Abschluß. Merkwürdig ist es, dieser See gewinnt an Lieblichkeit, wenn man die kalten, unfruchtbaren Felsen sieht, die sich über seinen Waldbergen erheben; werden jene von Wolken versteckt, so erblickt man nur öde Wälder, die in der Trübe doppelt einsam und traurig dastehen. Darum ist der Nordrand um so unvergleichlich schöner, als der südliche. Dort hat der Walchensee etwas, was wie aus Königs= und Tegernsee zusammengesetzt erscheint — die gewaltigen schneetragenden Zinken jenseits der Isar und die bewaldeten Vorberge am Ufer. Beide scheinen fast gleich nah. Es ist ein Hochgebirgssee, der

zugleich Raum für ein weitgedehntes Bergpanorama hat: ein wunderlicher Zufall. Die andern Seen des eigentlichen Hochgebirgs gewähren dem Blicke nur die Aussicht auf Wände.

Am wunderbarsten ist wohl eine Mondnacht, die man vom Westufer aus betrachtet. Der Vollmond steht über der Thaleinsenkung der Fachenau: die Gebirge schimmern in einem seltsamen Glanze, wie der Traum der Jugend. Die Welle des See's ist hier wie flüssiges Gold, dort rabenschwarz. Ein leises Geräusch weht am Ufer; die Blätter der Bäume zittern im Licht und das Wasser schlägt ganz stille an die kleinen Kiesel. Ueber den See und an manchen Bergen des Südens stehen unbewegliche Wolken, keine Thurmhöhe über dem Wasser. Andere lange weiße Nebelstreifen scheinen vom Karwendel herabzufließen, bleiben aber in den vielen Wipfeln hängen und verschwinden im Dunkel der unteren Wälder.

Auch während ich diese Zeilen niederschreibe, ist der Himmel offen. Vor meinem Fenster rauscht der Brunnen, der weiße Flieder blüht am Rande des Obstgartens. Draußen liegt die Südwestbucht des See's — aber heute glänzt sie im Julitag stahlblau vom Abglanz des ungetrübten Gewölkes. Eine blendend weiße Möve flattert über der Fluth und so zittern in meine Augen die reinen Farben — rein wie der Schnee auf dem Wetterstein und der Himmel, der über ihm liegt. Auch das Gewöhnliche fehlt nicht. Auf dem Holzstoß trocknen Socken; ein blecherner Wassereimer wartet, daß man ihn füllt, um die Krautköpfe des Gartens zu begießen. An einer hohen Stange ist eine Sichel eingeklemmt; sie gleißt in der Sonne, ein Wahrzeichen des Posthauses. Es ist aber kein Wahrzeichen, sondern eine Vogelscheuche. Die Hochgeier fliegen von den Graten nieder und lauern den Hühnern auf. Sie haben die Gewohnheit, sich mit ihrer Beute auf die nächste Spitze zu setzen. Die Sichel an der Stange zerschneidet sie.

Auf den grünen Matten des hohen Simetsberges liegt heute nicht ein einziges Wölkchen. Die kleine Kirche schaut nur wenig aus den Obstbäumen. Der Mond ist jetzt ein blasses Flimmern am Morgenhimmel; die Fluth, welche, von hier aus überschaut, ein tiefes Lasur zeigt, erscheint grün, wie das Ufergras und die schönen Bäume, wenn du dich am Strande über das Geländer gebeugt, in die zauberische

Pracht des Sommers versenkt. Wenn es Abend wird, so entstehen am Ostufer Inseln; es ist der Schatten von den Giebeln der westlichen Berge, deren Spitzen vom Licht weit über den See hinübergeworfen werden, daß du in dem blinkenden Wasser neue Eilande zu erblicken glaubst.

Drüben auf der Halbinsel schaut das „Klösterl“ gar einsam in den See und auf die Wand des Fährenberges, der mit seinen Fichten sich jäh zu ihm herabsenkt. Es war eine Villa für die Benediktiner des Klosters Benediktbeuern.

Mehr als drei, vier Mönche wohnten nie drinnen. Es waren in der Regel solche, welche Bücher schrieben, zu denen sie noch mehr Stille brauchten, als ihnen das dichtbevölkerte Kloster bot. Hier hatten sie freilich Ruhe. Der Wellenschlag dort wird von Niemand gehört und das Auge umfaßt nur den schwarzen Kreis, der sich um die Wildniß des Walchensee's zieht. Jetzt wohnt ein alter Pfarrer drüben, der mit seinen zahmen Rehen seine Tage in Ruhe beschließen will. In einer kleinen düstern Schule stehen Schulbänke. Er ist zugleich der Lehrer für die wenigen Kinder, welche von den Ufern des See's kommen. Alles ist so ärmlich und klein, daß es den Beschauer rührt. Aber in der Kirche gleich daneben ist viel Gold; an den Fahnen und an den Schnitzwerken hängt allerlei Schmuck. Die nächste Thüre neben dem Schulzimmerchen führt dahin. Hier siehst du das Bild der „schwarzen Maria von Absam in Tirol,“ unter dessen Gestalt es der heiligen Muttergottes gefiel, plötzlich mitten im Glas der Fensterscheibe eines Bauernhauses zu erscheinen.*) Zahlreiche Votivtafeln sind an den Wänden befestigt. — Im Hofe dieses uralten Gebäudes scheint alle Schwermuth, der man in den vereinzelten Bildern der Seelandschaft begegnet, sich

---

*) Absam, eine halbe Stunde von der Stadt Hall in Tirol, gar hübsch auf einer sanften, wiesengrünen Anhöhe ausgebreitet, und eines der ältesten Pfarrdörfer im Innthale, wurde am Ende des verflossenenen Jahrhunderts als Wallfahrtsort im ganzen Lande berühmt. Am 17. Januar 1797 entdeckte nämlich eine Tochter des Bauers Johann Buecher plötzlich an einer Fensterscheibe der Wohnstube ein Marienbild, einem schwarzen Kupferstiche ähnlich. Es wurde auf einem Seitenaltare in der Pfarrkirche zur öffentlichen Verehrung aufgestellt. Zahllose Abbildungen desselben sind überall verbreitet. (Der Pilger durch Tirol.)

zusammengezogen zu haben. Ein Haus mit schwarzen Läden steht darinnen. Eine große Einfassungsmauer, einstmals die Clausur, liegt zerbröckelt da und der brausende Nadelwald schaut hoch über die eingestürzten Steine. Nur einen Steinwurf davon ist der schwarze See, der blasige Streifen an's Ufer wirft.

Am Westufer drüben das gelbe Haus ist die Wohnung des Försters. Dieser ist der Herr eines Thiergartens. Es wimmelt auf den Bergen von Hirschen, Rehen und Gemsen, die oft in die nächste Nähe menschlicher Ansiedelungen kommen.

Lassen wir den Förster und das Wild. Der See wogt in seiner ganzen Breite gegen das Ufer der Halbinsel. Blitzschnelle Fischchen durchfliegen das sonnige, seichte Wasser am Strand. Dort stehen graue fest verschlossene Hütten im Geplätscher — es sind die Fischbehälter (Fischg'halter) der Bauernhöfe „Zwergern." Ein hübscher rothlippiger Bursche mäht Heu auf einer Wiese, die an zirpendes Röhricht stoßt. Kühe haben sich vor der großen Sonnenhitze auf der Weide geflüchtet und stehen jetzt in der schattigen Schiffhütte, wo ihnen die heranrauschende Welle den Rücken netzt. Die Berge drüben setzen sich umgekehrt in der Welle fort; sie aber ist aufgeregt und verflackert das Spiegelbild, so daß dieses wie eine ungeheure grüne Flamme aussieht, die nach unten züngelt. — Nicht weit davon steht eine verlassene Kapelle im Seegebraus, der heiligen Margaretha gewidmet. Auf dem kleinen Gottesacker, der sie umgibt, stehen eiserne Kreuze, verrostet und von den Stürmen, die aus der Fluth hereinkommen, auf die Seite gebeugt. Niemand kann mehr die Namen Derer lesen, die hier am luftigen Strande schlafen. Die Hügel sind vom hohen Grase geebnet; es sind vergessene Gräber, und statt der Blumen, welche freundliche Erinnerung an solche Ruhestätte bringt, liegen träge Eidechsen und Ringelnattern träumend im Mittagsstrahl. In der Kapelle selbst sind hinter einem Gitter die Schädel vieler Bauern zu sehen; überall fehlt die Kinnlade; Spinnenweben und Raupengespinnste durchziehen die Höhlungen der Augen und Nasen. Auf mancher Stirn ist etwas mit Bleistift hingekritzelt, was man so wenig mehr erkennen kann, als die Gedanken, die einst dem Gehirn angehört haben mögen, welches gegen diese Wände schlug. Unter ihnen steht auch noch ein

großer Haufe von Bein- und Armknochen, und neben dran hat ein frommer Wanderer mit Bleistift auf die weiße Wand geschrieben:

„Vieles, was wir jetzt nicht meinen,
Wird im Tod' uns groß erscheinen!"

Dabei ermahnt er zur Buße. Nebenan ist ein Bild, das die Geißelung Christi darstellt, und ganz in der Nähe, in einem andern Gemäuer, erblickt man in einer Figur von Holz den gegeißelten Christus, das Antlitz mit Blut und Thränen, und den ganzen Körper mit Wunden bedeckt und mit Blut überronnen. Die schlichten Bilder machen in dieser Einsamkeit, und Angesichts der Todtenschädel, auf den Beschauer einen rührenden Eindruck. Unwillkürlich bittet man den so wund gegeißelten Heiland um die Seelenruhe der Todten, deren Gebeine, die hierinnen aufgeschichtet, und deren Gräber draußen vergessen sind; und gleichfalls bittet man für die eigene Seele um Gnade und Erbarmen, wann sie dereinst in seinem Gericht erscheinen muß.

Verläßt man die Kapelle, so steht der graue Solstein vor uns. Auf seinem Gipfel schimmert es hell und über ihn fliegen rundliche Wolken, blendende Lichtbündel. —

70.

Der Altenberger Dom.

(Aus: Die illustrirte Welt, Jahrgaug 1866.)

Ernst Boßuack schreibt:

In einem der schönsten und anmuthigsten Thäler des bergischen Landes, im Dhünthale, unweit Cöln und Solingen, liegt eines der kostbarsten Werke deutscher Kunst und Religiosität, die ehemalige Abtei-Kirche Altenberg, laut des Dichters Göthe Ausspruch, nächst dem Straßburger Münster und Cölner Dome, das herrlichste Bauwerk des Rheinlandes.

Ueber die Gründung der ihrer Zeit hochberühmten Abtei Altenberg sagen die alten Urkunden Folgendes:

Auf einer Anhöhe in der Nähe der jetzigen Kirche lag

zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Burg der Grafen vom Berge, von den Brüdern Adolph und Eberhard vom Berge bewohnt, deren Großvater schon als erblicher Besitzer der Grafschaften Berg und Altena (Mark) genannt wird. — Adolph, der ältere Bruder, führte ein bewegtes, thatenreiches Leben, während Eberhard's Gemüth, der Sage nach, durch den Verlust der Braut niedergebeugt, einem stillen, beschaulichen Leben sich hingab. Als Adolph im Jahre 1126 mit dem Herzoge Walram von Limburg gegen Lothringen im Felde lag, führte der Bruder ihm die tapfern Berger zu Hilfe. An der Grenze der Champagne, in der Nähe des Kloster Morimund, kam es zum heißen Kampfe, in welchem die Berger siegreich mitfochten. Eberhard, im Gewühle des Kampfes schwer verwundet und von den Seinigen getrennt, wurde von dem Anblicke des Schlachtfeldes so erschüttert, daß er den Entschluß faßte, nach seiner Genesung ein allein Gott geweihtes Leben zu führen. Während man ihn auf dem Schlachtfelde und seinen Umgebungen vergeblich suchte und zuletzt als todt beweinte, war er, alles kriegerischen Schmuckes sich entäußernd, als Schweinhirt in die Dienste eines Klosters getreten. Sieben Jahre später entdeckten ihn durch einen Zufall Lehensleute des Grafen; indem sie sich ihm näherten, um nach dem Wege zu fragen. Der Abt von Morimund bewog Eberhard zu dem Entschlusse, in den Convent des Klosters sich aufnehmen zu lassen; indeß eilte Graf Adolph herbei, um ihn in die väterliche Burg zurückzuführen, und ihm Land und Leute zur Regierung zu übergeben. Eberhard fand sich aber nur unter der Bedingung zur Rückkehr bereit: daß das väterliche Schloß zu einem Kloster des Cisterzienser-Ordens eingerichtet und auch mit entsprechendem Grundbesitz dotirt würde, um darin seine Gelübde als Mönch zu erfüllen. Adolph vermochte nicht, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, trat die Regierung des Landes seinen Söhnen ab, legte Helm und Schwert auf den Altar nieder und wurde ebenfalls Mönch.

Das aus dem Grafenschlosse entstandene Kloster wurde von den Erzbischöfen von Cöln, dem Adel und Volke des Landes so reichlich mit Grundbesitz und Einkünften bedacht, daß der Convent, statt der zerfallenden Burg auf der Höhe,

drunten im Thale das Kloster nebst den dazu nöthigen Gebäuden errichten konnte. — Von nun an hob sich der Ruf und der Reichthum des Klosters durch die Gunst vieler Fürsten, darunter die Könige Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VI., der rheinischen Erzbischöfe und Adeligen der Art, daß am 3. März 1255 durch den Erzbischof Conrad von Cöln, Graf Adolph vom Berge, dessen Bruder Walram, Herzog von Limburg, und im Beisein vieler geistlichen und weltlichen Fürsten, an der Stelle der nunmehr ungenügenden Kirche der Grund — zu dem heute noch bewunderten bergischen Dome gelegt werden konnte. Altenberg hatte die Bedeutung der Landes-Residenz forterhalten, und das Kloster wurde als Mittelpunkt des Landes angesehen. Die fromme Erhebung des Landes verlangte an dieser Stätte einen Riesenbau zum ewigen Gedenken derselben, und Volk und Fürsten reichten sich freudig die Hand zur Aufbringung der ungeheueren Baukosten. Es herrschte noch die freieste Verfassung, wo Alle beriethen, was Allen noth war, und dazu bedurfte es großer Versammlungsräume, und von Begeisterung für die Religion durchdrungen und getragen, wählte man dazu die Gotteshäuser, die Dome, welche jetzt noch das Staunen der Welt erregen. Auch gestattete der Reichthum des Klosters, gleichzeitig an der Südseite desselben für die Mönche ein prachtvolles Refektorium von 106 Fuß Länge, und 47 Fuß Breite, mit einem Springbrunnen in der Mitte, eine neue Prälatur, Dormitorium u. s. w. im neu-italienischen Baustyle aufzuführen und die Oekonomie-Gebäude immer mehr zu erweitern. Die Kirche nebst den Klostergebäuden bedeckte einen Flächenraum von sieben, und die Gärten, Alleen, Lustwäldchen, Wiesen und Obstgärten, so weit die Ringmauer des Klosterzwingers umschloß, einen solchen von 112 bergischen Morgen. Der schöne sogenannte „Große Garten," in italienischem Geschmacke ausgeführt, lag südlich vom Kloster und hatte ein geräumiges Treibhaus mit Orangerie, ein prachtvolles Gartenhaus und einen Springbrunnen, deren das Kloster acht zählte und denen das Wasser in Bleiröhren aus den obern Thalschluchten zugeleitet wurde. Innerhalb der Ringmauer breitete sich der Wildhof aus, eine mit breiten Wassergräben eingefaßte Umzäunung, in welcher früher das eingefangene Wildpret, Hirsche,

Rehe und Hasen, lebend aufbewahrt wurde, theils zur Schauluſt — nach damaliger Sitte, — theils um, bei minder ergiebigen Jagden, erforderlichen Falles die Wildbraten in der Nähe der Küche zu haben, wann vornehmer Herren Beſuch im Kloſter eintraf. Zur Zeit der höchſten Blüthe des Kloſters betrug die Zahl der Kloſtergüter zweihundert und das baare Einkommen, außer werthvollen Naturalien, zweiundvierzigtauſend Thaler, eine für jene Zeiten enorme Summe. —

Zur Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft vereinigten ſich der Vandalismus des Religionshaſſes und der kraſſeſte Eigennutz, den herrlichen Bau in eine Ruine zu verwandeln, woran dann die Elemente die Arbeit der Zerſtörung ſchonungslos noch fortſetzten.

Die edelſte Freigebigkeit des verſtorbenen kunſtſinnigen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., ſtellte mit einem Aufwande von hundertundachtzigtauſend Thalern das Gotteshaus in ſeiner urſprünglichen erhabenen Schönheit wieder her.

Der Bau-Styl des Altenberger Doms iſt der gothiſche, oder beſſer — germaniſche. Auf der Baſis eines lateiniſchen Kreuzes ſteigt eine dreiſchiffige Säulenhalle empor, welche, ohne die Wandpfeiler zu rechnen, einen Flächenraum von ſiebenunddreißigtauſend Quadratfuß bedeckt. Von den ſiebenundvierzig Pfeilern, welche die Kreuzgewölbe tragen, zählt man fünfzehn in der Länge der Kirche bis zum Chorſchluſſe. Da, wo die Kreuzſchiffe mit dem Mittelſchiffe zuſammenſtoßen, erhob ſich über dem Dache der hohe, mit Blei gedeckte Holzthurm, mit drei großen Kirchenglocken, der bei der Reſtauration indeß nicht wieder hergeſtellt wurde; der Chor rundet ſich öſtlich zu einem Siebeneck um. Die runden Pfeiler des hohen Chores und die je vier hohen Pfeiler der Kreuzflügel haben vergoldete Kapitäler von einheimiſchem Laubwerke, die vier den Thurm tragenden Pfeiler bilden Säulenbündel. Ueber dem Haupteingange ſtrahlt das prachtvolle Fenſter, das Reinold der Steinmetze mit Steinſchmuck und Glasmalereien, in denen bibliſche Figuren auf Goldgrund glänzen, ſo herrlich ausſtattete, daß, wie die Grabſchrift des Meiſters ſagt, deßgleichen kein zweites in allen Landen zu finden iſt.

Was den wunderbar erhebenden Eindruck des herrlichen

Bauwerkes nicht wenig erhöht, ist die Lage desselben in dem freundlich-stillen Thale, wo das helle imponirende Gebäude von dem dunklen Laube der bewaldeten Berge des Hintergrundes sich herrlich abhebt, und dasselbe von jedem veränderten Standpunkte wieder einen neuen Eindruck hervorbringt.

Ueberall fühlt man sich hier angeweht wie vom Frieden Gottes aus unserem Herrn und Heilande Jesus Christus, den uns die Welt nicht geben kann! —

71.

Die Inschrift des Rathhauses zu Marburg.

(Aus: Die Universität an der Lahn von K. Sommer.)

Herantretend aus dem üppig grünen Thal der Lahn, welche ihr Weichbild in einem weiten Schlangenbogen mehrarmig umzieht, schmiegt sich Marburg halbmondförmig um den steilen Schloßberg und steigt terrassenartig, in malerischen Gruppen von Häusern, Gärten und Bäumen, hoch bis zur Kuppe dieses Berges empor, der durch sein stattliches Schloß wie durch eine Krone geschmückt wird.

Auf dem ziemlich steil bergan gehenden „Steinweg" gelangt man in die innere Stadt, auf den Markt, an welchem das alte, im Jahre 1512 erbaute Rathhaus sich erhebt, über dessen Thurm der alte Spruch auf einer Tafel ausgehängt war:

„Ihr Herren und Richter, richtet recht,
Gott ist euer Herr und ihr seid sein' Knecht'!
Richtet nicht auf Eines Mannes Klag',
Hört auch, was der Andere sag'!" —

72.

Der Berg Libanon.

(Geschildert von Ferdinand Bäßler.)

Wenn man an der Insel Cypern vorüberfährt, so gewahrt man im Osten schon in einer Entfernung von zwanzig Meilen die riesenhafte nördliche Grenzmarke des heiligen

Landes, den zackenlosen Libanon. Wer dann bei Beirut, dem alten Berytos der Phönicier, landet, den empfängt das Morgenland auf einem seiner herrlichsten Punkte. Die Stadt lagert sich auf einem schönen Hügel, welcher sich sanft zum Meere hin abdacht. Aber an der Landzunge brechen sich die Wogen der Brandung mit Gewalt, spritzen schäumend empor und sinken in Millionen farbiger Staubfunken in das Meer zurück. Alle umliegenden Hügel und die Landzunge vor dem Hafen sind mit dem üppigsten Pflanzenwuchs überkleidet. Die Luft ist erfüllt vom Dufte der Myrten; Maulbeerpflanzungen und Gärten, mit Hecken von seltsam gestaltigem Cactus umhegt, ziehen sich in weiten Kreisen um die Stadt, und über das ganze Meeresufer hin breiten die majestätischen Wipfel der Brodbäume, das dunkle Grün der Cypressen, weitästige Platanen, Feigen,= Orangen= und Granatbäume mit ihren lockenden Früchten den wundervollen Schleier ihres Laubwerkes. Weiterhin auf den untersten Abhängen des Gebirges berühren die aschfarbigen Blätter der Olivenhaine das Gelände. Ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt öffnen die vordersten Berge des Libanon ihre tiefen Schlünde, in deren Dunkel das Auge sich verliert. Rauschende Flüsse brechen aus ihnen in verschiedenen Richtungen hervor und eilen in kurzem, stürzendem Laufe dem Meere zu. Lebhafte Thätigkeit regt sich im Hafen. Maroniten und Drusen, die schönen, kraftvollen Söhne des nahen Gebirges, bewegen sich im geschäftigen Getümmel im Glanze ihrer Waffen und malerischen Trachten hin und her. Barken mit Waaren aus Bagdad und Damaskus stoßen vom Lande und führen sie an Bord der weiter hinauf vor Anker liegenden Schiffe. Verworrenes Geschrei der Männer und das klägliche Aechzen der Kameele, so oft man sie nöthigt, sich auf die Kniee niederzulassen, um ihnen neue Lasten aufzulegen, durchdringt die Luft. Und dieses lebensvolle Bild der Geschäftigkeit ist doch nur ein matter Schatten im Vergleich mit den Zeiten des Mittelalters, als Beirut noch der blühende Hafen von Damaskus war, oder mit der uralten Blüthezeit des phönicischen Handels.

Ueber die steile Küste hin führen alte Kunststraßen, an deren zur Seite hinlaufenden Felsenwänden sich noch Ueberbleibsel von griechischen, römischen und syrischen Inschriften

und Bildwerken zeigen. Beschwerliche und gefahrvolle Pfade führen in's Gebirg, bald an entsetzlichen Abgründen hin, bald durch finstere Schluchten, an schäumenden Flüssen entlang, deren Ufer mit Zuckerrohr bepflanzt oder mit Lianen bewachsen sind, die sich öfter über dem Wasser gleichsam die Hände reichen und ein grünes Laubdach über sie spannen. Ueberall stellt sich neben die wilde Größe und Erhabenheit der Natur die Anmuth des menschlichen Fleißes. Von tief unten bis nahe an den wellenförmigen Scheitel des Gebirges steigen gemauerte Terrassen, mit edlen Reben und Maulbeerbäumen bepflanzt, oft hundertfach über einander empor. Zwischen den Abhängen und dem Felsengeröll fließt das überströmende Gewässer in tausendfachen Windungen auf vorgeschriebenen Wegen in die Tiefe; überall hängen an den Felsenwänden Klöster und Dörfer wie Schwalbennester über den Schlünden der Thäler, und die Häuserreihen sind nicht selten so dicht über einander an den Klippen gruppirt, daß die platten Dächer der unteren den oberen zur Gasse dienen. Mit solcher fast ängstlichen Sparsamkeit ist jeder Schritt breit des kostbaren Bodens benutzt. Keine Mühsal in seiner Bebauung, keine Gefahr, welche den Wohnungen durch die reißende Gewalt der die Felsen unterhöhlenden Bäche droht, kann den Bewohnern des Libanon ihre Heimath verleiden; denn nur hier, auf diesem unzugänglichen Gebirge, gibt es noch eine Freiheit, wie man sie im übrigen türkischen Reiche und im ganzen Morgenlande vergebens sucht.

Die Masse des Libanon, dessen Name so viel als „weißer Berg“ bedeutet, besteht aus weißlichem Kalkstein, in welchem man auch Muscheln und Versteinerungen von Fischen der Vorzeit findet. Sein Gipfel liegt zehn tausend Fuß hoch und ist mit der Schneedecke eines ewigen Winters umgeben, während die engen Schluchten seiner untern Thäler die Glut der Sommersonne gefangen halten. So stufen sich auf den verschiedenen Höhepunkten des Gebirges verschiedene Zonen ab und bringen jede ihre eigenthümlichen Erzeugnisse: unten Getreide im Ueberfluß; in der Mitte der Anblick immergrüner Bäume, Gärten mit den schönsten Früchten Syriens, eine milde Luft und reiche Bewässerung; oben das unbewohnbare Gebiet des Eises und der Wolken. Darum sangen arabische Dichter von diesem Berge: „er trage auf seinem

Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere."

Auch die Propheten und Dichter des Alten Testaments haben vielfach den Libanon verherrlicht, so daß kein anderes Gebirg der Erde, nur den Sinai ausgenommen, an ehrwürdiger Berühmtheit sich mit ihm messen kann. Moses sehnte sich, ihn vor seinem Ende zu sehen. „Laß' mich gehen," betete er, „und sehen das gute Land jenseits des Jordan's, dies gute Gebirge und den Libanon!" 5. Mos. 3, 25. Das Hohe Lied redet von den „Brunnen lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen;" und Osea kündigt dem bußfertigen Israel die Verheißung Gottes: „Ich will Israel wie ein Thau sein, daß es soll blühen wie eine Rose, und seine Wurzeln sollen ausschlagen wie Libanon, und seine Zweige sich ausbreiten, daß es sei schön wie ein Oelbaum!"

Vor Allem finden wir die Cedern dieses Gebirgs in der heiligen Schrift bewundert und gepriesen; sie, die der Herr gepflanzt hat, ein Bild der Herrlichkeit und selbstbewußten Stärke. Psl. 104, 16. Wer gedenkt nicht jener kraftvollen Schilderung dieses königlichen Baumes im Buche des Propheten Ezechiel, wo er die hochgemuthe Macht des assyrischen Reichs unter dem Sinnbild eines unermeßlichen Weltbaums darstellt? „Siehe, Assur wie eine Ceder auf dem Libanon, schön von Aesten, ein schattendes Dach und hoch von Wuchs, und unter dichtbelaubten Zweigen war sein Wipfel. Wasser machte ihn groß, die Fluth ihn hoch, sein Wuchs war höher als alle Bäume des Feldes. In seinen Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels, und unter seinen Aesten wohnten alle Thiere des Feldes, und in seinem Schatten alle großen Völker. Er stand schön in seiner Größe; Cypressen kamen nicht gleich seinen Zweigen, und Platanen waren nicht wie seine Aeste; kein Baum im Garten Gottes war ihm gleich in seiner Schönheit!" Ezech. 31, 3—9.

Eine noch höhere Berühmtheit erlangte dieser edle Baum durch seine Werthschätzung unter den Völkern des Alterthums und seine Verwendung zu ihren bewundertsten Werken. Die tyrischen Schiffe trugen Masten von Cederbäumen; in Kisten aus ihrem eisenfesten wohlriechenden Holze führten die tyrischen Kaufleute ihre Purpurgewänder, ihre seidenen

und gestickten Tücher auf die Märkte (Ezech. 27, 5 u. 24); von Cedern erbaute sich David einen Palast auf Sion (2. Sam. 5, 11); Cedern des Libanon erbat sich Salomo von Hyram, dem Könige von Tyrus, für den prachtvollen Ausbau des Tempels zu Jerusalem (1. König. 5). — Noch jetzt hegen die Morgenländer eine tiefe, durch alte Sitte überlieferte Verehrung vor dem Cedernbaume. Sein Holz, sagen sie, sei unverweslich, und legen dem Baume selber nicht nur ein unauslöschliches Wachsthum, sondern sogar eine lebendige Seele bei, die sich durch gewisse Zeichen des Wissens und der Voraussicht kund gebe. — Wie man noch im christlichen Mittelalter nach urdeutschem Gebrauch auf heilige Bäume hielt; wie die Gemeinde von Dom Remi alljährlich mit Prozession, Gesang und Spiel die Buche „Schön-Mai" besuchte, unter welcher nachmals die Jungfrau von Orleans ihre Offenbarung empfangen haben soll; so wandert noch jetzt die christliche wie die mohamedanische Bevölkerung der benachbarten Thäler jährlich Ein Mal, und zwar im Brachmonat, zu den Cedern hinauf, um an ihrem Fuße einen feierlichen Gottesdienst zu halten. „Wie viele Gebete," ruft ein Reisender der Neuzeit aus, „sind unter diesen Zweigen schon an den Allerhöchsten gerichtet worden! Und welche schönere Tempel, welcher dem Himmel näher stehende Altar, welcher majestätischere und heiligere Altarhimmel, als die oberste Höhe des Libanon, die ehrwürdigen Stämme der Cedern und der erhabene Dom ihrer gleich schirmenden Armen weit ausgebreiteten Aeste, unter deren Schatten so viele Menschengeschlechter zur Anbetung Gottes sich versammelten und noch versammeln!"

Dieser denkwürdige Wald, einer von den wenigen Resten jenes Urwaldes, der vormals vielleicht den ganzen Libanon bedeckte, liegt an dem westlichen Gehänge des Gebirgs, nah' an dem höchsten Bergrücken, in einer Höhe, welche weit über derjenigen Region erhaben ist, wo sonst jeder höhere Pflanzenwuchs aufhört. In einem weiten kesselförmigen Thale, welches, von drei Seiten umschlossen, nur nach der vierten hin einem Waldbache sich öffnet, erheben sich diese stolzen, weitschattigen, ihre Wipfel wie Pyramiden gen Himmel hebenden Nadelbäume. Es sind ihrer an dieser Stelle nur noch gegen vierhundert Stämme. Da aber bei dem langsamen Wuchse der Ceder die Dicke einer hundertjährigen nur sehr mäßig

ist, so hat man berechnet, daß sich unter den vorhandenen noch lebendige Zeugen des salomonischen Zeitalters (tausend Jahre vor Christus) befinden müssen. Die stärkste hat vierzig Fuß im Umfange; die Zweige der größten sind auf einhundert-eilf Fuß ausgebreitet, und ihre Höhe, nach dem Schatten berechnet, beträgt neunzig Fuß. — Diese Cedern sammt dem Berge Libanon, auf dem sie stehen, erweisen sich jedenfalls als eines der hochherrlichsten Werke der Allmacht des Aller-höchsten! —

73.

Redlichkeit der Schweizer.

(Aus: Länder und Leute.)

In einem Alpendörfchen des Cantons Schwyz lebten zwei Bauern, Velten und Kaspar.

Eines Tages kam Velten zu Kaspar und sagte zu ihm: „Nachbar, wir sind jetzt in der Heuerndte; du weißt aber, daß wir einen Streit wegen der oberen Wiese haben, und wir sind Beide nicht klug genug, ihn zu schlichten; deshalb habe ich die Richter bestellt, damit sie entscheiden: Wem die Wiese gehören soll? Komme daher morgen mit nach Schwyz, damit wir ihnen unsere Ansichten vortragen!“

Kaspar antwortete: „„Du hast gesehen, daß ich das Gras schon gemäht habe, und da jetzt gerade schönes Wetter ist, muß ich das Heu morgen zu Haufen bringen; es ist mir unmöglich, mitzugehen!““

Velten sagte: „Und ich kann doch die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie den morgenden Tag zum Gerichte bestimmt haben. Uebrigens kannst du das Heu auch nicht eher einernten, als bis wir wissen, Wem die Wiese gehört!“

Nach kurzem Besinnen antwortere Kaspar: „„Velten, höre mich, ich will dir einen Vorschlag machen: Geh' du morgen ruhig nach Schwyz und sage den Richtern deine und auch meine Gründe, so sind die Richter nicht umsonst gekommen, und ich kann zu Hause bleiben!““

„Wenn du das Zutrauen zu mir hast,“ entgegnete

Velten, „so sei versichert, daß ich für dein Recht eben so warm sprechen werde, als für das meine!“

Velten ging am folgenden Tage nach Schwyz und vertheidigte nach besten Kräften — seine und seines Nachbars Ansprüche. Am Abend kam er mit freudiger Miene zurück und sagte: „Freue dich, Nachbar, die Wiese ist **dein**; die Richter haben sie dir zugesprochen! Ich wünsche dir Glück, daß der Streit nun endlich geschlichtet ist! Auch werde ich mich freuen, wenn die Wiese immer eine reichliche Ernte bringt!“ —

74.

Die Wahl der Begleiter.

(Aus: Leben des heiligen Gregorius von Nazianz.)

Der heilige Gregorius von Nazianz erzählt, daß ihm in einer Vision die Keuschheit und die Mäßigkeit, als zwei Schwestern, die sich die Hände reichten, erschienen seien. Ihre Kleidung war weiß und ganz einfach. „Ich bin die Keuschheit,“ sagte die Eine, „und meine Begleiterin ist die Mäßigkeit. Wir Beide stehen immer um den Thron des göttlichen Heilandes und genießen in seiner Gegenwart ewiger Freuden.“ Hierauf verschwanden Beide und nahmen ihren Weg in den Himmel zurück.

Der Heilige faßte von diesem Augenblicke an eine so überaus große Liebe zu der Keuschheit und Mäßigkeit, daß er fortan nur Diejenigen zu Begleitern wählte, welche aufrichtig diese Tugenden übten. —

75.

Marie, das arme Mädchen.

(Aus: Legenden über die sieben Todsünden von Collin von Plancy.)

Von den Höhen von Etterbeck herab erblickt man, eine Stunde von Brüssel, die ersten Wipfel des Waldes von Linthout, der von Thälern und Hohlwegen durchschnitten

ist. — Er war der Schauplatz eines Ereignisses, dessen Andenken im Volke fortlebt. Die Geschichte, die wir erzählen wollen, hat sich am Ende des dreizehnten, oder vielleicht zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zugetragen, unter der Regierung Johann's II., Herzogs von Brabant, genannt der „Friedfertige," zweifelsohne, weil er nur seine Unterthanen bekriegte, die sich von allen Seiten gegen ihn empörten. Es war die Zeit, in welcher die Tyrannei der Gutsherren und die Erpressung der Beamten die lange Geduld der ehrsamen Bürger auf's Aeußerste getrieben. —

Damals lebte in dem Dorfe Sanct Peter an der Woluwe, das man gewöhnlich „Sanct-Peter-Woluwe" nennt, ein armer Bauer, der ein Leibeigener war, ebenso wie seine Frau; denn damals herrschte — ungeachtet der Freimachung der Städte — noch die Feudal-Leibeigenschaft in kleineren Orten, die keinen Gemeindefreibrief besaßen. Zehnten, Frohnden, Auflagen, Leibgedinge drückten die armen Bauern, die, wie man zu sagen pflegt, an der Scholle kleben. Das Elend, welches in den Jahren der Bürgerkriege, die, nur von Verheerungen begleitet, Hütten und Ernten verbrannten, die höchste Stufe erreicht, hatte sein Altern beschleunigt; er starb zu Grunde gerichtet. Seine Frau, die nur das Leben von der Leidensseite kennen gelernt hatte, war ihm bald nachgefolgt. Sie hinterließen eine vierzehnjährige Tochter, des Namens — **Marie.**

Nachdem sie Vater und Mutter unter Gebet und Thränen herzlichst betrauert, dachte sie über ihre Lage nach. Ihre ganze Erbschaft bestand in einem Rock und einem Sack; die Hütte, in der sie geboren, war vom Erdboden verschwunden; der Hund, dieser Freund des Elends, der so zart mit ihr gespielt, war auch todt. Seit lange schon bewohnte Marie mit ihren Eltern die Wälder, schlief des Nachts unter dem schützenden Laubdach, und half bei Tage eigenhändig ihrem Vater ein Feld bebauen, das dem Gutsherrn gehörte.

Als sie so arm übrig geblieben war, erkannte sie, daß sie einzig und allein nur — an Gott eine Stütze habe; sie mußte ein freudenleeres, von Schmerzen und Gefahren besäetes Leben durchwandern; Marie sah die Aussicht auf Glück und die Hoffnung auf Frieden nur jenseits in der bessern Welt; sie mußte den Schmerzensweg des heiligen Kreuzes Jesu

Christi gehen und sich den Himmel verdienen. Sie weihte sich dem dreieinigen Gott, wußte sie ja doch, daß vor Gott der elende Rock des Armen eben so viel gilt, wie der Purpur des Reichen. Demüthig und bescheiden kniete sie, weit von dem Altar, an der Kirchenthüre von Sanct-Peter-Woluwe nieder, und legte da ihr frommes Gelübde ab. Sie schenkte Gott ihr Herz ohne jeglichen Vorbehalt; sie gelobte: „**ihm zu Liebe** — keusch und rein zu leben und als unbefleckte Jungfrau zu sterben.“ Still und heiter erhob sie sich alsdann aus ihrem Gebet, denn sie hielt fest an ihrem Vertrauen: daß sie auch in der Zukunft unter dem Schutze des Allerhöchsten wandle.

Gottes unerforschlicher, weiser Rathschluß wollte indessen zulassen: daß ihre Standhaftigkeit schwer geprüft werde, und ihren Sieg dadurch belohnen, daß er ihre Pilgerschaft abkürzte. —

Zu schwach, um sich allein den harten Feldarbeiten zu unterziehen, begann Marie, die man von nun an das „„arme Mädchen““ (De Ellendige) zubenannte, von Wurzeln und Kräutern, welche sie im Walde fand, zu leben. Entbehrungen sonstiger Genüsse konnten sie nicht peinigen, indem sie von guter, oder gar leckerhafter Kost nicht einmal eine Ahnung hatte. — Eine arme Frau gewährte ihr im Winter eine Zufluchtsstätte in einem Stalle, in welchem sie mit einer kleinen Ziege, ihrer einzigen Habe, wohnte. — Im Winter wenn die Erde nichts als eine von Eis und Schnee starrenden Rinde bot, bettelte Marie; sie flehte mit furchtsamer Stimme um ein wenig Brod. — So verbrachte sie ihr Leben. —

Als sie achtzehn Jahre zählte, erschien sie Allen, die ihr begegneten, als ein gar schönes, frisch aufblühendes Mädchen; man blieb sogar stehen und bewunderte ihre Anmuth, denn die fromme und heilige Seele Maria's strahlte aus allen ihren Zügen, und Niemand hätte sich des allerärmlichsten Lebens versehen, das sie führte; nur die holde Jungfrau selbst ahnte nichts von dem Liebreiz, der so sanft und engelhaft sie umfloß.

Ach! die Schönheit, diese hinfällige Blüthe, die von der Welt so überaus hoch geschätzt wird, ist oft nur ein Irrlicht, ein von Klippen umringter Leuchtthurm, ein Scheingut von

vielen Gefahren bedroht. Wie das Genie des Geistes, diese andere Gabe Gottes, erweist sich auch die Schönheit als ein Darlehen, worüber man einst vor seinem Richterstuhl schwere Rechenschaft ablegen muß. Glücklich, ja drei Mal glücklich die Seele, welche einen des höheren Gebers würdigen Gebrauch davon gemacht hat! Und gerade diese seltene Schönheit unter den Lumpen des Elends führte das gräßliche Ereigniß herbei; welches wir zu schildern beabsichtigten.

Als Marie nämlich an einem sonnigen, veilchenduftigen Maitage gesenkten Blickes und süße Gebets-Andacht im Herzen — eine kleine Schlucht des Waldes von Linthout durchwanderte, hörte sie sich plötzlich von einem fünfzigjährigen Mann, dessen Stimme sie allerdings kannte, angeredet; nie hatte sie je die stets demüthig gebliebenen Augen zu ihm erhoben. Es war der — Landrichter von Crainhem, einem benachbarten Dörfchen von Sanct-Peter-Woluwe.

Oft schon hatte dieser Mann, wenn er ihr je ein Stück Brod gab, — denn andere Almosen nahm sie nicht an, — sonderbare Worte zu ihr gesprochen, deren Sinn sie aber gar nie verstanden hatte. Sie — an einem abgelegenen Orte findend, wo er sie vielleicht abgelauert, hielt nun der Landrichter fest.

Er fragte sie mit einer Stimme, die er zart zu machen sich bemühte, freundlich und zutraulich: „wo sie hingehe?“ — Nach einigen weiteren Fragen, auf die das arme Mädchen mit ehrfurchtsvoller Unbefangenheit antwortete, vergaß dieser Mensch, der sich auf die Macht seiner dienstlichen Stellung stützte, seine Würde, seine Pflichten, den Gedanken ar den allwissenden, allgegenwärtigen und allgerechten Richter, und schenkte nur den höllischen Eingebungen einer verbrecherischen Leidenschaft Gehör, die er schon lange in sich genährt und groß gezogen. Er suchte das heiligmäßige Mädchen in das Netz der Verführung und Unzucht zu locken, verwendete dazu bald freundschaftlich wohlwollende, bald großartige Versprechungen, in dem Wahne: seine Reichthümer seien — gegenüber der Schwachheit der dürftigsten Armuth — stark genug zum alsbaldigen Siege.

Doch Marie, die lautere Seele, sie fühlte mehr die Gefahr, als sie dieselbe begriff. Sie bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, als mit der sicheren

Jesus-Christus-Waffe, und eilte, wie ein aufgescheuchtes und von Hunden gehetztes Rehlein, durch Dorn und Disteln und Gesträuch, schnell von dannen.

Der Landrichter, keuchend vor Zorn, folgte ihrer Spur. — Jetzt stieß das erschrockene Mädchen ein Angstgeschrei aus. — Zwei kräftige Stimmen antworteten: „Hier sind wir!“

Man hörte in dem Dickicht die schweren, eiligen Schritte zweier herbeilaufenden Holzhacker.

Marie war in die Kniee gesunken, von Müdigkeit erschöpft, und richtete Blicke des Dankes zum Himmel.

Der erschrockene Landrichter änderte jetzt plötzlich seinen Ton. „„Erinnere dich dieses Zusammentreffens!““ sagte er mit dumpfer, drohender Stimme; „„der Wald von Linthout kann dir einmal verderblich werden! — Wenn du morgen — zur gegenwärtigen Stunde — dich nicht allein hier befindest, werde ich dich verderben; — denn du hast mich behext!““

Kaum hatte er dies gesprochen, so verschwand er. —

Als die beiden Holzhacker herbei kamen, war Marie allein. Sie erzählte ihnen, was vorgefallen, doch ohne den Landrichter zu nennen, dessen Rache sie befürchtete; vielleicht wähnte sie auch eine Sünde zu begehen, wenn sie den guten Ruf dieses Mannes, den man in dem Dorfe achtete, beflecke.

Die beiden Holzhacker beruhigten sie und führten sie bis zum Saume des Waldes, den sie nicht mehr zu überschreiten wagte. —

Der Landrichter stellte sich am andern und die folgenden Tage, auf seine Drohungen bauend, in dem Walde und an derselben Stelle ein. Da er Marie nicht erblickte, verwandelte sich seine verbrecherische Leidenschaft in Wuth; er ersann ein gehässiges Mittel, um sie zu zwingen, ihm Gehör zu schenken.

Eines Sonntags, als Marie an der Kirchenthüre zu Sanct-Peter-Woluwe während der Feier der heiligen Messe in tiefster Andacht kniete und Niemand sie sehen konnte, — denn das arme Mädchen hatte den allerletzten Platz unter den Gläubigen eingenommen, benützte der Landrichter das in's Gebet Versunkensein derselben, näherte sich ihr geräuschlos und ließ einen silbernen, mit seinem Zeichen versehenen Becher, aus dem er, wie man wußte, zu trinken pflegte, in

ihren Sack gleiten. Darauf entfernte er sich; zu verwirrt, um jetzt Gewissensbisse zu haben, trat er in die Kirche und wohnte der bereits begonnenen Messe an; als aber die Gläubigen weggingen, stürzte er auf den Kirchhof und rief: „Eine Bettlerin, die am Morgen bei mir gewesen, hat mir meinen Trinkbecher gestohlen!“

Bei der Stimme dieses Menschen und bei der Erinnerung an seine Drohungen bemächtigte sich des Mädchens eine Art traurigen Vorgefühls; sie wandte die Blicke auf ihn; und da sie sah, daß er noch immer mit seinen Blicken sie verschlang, erröthete sie übermäßig; — man bemerkte es sogar; und alsbald hörte man das Geflüster: „„Sollte Marie die Diebin sein!?““ —

Man untersuchte die Säcke von drei oder vier armen Frauen, die sich dort befanden. — Als man nun auch den Sack Mariens öffnete, zog man den silbernen Becher heraus. Dieser Umstand erregte bei den Zuschauern, die seither Marien als eine Heilige betrachteten, ein solches Staunen, daß ein lästiges Schweigen der Bewegung folgte, die er erweckt hatte.

„Man führe sie in's Gefängniß,“ sagte der Landrichter; „nach der Vesper wollen wir über sie urtheilen!“

Dieser Befehl wurde alsbald vollzogen. Sobald man Marie allein gelassen, stürzte sie auf die Kniee und befahl ihr Schicksal in Gottes Hände.

Eine Stunde darauf kam der Landrichter unter dem Vorwand, die Sache einzuleiten, — in der That aber, um noch einmal zu versuchen, das arme Mädchen zu verführen. Er redete lang und in Leidenschaftlichkeit mit ihr. Er schlug ihr sogar vor: „wenn sie sein werden wolle, die Sache durch die Aussage niederschlagen zu wollen: Eines seiner Kinder habe den Becher in den Sack gesteckt.“ —

Als er ausgeredet, begnügte sich das Mädchen ihm zu sagen: „„Ich will lieber unschuldig verurtheilt, als — mit einer schweren Sünde befleckt — frei gesprochen werden!““

Da er keine andere Antwort erhielt, entfernte sich der Landrichter und schäumte vor Ingrimm. Er war so außer sich, daß ihn seine Beisitzer, als er in den Gerichtssaal trat, fragten, was ihm fehle.

„Ich bin bezaubert,“ sagte er; „und auch das ist

ein Verbrechen des Mädchens! -— Seit einem Jahre, wo sie das erste Mal an meiner Thüre verweilte, hat sie mich behext! Ich schlafe nicht mehr, und lebe wie im Wahnsinn! Ich habe sogar die Lust am Essen und am Trinken verloren! — Sie ist eine Zauberin!“

Ach! die ganze Zauberkunst der armen Marie bestand in ihrer Schönheit und Tugend. — Sie wurde trotzdem als Zauberin und Diebin verurtheilt. — Der Landrichter, der bei dem gutsherrlichen Gerichte den Vorsitz führte, fällte mit seinen zwei Beisitzern und einem Schreiber das Urtheil, obgleich er selbst bei dieser Sache Partei war. — Der Gutsherr von Sanct-Peter-Woluwe und von Woluwe-Sanct-Lambert und Crainhem hatte damals das Blutgericht, und die Feudal-Justiz war flink. — Marie, welche nach dem damaligen Verfahren mit Beweisen überführt war, wurde zum Tode verurtheilt.

Man grub zu Crainhem ein drei Fuß tiefes Loch, an der Stätte, wo sich heutzutage eine kleine, der Erinnerung daran geweihte Kapelle erhebt. — Man brachte die arme Marie, die Martyrin der Keuschheit, hinein. Man streckte sie als Diebin durch mächtige Streiche, mit Eisenstangen ausgeführt, gewaltsam nieder; als Zauberin durchbohrte man ihr mit einer dieser Eisenstangen, welche zugespitzt war, die Brust. Als sie so ziemlich todt schien, wälzte man einen Felsblock über sie, um sie hinabzudrücken, und warf das Loch wieder zu.

Bald aber verbreitete sich in dem Dorfe ein sonderbares Gerücht. Fromme Personen wollten auf der Stelle, wo Marie, das arme Mädchen, begraben lag, Nachts ein Licht erblickt haben. Ueberdies hatten sich Gewissensbisse des Landrichters bemächtigt. Er wurde wirklich wahnsinnig. Er schrie: „Ich bin vom Teufel besessen!“ Man mußte ihn fesseln. Und endlich gestand er seine ganze greuelvolle Missethat.

Man grub jetzt den Leichnam Marien's wieder aus und fand ihn ganz frisch und mit allen Zeichen der ihn verklärenden Heiligkeit geschmückt. Man begrub ihn ehrenvoll, errichtete eine Kapelle und brachte darin das hochheilige Opfer der Versöhnung dar. Doch die Vernunft kehrte dem Landrichter nicht mehr wieder; es scheint, man hat sich vergeblich

um ihn bemüht. — Ein alter Priester erklärte: „nur dann könne er von seinem Leiden erlöst werden, wenn er auf dem Grabe Marien's beten würde.“ — Die Kraft von hundert Bauern soll erforderlich gewesen sein, um ihn an diese heilige Stätte zu bringen. — Dort angekommen, zerfloß er in Thränen und zerfleischte grausam sich die Brust. — Alles betete rings um ihn. — Der schreckliche böse Geist, der ihn besessen hielt, verließ ihn endlich; er fand die Kraft wieder, zu beten, that lange und harte Buße und erbaute zu Ehren des „„armen Mädchens““ die Kirche von Sanct-Lambert-Waluwe. — Seine Geschichte ist in dieser Kirche auf einem Gemälde dargestellt. —

Papst Urban V., der zu Avignon in Frankreich seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sprach — am 28. Januar des Jahres 1363 — Maria selig. — Seit dieser Zeit ward sie stets von den Gläubigen verehrt, zu deren Heil in den Tagen der Noth Marien's Fürbitte bei Gott mehrere Wunder gewirkt hat. —

76.

Der Schuß in des Teufels Namen.

(Aus: Heinrich I. der Gelehrte, König, von England von A. von Vitzthum.)

Wilhelm war bereits dreizehn Jahre König von England gewesen und lebte in der königlichen Residenz Winchester, welche unweit des Klosters Wilton lag. Er hatte seine Regierung durch nichts Gutes verklärt, sondern nur durch Gelderpressungen verhaßt gemacht und zumeist nur seinem Vergnügen gelebt. Gleich seinem Vater liebte er vorzüglich die Jagd und ging ihr oft in dem sogenannten „neuen,“ sehr verrufenen Walde nach, trotzdem sein Bruder Richard und noch ein Verwandter darin den Tod gefunden, und trotz aller grauenvollen Geschichten, die man sich davon erzählte. Wilhelm's Freunde suchten ihn von diesem Walde zurückzuschrecken; aber er beachtete ihre Warnungen nicht und begab sich im Sommer des Jahres 1100 auf eines seiner Jagd-

schlösser, Malwodkeep, welches mitten in diesem „neuen“ Wald auf einer Anhöhe lag.

Am 2. August sollte eine große Jagd stattfinden, an der viele Ritter des Hofes, darunter auch Prinz Heinrich, Theil nehmen wollten.

In der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage schrie der König plötzlich laut auf und rief dann nach Licht. Als seine Diener schnell ein solches brachten, erzählte er ihnen, „er habe eine schreckliche Erscheinung gehabt,“ und verblieb während des Restes der Nacht im Gespräche mit ihnen.

Gegen Morgen, als er sich ankleidete, wurden ihm sechs neue Pfeile gebracht, welche er genau betrachtete und deren kunstvolle Arbeit lobte. Zwei derselben gab er einem der geschicktesten Schützen, dem Sir Walter Tyrrel, mit den Worten: „Gute Waffen ziemen dem Jäger, der einen guten Gebrauch davon zu machen weiß!“

Darauf gingen Alle zu einem üppigen Frühstück, bei welchem sie den Weinbecher fleißig kreisen ließen. Der König aß und trank noch mehr als gewöhnlich und gab sich der lärmendsten Fröhlichkeit hin, welche an der Tafel herrschte. — Die Diener hielten im Hofe die Pferde und Hunde in Bereitschaft. —

Es sollte eben aufgebrochen werden; da kam ein Bote aus dem St. Peters-Kloster aus Gloucester an. Der Abt desselben ließ dem Könige sagen: „„Einer seiner Mönche habe von dem plötzlichen, schrecklichen Tode des Königs geträumt!““

Vielen der Anwesenden ward bange, aber Wilhelm rief: „Der Mann ist ein rechter Mönch! Um Geld zu bekommen, träumt er solche Geschichten! Gebt ihm hundert Groschen, und saget ihm: er soll Glücklicheres träumen!“

Dann wandte er sich zu Tyrrel und sagte: „Halten mich die Leute für solch einen Narren, daß ich mein Vergnügen oder ein Geschäft aufgeben würde, weil eine alte Frau träumt oder nießt? — Zu Pferd, Walter, zu Pferd!“

Nun trabten Alle lustig den Schloßberg hinunter in den grünen Wald hinein. Die kühle Morgenluft spielte mit den wallenden Federn auf den Baretts der Ritter, die stattlichen Rosse gallopirten leicht dahin, die Hunde gehorchten ungeduldig den sie zurückhaltenden Wärtern, das Jagdhorn erscholl munter

zwischen dem Scherzen und Lachen der Ritter. Jeder dachte wohl nur des augenblicklichen Genusses; Alles war Leben und Fröhlichkeit.

Wie ganz anders sollte es jedoch am Abende sein!

Im dichteren Walde vertheilte sich die Gesellschaft; nur Sir Walter Tyrrel, ein Liebling des Königs, blieb ihm stets zur Seite; ihre Hunde jagten zusammen.

Gegen Abend sprang ein Hirsch zwischen dem König und Tyrrel vorbei. Wilhelm schoß darnach, aber die Sehne seines Bogens riß. Bei dem Geräusch stutzte der Hirsch und blieb stehen, wie unschlüssig, wohin er laufen sollte. Da erhob der König seine linke Hand, um das Auge gegen die Strahlen der sinkenden Sonne zu schützen, blickte nach dem Wild und rief: „Schieß', Walter, schieß'! In des Teufels Namen schieß!" Tyrrel spannte den Bogen und drückte ab. Der Pfeil prallte an einem Baumzweige zurück und traf des Königs linke Seite, welche — durch den erhobenen Arm unbeschirmt war. Die Spitze fuhr ihm mitten in's Herz; Wilhelm seufzte ein einziges Mal und stürzte leblos vom Pferde.

Das war ein Schuß in des **Teufels** Namen! —

Sir Walter Tyrrel eilte seinem Herrn zu Hilfe; da er ihn aber todt fand, bestieg er schnell sein Roß wieder und jagte nach der Seeküste, ohne Jemandem ein Wort von dem Geschehenen zu sagen. Hier schiffte er sich ein, erreichte die Normandie und flüchtete nach Frankreich, um nicht als Königsmörder verfolgt zu werden. — Später erzählte er den Hergang dieses Ereignisses und pilgerte dann nach Palästina. —

Spät am Abende fand ein Kohlenbrenner die königliche Leiche noch blutend; er legte sie auf seinen Karren und brachte sie nach Winchester.

Während dessen hatte Prinz Heinrich, der jüngere Bruder Wilhelm's, in einem anderen Theile des Waldes gejagt. Auch die Sehne seiner Armbrust sprang und er ging in eine Jägerhütte, die einzige menschliche Wohnung, welche er fand, um sein Geschoß wieder in Stand setzen zu lassen. Bei seinem Eintritte begrüßte ihn ein altes Weib als König, mit den Worten:

„„Laß' Dir schnell zu wissen thun,
Heinrich, Du bist König nun.
Hör' mein Wort und glaube mir,
Denn ich sage Wahrheit Dir.
Denke d'ran, wenn Dein die Macht
Und die königliche Pracht!"'

Heinrich war von dieser Anrede sehr überrascht; doch bald wurde die Wahrheit derselben durch Wilhelms Gefolge bestätigt, welches herbei eilte, um das unselige Geschick ihres Herrn, wie die Flucht des trostlosen Sir Walter Tyrrel, der den Teufels-Schuß gethan, verkündeten.

Heinrich schwang sich auf's Pferd und sprengte sporn-streichs nach Winchester, ohne sich um die Leiche seines Bruders Wilhelm zu kümmern; denn es kam ihm darauf an, sich in den Besitz des königlichen Schatzes zu setzen, ehe Jemand denselben — und dadurch die königliche Macht — im Namen seines ältesten Bruders Robert, — in Anspruch nehmen konnte. Er erreichte auch die Thüre der königlichen Schatzkammer, stellte sich davor und verlangte von dem ihm nacheilenden Schatzmeister, Breteuil, die Schlüssel dazu. Dieser verweigerte sie zwar, weil er Robert's Anrecht vertreten wollte, mußte aber endlich den Schwertern Heinrichs und seiner Freunde weichen und die Schlüssel übergeben.

Heinrich kam so in den Besitz der Reichskleinodien und des Schatzes, den er sogleich dazu benutzte, durch freigebige Geschenke die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Diese waren mit den Freunden Roberts in Streit gerathen darüber: welcher von den beiden Prinzen — König werden sollte?

Während die Vornehmen sich noch darüber beriethen, rief das Volk den Prinzen Heinrich zum Könige aus. Die Barone erklärten sich damit einverstanden, denn Heinrich versprach ihnen: ihre alten Gesetze wieder einzuräumen, sowie — eine Prinzessin aus dem sächsischen Hause zur Gemahlin zu nehmen; auch versicherte er: „sein Bruder Robert, dem man in Jerusalem die Krone des gelobten Landes angetragen, würde gar nicht nach einer andern verlangen!"

Wilhelm's Leiche wurde sehr eilig in der Kathedrale

zu Winchester begraben, und schon drei Tage nach seinem Tode wurde die Krönung Heinrich's in der Westminster-Abtei zu London vollzogen. —

77.

Ecke von Reischachs Tod.

(Aus: Geschichte der Türkenkriege.)

Als im Jahre 1541 der türkische Kaiser Soliman in Ungarn einfiel, die Stadt Ofen einzunehmen, ward Denen zu Ofen zum Schutz von König Ferdinand ein Heer Kriegsvolk gesendet, darüber Oberster war Graf von Rogendorf und Hauptmann Ecke von Reischach.

Nun trug es sich zu, da man alle Tage Scharmützel hielt, daß auch des Herrn Ecke von Reischach Sohn mit hinaus zog, doch dem Vater unbewußt, und sich im Streite ritterlich hielt, einige Türken niederschlug und schoß. Zuletzt aber ward er von vielen Türken umringt und erschlagen.

Da hub sein Vater an und sprach zu den andern Hauptleuten: „Der Reiter, er sei wer er wolle, ist eines ehrlichen Begräbnisses werth, denn er hat sich ritterlich wider die Feinde gehalten und ist mit Ruhm gefallen! Darum sendet hin, und lasset seinen Leib holen!“

Als nun Etliche abgefertigt waren und auch den Todten brachten, da wurde erst Herr Ecke inne, daß es — sein Sohn war. Das ergriff ihn also, daß er nicht mehr reden konnte, fiel vor Schrecken in eine heftige Krankheit und starb des andern Tags.

Vater und Sohn wurden an einem und demselben Tage zu Wien begraben. —

78.

Der Schweden-Schimmel zu Ingolstadt.

(Aus: Das alte Ingolstadt von Ludwig Gemminger.)

Der Schweden-Schimmel, so annoch ausgestopft im Schlosse zu Ingolstadt zu sehen ist, schreibt sich von dem Schweden-Könige Gustav Adolph her, welcher König zwar an die Stadt, aber nicht hinein gekommen ist.

Dieß ging aber so.

Die schwedischen Truppen unter Gustav Adolph drangen im Anfange des Monats April 1632 über den Lech in Bayern ein. General Tilly wollt's verhindern, ward aber verwundet, desgleichen der General Altringer; derohalb zogen sich die vereinigten bayerischen und kaiserlichen Truppen zurück und schlugen bei Ingolstadt ein Lager vor dem Feldkirchner-Thor. Die Stadt selbst ist unter dem Commando des Kurfürsten Max I., durch eine Besatzung verstärkt worden. Mittlerweile drangen die schwedischen Truppen gen Ingolstadt vor und Gustav Adolph begann die Belagerung der Stadt von der Donauseite. Am 29. April zeigten sich die ersten schwedischen Vorposten, man schlug sie aber tapfer aus den Festungswerken zurück; Kurfürst Max soll eigenhändig die erste Kanone losgebrannt haben, sprechend: „Gott gebe seinen Segen dazu, will zuerst den Feind begrüßen!“ — Die Schweden verschanzten sich hinter des Wasenmeisters Haus, so einschichtig rechts der Donau gelegen war, und hinter den Galgen, neben dem sie zwei große Feldstücke aufgepflanzt hatten.

Der Kurfürst ließ unterhalb dem Feldkirchner-Thore eine Schiffbrücke über die Donau schlagen. Auf diese Brücke, nicht minder auf das Hornwerk oder den Brückenkopf vor dem Donau-Thore machten die Schweden noch am selbigen Tage des Nachts um zehn Uhr einen doppelten Angriff, den Gustav Adolph selbst mit dreitausend Mann seiner beherztesten Truppen commandirte; wurden aber nach anderthalb Stunden zurückgeschlagen, wobei der König nur allein vor dem Hornwerk dreihundert seiner tapfersten Leute verlor. Zum Beweise, wie hitzig allda das Handgemenge gewesen, giebt der Chronist an, wie ein bayerischer Rekrut

einen Schweden, der den Wall hinauf zu klettern beabsichtigte, mit seinem Hackenspies durchstochen, ihn wie einen Fisch an der Angel über den Wall hineinziehend. — Wie viel die Schweden an der Schiffbrücke verloren haben, kann nicht angezeigt werden, sintemalen die Todten zum Theil in die Donau geworfen, zum Theil durch die Büsche zurückgezogen worden sind.

Am ersten Tag des Maien zog Kurfürst Max nach abgebrochenem Lager am Feldkirchner-Thore mit dreißigtausend Mann seiner Truppen in zwei Colonnen gen Regensburg, vorhabend, dem schwedischen General Horn in der Besetzung dieser Reichsstadt zuvorzukommen. Zwölftausend Mann ließ er in der Festung als Besatzung unter dem Commando des Obersten von Kratz, Grafen von Scharffenstein. Die Schweden, diesen Abzug bemerkend, wiederholten einen Angriff auf die Schiffbrücke, der ihnen aber gleichfalls nicht gelang, weil die Kaiserlichen selbige Brücke auf das linke Donauufer gezogen hatten.

Als in der Zwischenzeit tüchtig auf die Schweden kononirt wurde, machten die Croaten mit zehn Schwadronen einen Ausfall aus der Festung und fügten dem Feinde nicht geringen Schaden zu. Hiebei ist auch der erstgeborene Prinz des Markgrafen von Baden-Durlach getödtet worden; er stand eben in seinem Zelte, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihn traf und ihm das Leben nahm. Gustav Adolph ließ die Leiche, die schon begraben gewesen, durch einen Trompeter zurückfordern; man grub sie aus, und als der Trompeter sie erkannte, schickte man sie in's feindliche Lager zurück, wofür ein gefangener adelicher Rittmeister von Neuhausen losgegeben wurde.

Am 2. und 3. Mai ist die Beschießung fortgesetzt worden; am 3. Mai trug sich aber Etwas zu, so dem Könige schier das Leben gekostet hätte. Gustav Adolph kehrte eben von Neuburg zurück, ritt noch eine Zeitlang im Lager herum, hiebei sich in das freie Feld bis gen den Galgen zu wagend, als unversehens von der Schloß-Bastei eine Kanonenkugel geflogen kam, sein Pferd am hintern Schenkel traf und es zu Boden stürzte. Auch der König fiel, hat aber keinen Schaden — außer einem Schmerze am Fuße, zufolge dem er hinken mußte. Das Pferd ist von

einem Schweden todtgeschossen und nach der Aufhebung des Lagers am folgenden Tage in die Stadt gebracht worden, allwo der kleine Spiegel-Schimmel — ausgestopft — noch als ein Wahrzeichen im Schlosse zu sehen ist. Man sagt, daß dieser Unfall den König Gustav Adolph bewogen habe, die Belagerung Ingolstadts aufzugeben; sei dem, wie ihm wolle, am 4. Mai nach Mitternacht gab der König Befehl, das Lager abzubrechen und zog sich mit seiner ganzen Armee zuerst gen Landshut, dann nach München. Zu Reichertshofen, als Gustav Adolph eben bei'm Mittagsmahle saß, ist er auf's Neue durch die Nachricht geängstigt worden, daß die den Schweden so fürchterlichen Croaten in großer Anzahl heranrückten. Allsogleich ist aufgebrochen worden, aber der Marsch hat sich gar bald in eine wilde Flucht verwandelt. Mehr als fünfhundert Schweden wurden auch von den nacheilenden Dragonern und Croaten theils niedergemacht, theils gefangen. Ueberhaupt soll diese kurze und erfolglose Belagerung Ingolsstadts dem Schwedenkönig über viertausend Mann gekostet haben. Die Beute, welche den Bayern in dem so schnell verlassenen Lager der Schweden zu Theil geworden ist, war nicht gering; dazu kamen noch fünf mit Wein, Bier, Brod und Haber beladene Schiffe, wovon zwar die Schiffleute selbst, als sie den Abzug der Schweden bemerkten, zwei versenkt haben. —

Der Schimmel hat theils wegen Alters, theils wegen Raubes schier keine Haare mehr, ist auch ohne Zaum und Biß; den ersteren nahmen die Oesterreicher und letzteres die Franzosen. Wäre der Schimmel dortmals nicht schon völlig morsch gewesen, so würde selbiger zweifelsohne auch mit nach Frankreich gebracht worden sein. — Bei dem Schimmel findet sich eine Schrift also lautend: „Hier ist der Schümbl zu sehen, worauf der König aus Schwöden die Festung Ingolstadt reconisirte; der Schümbl aber unter dem König mit einer stückhkugel erlegt worden. Im Jahre 1632 May 3." —

Joseph Ulrich Weinberger hat im Jahre 1632 als Zeitgenosse die ganze Belagerung aufgezeichnet und auf dem Gemälde, so ehedem auf dem Rathhause aufbewahrt gewesen, ist die ganze Geschichte anschaulich dargestellt. —

Der Platz, wo der Schimmel erschossen wurde, ist mit

R bezeichnet gewesen und in der Buchstaben-Erklärung hat es geheißen: „Pratum, in quo equus Regis globo trajectus, d. h. Wiese, auf welcher das Pferd des Königs erschossen wurde.“ —

Selbiger Schweden-Schimmel ist für Ingolstadt ein allzeit denkwürdiges Wahrzeichen von einer traurigen Zeit und einem furchtbaren Kriege, so unser deutsches Vaterland gräulich verwüstete; möge uns Gott vor einem solchen allzeit in Gnaden behüten! —

79.

Ein Tirolerweib.

(Aus: Familienbuch des österreichischen Loyod.)

Magdalena Bindelmayer war eine schlichte Tirolerin, welche mit sechs wackern Söhnen ein Bauerngut verwaltete, das in der Nähe von Innsbruck gelegen war. — Als der Krieg des Jahres 1809 entbrannte und im Herzen jeden Tirolers der Ruf: „Für Gott, Kaiser und Vaterland!“ ertönte, schwoll auch ihre Brust voll edler Begeisterung, und sie selbst ermuthigte ihre älteren Söhne, dem Gefühle zu folgen, das diese kühnen, kräftigen Schützen so mächtig in die Reihen der Kaiserjäger und Andreas Hofer'schen Schützen-Compagnien trieb. Sie selbst segnete mit Gebet und Weihwasser ihre Waffen und befahl sie den betreffenden Befehlshabern zur Verwendung bei den allergrößten Gefahren.

Vom Mai bis August hörte sie nur Gutes und freute sich mit ihrem jüngsten Sohne, dem hübschen Gebhard, des Ruhmes, den sich dessen Brüder auf dem Schlachtfelde wie in den engen Gebirgspässen erworben. Stolz schritt sie Sonntags zur Kirche, im Bewußtsein, fünf Helden geboren zu haben; und wenn da und dort eine Mutter über den Verlust ihres Sohnes weinte, so empfand sie tief im Innersten warmes Mitleid mit deren Grame, aber auch Freude ob des eigenen, noch ungestörten Besitzes. Ja, selbst die kleinen Streitigkeiten mit Gebhard, welcher stets seinen Brüdern in den Krieg folgen wollte, erhöhten ihre freudige Stimmung, denn sie sah ihren Liebling eben so wohl gerathen, als die

anderen. Dennoch hielt sie den Burschen vom Auszuge ab; sie sagte: „es sei genug, daß fünf Sprossen ihres Hauses in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger wären, und sie sei eine alte Frau.“ Gebhard liebte seine Mutter, und wollte sie nicht durch Ungehorsam oder offenen Trotz betrüben; aber er selbst grämte sich heimlich und weinte Thränen des Neides, wenn er von den Waffenthaten seiner Kameraden hörte, oder Thränen des Schmerzes, wenn er vernahm, dieser oder jener Freund sei gefallen.

Bald aber kamen schlimmere Nachrichten. Der älteste Bruder war nach tapferer Gegenwehr von den Franzosen gefangen genommen worden; seine Brüder und Freunde hatten ihn zu befreien versucht; dabei tödtete der zweitälteste Sohn Magdalenens den feindlichen Anführer und fiel, von fünf Bajonetstichen durchbohrt, in die Arme des befreiten Bruders, der, vom vielen Blutverlust erschöpft, dieser Gemüthsaufregung erlag und in wenigen Minuten darauf seinem Bruder und Befreier in die Ewigkeit folgte. Beide umschloß Ein Grab.

Magdalena fühlte erst jetzt, wie lieb sie ihre Kinder gehabt. Aber sie faßte sich und sprach: „Wie Gott will! Er gab sie, er nahm sie; sein Name sei gepriesen!“

Es läßt sich denken, daß die alte Frau jetzt noch ängstlicher ihren Gebhard, ihr Kleinod, hütete; aber es läßt sich auch begreifen, daß der Jüngling von heiligem Zorn gegen die Bedränger seines Vaterlandes, gegen die „Mörder“ seiner Brüder entbrannte.

„Ich schäme mich meines Müssigganges,“ sagte Gebhard oft zu seiner Mutter; — „da pfleg' ich der Ruh' und des Friedens, während sich meine Landsleute zu Krüppeln schießen lassen!“

„„Mein theures Kind,““ antwortete Magdalena, „„mein Augapfel, verlasse du mich nicht; ich bin alt und schwach, du bist jung und kräftig: es ziemt sich, daß du mich hütest und schützest! Willst du deine achtzehn Jahre in's Feld führen und meine siebenundsechzig dem Elende und der Verzweiflung preisgeben?““

Gebhard blieb, aber mit Unwillen, mit Schamgefühl; wenn er von Speckbachers Söhnlein hörte, knirschte er mit den Zähnen, daß die Mutter zusammenschrack, und ihn forschend und flehend ansah. Er schlug die Augen nieder,

wenn er Jemandem begegnete, denn er dachte: Jedermann müsse ihn für einen Feigling halten, weil er daheim bleibe. Seine sonst mit der Röthe der Jugend und Gesundheit gefärbte Wange ward blaß und fiel ein; sein Wesen ward verschlossen, bitter, unheimlich. In trostlosem Gebete warf er sich oft vor dem Bildnisse des Gekreuzigten auf die Kniee, das unfern seines Hofes an eine alte Fichte genagelt war; vergeblich stürzte er oft dem Pfarrer des Ortes zu Füßen und beschwor ihn, seine „liebe, grausame“ Mutter zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die alte Magdalena ließ ihn aber nicht von sich.

Da langte die Kunde an: auch der dritte Sohn Magdalenens sei in seinem Berufe gestorben; eine Kanonenkugel hatte ihm beide Füße abgerissen, und bevor man ihm den Verband anlegen konnte, war er dem Blutverlust und den ungeheuern Schmerzen erlegen.

Diese Nachricht wirkte erschütternd auf Mutter und Bruder, ohne daß sie in ihrem Verhältnisse zu einander etwas änderte; Gebhard lag seiner Mutter täglich an, sie möchte ihn fortziehen lassen, den Tod seiner Brüder zu rächen. Magdalena dagegen beschwor ihren Sohn täglich mit neuen Liebkosungen und Thränen, er möge bleiben: damit er ihr doch die Augen zudrücken könne, wenn ihr das viele Leid um Haus und Heimath das Herz breche.

Mit dem Fortschritte der Kriegsereignisse langten immer bessere Nachrichten für das Land Tirol, aber immer traurigere für Magdalena an. Einer von den beiden noch im Felde befindlichen Söhnen wurde durch einen entzündeten Pulverkarren in die Luft gesprengt, der andere stürzte, von einem Franzosen, mit dem er am Abhang eines Felsens rang, krampfhaft umschlungen, in die grauenvolle Tiefe, wo die Zerschmetterten noch zwei Tage nach dem Sturze vergebens um Hilfe wimmerten, ohne daß ihnen Jemand Beistand gewähren konnte.

Nun aber war's, als ob die Seelen Magdalenen's und Gebhard's völlig vertauscht worden wären. Die Mutter, fast versteinert vor Schmerz, trieb ihren Sohn, diesen Schmerz am Feinde zu rächen; der Sohn, aufgelöst in Thränen über den Gram seiner Mutter, wagte es nicht, die alte Frau zu verlassen, und in einem Augenblicke zu verlassen, wo die

feindlichen Heeresmassen in der Nähe seiner Behausung die tapferen Tiroler erwarteten; andererseits freilich zog es seine Seele in die Reihen, in denen seine Brüder so glorreich gekämpft hatten.

Andreas Hofer und P. Haspinger zogen heran, die Vorbereitungen zu einer Schlacht begannen, zu jener berühmten Schlacht, die von der Gegend, wo sie vorfiel, den Namen der „Schlacht am Berge Isel“ erhalten hat. Bei jedem Schuß, den Gebhard vernahm, zuckte sein Arm und griff unwillkürlich nach dem Stutzen; aber bei'm nächsten Blicke auf seine Mutter legte er das Feuerrohr aus der Hand.

In einem solchen Augenblicke ergriff Magdalena einst den beiseits gestellten Stutzen und überreichte ihn dem Sohne mit den Worten: „Nimm und geh'!“

Ihre Augen waren trocken, als sie das sprach, ihre Stimme ruhig; aber Gestalt und Bewegung übten eine unwiderstehliche Gewalt, ja Bewältigung aus. Gebhard wagte keine Einwendung mehr; er kniete nieder, empfing den Segen seiner Mutter und verließ das Haus. Die Mutter begleitete ihn bis zum Crucifixe an der Fichte und sah ihm dort lange nach.

„Gott wird ihn mir erhalten, so es sein heiligster Wille ist!“ sprach sie bei sich selbst, und betete ihren Rosenkranz.

Eine fürchterliche Störung unterbrach sie im Gebete. Franzosen kamen den Berg herauf, ihnen entgegen ein Haufen Tiroler Schützen, vom rückkehrenden Gebhard geführt. Ein heftiger Kampf entspann sich. Das Haus Magdalenens wurde der Mittelpunkt desselben; zehn Mal genommen wurde es zehn Mal wieder verloren; die Schützen fielen einer nach dem andern, aber die Uebermacht, die sich ihnen entgegensetzte, zog keinen Vortheil daraus: die sicheren Rohre hatten gräßlich unter ihnen gewüthet. Verwundete lagen ächzend, röchelnd, sterbend auf und unter den Todten, oder rösteten lebendig auf den Trümmern von Magdalena's Haus.

Die alte Frau, unfähig mitzukämpfen, wie so viele Landsmänninen, umklammerte das Crucifix und betete. Sie sah nicht hin, sie hörte nicht hin, sie dachte nicht einmal Bestimmtes. All ihr Wesen löste sich in dem Einen Gefühl auf: „Gott erhalte mir meinen letzten Sohn!“

Und Gott erhielt ihn. Unversehrt, fast der Einzige unter

den Vielen, trat Gebhard auf seine Mutter zu, die er gar wohl bemerkt hatte. In dem Augenblicke erhielt er von einem französischen Offizier, der verwundet in der Nähe des brennenden Hauses lag, einen Pistolenschuß in den Hinterkopf und stürzte mit dem Schrei: „Mutter!“ neben Magdalena nieder. Entsetzt wandte sich diese vom Baume weg und sah den geliebten Sohn blutend, mit dem Tode ringend, auf dem Angesicht liegend. Sie half ihm, sich umdrehen, sie zog oder schleppte ihn vielmehr mühsam so nahe an den Baum, daß er sein blutendes Haupt auf den Tornister eines Feindes legen konnte, welcher eben dort gestorben war. Gebhard warf einen schmerzvollen Blick auf die Mutter und dann zum Himmel. Er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht mehr. Er schlug mit der krampfhaft geballten Faust auf den Boden, seine Füße zuckten im Todeskampfe, seine Augen kehrten das Weiße vor. Magdalena hielt des Sohnes Hand ängstlich gefaßt; daß menschliche Hilfe hier verloren sei, erkannte sie nur zu bald; sie bewachte seinen Blick, der sie nicht mehr erkannte, sie nicht mehr traf; sie drückte seine Hand, die ihren Druck nicht mehr fühlte, nicht mehr erwiederte; sie stammelte Gebete um Gottes Gnade für seine Seele, denen nur Seufzer und Röcheln antworteten. Immer näher rückte sie ihr Antlitz zu dem Sterbenden, als könnte ihr Hauch den seinigen verlängern; mit beiden Händen, in denen sich noch ihr Rosenkranz befand, umfaßte sie die immer schwerer werdende, erkaltende Linke des Sohnes. Und zwischen Beiden sah das Urbild aller Leiden herab, das Bild des gekreuzigten Heilandes.

Endlich war's aus! Kein Zucken mehr, kein Athemzug mehr; das Blut stockte, das Herz stand still — Gebhard war todt. Magdalena schrie nicht, sie weinte nicht. Sie sah dem Todten lange in's schöne bleiche Antlitz und sog aus jedem Zug desselben neuen Schmerz in sich. Nachdem sie ihn lange betrachtet hatte, betete sie still ihren Rosenkranz, küßte den Verblichenen und drückte ihm die Augen zu. Dann stand sie auf und ging. Wohin, das wußte sie selber nicht.

Als sie so fortwandelte, traf sie einen französischen Offizier, denselben, dem sie ihr letztes Leid zu verdanken hatte. Mit satanischer Freude sah ihr der Mann in's Gesicht und rief: „Wollte Gott, so hätte keine Tirolerin einen Sohn mehr!“

Magdalena sah ihn ernst an und fragte: „„Also du bist der Mörder meines Gebhard?““ Beide verstanden nicht ihre Sprache, aber ihre Blicke. Der Franzose weidete sich an dem Gram der alten Frau; die alte Frau strafte ihn nur mit einem Blicke, aber mit welchem!

Der Franzose starb an diesem Blicke, kann man sagen; Magdalena sah auch des Feindes Auge brechen und drückte auch des Feindes Auge zu. Auch an dieser Leiche betete sie.

Dann ging sie, ohne sich umzusehen, fort, und Niemand weiß, was aus ihr geworden ist. —

80.

Der Tadel über die Tabaksdose aus Horn.

(Aus: Goldkörner von Leopold Chimani.)

Der französische General Clouet — führte in seinen späteren Lebenstagen — eine ganz gewöhnliche Dose aus Horn bei sich, aus welcher er Taback schnupfte.

In einer großen Gesellschaft fragte ihn einst ein Nachbar, warum er sich einer so schlechten Tabacksdose bediene, indem es einem Generale Frankreichs doch wohl besser anstände, eine — goldene Dose mit sich zu führen.

Clouet entgegenete ihm: „daß er diese geringfügige Dose aus Horn einer goldenen weit vorziehe, daß er sie lebenslänglich als ein werthes Andenken hochschätzen werde, das ihn an einen Ehrenmann und Menschenfreund bei jeder Prise Taback erinnere; und der General erzählte bei dieser Gelegenheit folgende merkwürdige Geschichte.

Er sprach:

„Als ich noch Oberst war, wurde ich in dem Völkerkriege, in welchem fast ganz Europa gegen den Kaiser Napoleon kämpfte, im Jahre 1813 — in der Schlacht bei Großbeeren oder Dennewitz schwer verwundet und von den preußischen Soldaten rein ausgeplündert. — Mit mehreren französischen Gefangenen wurde ich in die Stadt Treuenbrietzen geführt, und dort bei einem Horn-Drechsler untergebracht. Der gute Mann ernährte kümmerlich mit seinem Handwerk seine Familie; er war arm, aber es schlug

in seiner Brust ein edles, menschenfreundliches Herz. Obwohl die Preußen damals die Franzosen, von denen sie früher hart gedrückt worden waren, sehr haßten, so sah doch der brave Drechsler an mir nicht einen Feind, sondern — den verwundeten, hilflosen Krieger. Unaufgefordert räumte er mir ein ruhiges Kämmerchen ein, bereitete mir ein weiches Bett, besorgte einen Wundarzt, der meine Wunden verband und pflegte meiner, vereint mit seiner Ehegattin, mit der Liebe eines barmherzigen Samariters. — Er kannte nicht meinen Rang; er wußte nicht meinen Namen; er konnte auf keine Belohnung rechnen: denn er konnte nicht wissen, ob ich arm oder reich sei; ich war ausgeplündert, so daß ich weder Uhr noch Ring, weder Kleidung noch Geld, ja, nicht einen Heller besaß! Aus reinster Nächstenliebe geschah, was der Mann und seine Frau thaten. Vier Wochen genoß ich dieser aufmerksamsten Sorgfalt und Pflege; viele Nächte hatten diese guten Leute bei meinem Bette gewacht, und als ich zu genesen anfing, opferten sie den letzten Groschen, um mir zartere Nahrung und stärkenden Wein zu kaufen, der sonst nur an hohen Festtagen auf ihren Tisch kam.

Ich genas, mit Gottes Hilfe, von meinen Wunden, wurde ausgewechselt, nahm von den so opferwilligen Leuten herzlichen Abschied und reiste nach Frankreich zurück. — Dort angekommen, schrieb ich meinem Freunde und Wohlthäter nach Treuenbrietzen, und diesem Briefe fügte ich ein ansehnliches Geschenk hinzu, mit welchem ich meine Schuld einigermaßen bei den guten Leuten abtragen wollte. —

Nach dreiundzwanzig Jahren reiste ich nach Berlin, hielt mich dort einige Zeit auf, und besuchte auch das Schlachtfeld bei Großbeeren. — Da erwachte in mir lebhaft die Erinnerung an meinen Wohlthäter, den braven Drechsler in Treuenbrietzen. Ich wollte ihn noch einmal sehen. Ich zog Erkundigungen ein, ob er noch lebe, nahm Extra-Post, eilte nach Treuenbrietzen, hielt vor dem Hause des menschenfreundlichen Mannes, und — ein von Alter gebücktes und ergrautes Männchen trat mir durch die Thür entgegen, das über den Besuch eines vornehmen Herrn sich höchlich verwunderte, mich aber sogleich erkannte nnd mir seine große Freude ausdrückte, daß er mich vor seinem Ende noch sehen konnte.

Ich verweilte drei Tage bei meinem Wohlthäter, und bewohnte das nämliche Kämmerchen, in welchem ich ehedessen gelegen. Wir Alle waren seelenvergnügt, und sprachen oft von den Kriegs-Begebenheiten des Jahres 1813 und 1814, und bei'm Abschied erbat ich mir von dem alten Drechsler seine Horn-Dose, aus welcher er Taback zu schnupfen pflegte, und gab ihm dafür meine goldene Dose." —

81.

Der arme Steinhauer.

(Aus: Erzählungen von Leopold Chimani.)

Im vierten Jahrhunderte lebte in Aegypten ein armer, aber tugendhafter Mann, der Eulogius hieß. Er verdiente sich durch Steinhauen und Steinbrechen sein tägliches Brod, und zeigte sich dabei als ein wahres Vorbild der christlichen Frömmigkeit. Bei all' seiner Armuth war er sehr freigebig gegen die Nothleidenden, nahm gern und gastlich die Fremden in seine Wohnung auf, und that ihnen Gutes, so viel er konnte. —

Einst wurde Eulogius von Daniel, einem heiligmäßigen Geistlichen, besucht. Da nun dieser die große Frömmigkeit und Wohlthätigkeit des Eulogius erkannte, rief derselbe gerührt aus: „Ach, wie hart muß sich doch dieser arme Mann sein tägliches Brod verdienen! Und mit welchen geringen Mitteln weiß er so zahlreiche Werke der Barmherzigkeit auszuführen! Möchte ihm doch Gottes Huld großen Reichthum zu Theil werden lassen! Gewiß würde er von solchem Segen den besten Gebrauch machen!"

Sein Gebet wurde auch erhört; denn bald darauf fand Eulogius, da er in der Erde wühlte, einen großen Goldklumpen und wurde nun wirklich sehr reich. — Aber siehe! dieser Reichthum gedieh ihm zum Verderben. — Er vergaß nun Gottes und des Nächsten; es freute ihn das Gebet nicht mehr; er fühlte in sich Abscheu und Ekel gegen die Armen und Fremdlinge, hörte auf zu arbeiten, und dachte nur immer darauf, wie er ein — vornehmer Herr werden könnte. Er kaufte sich kostbare Kleider, reiste nach Konstan-

tinopel, besuchte glänzende Gesellschaften, warb um den Verkehr mit Personen von hohem Range, wählte sich Offiziere zu seinen Hausfreunden, und durch seinen Aufwand erzielte er endlich, eine Stelle im Kriegsheere zu erlangen und von Stufe zu Stufe zu steigen, bis er auf den Ehrenplatz eines Führers der kaiserlichen Garde erhoben wurde. — Nun kannte er sich nicht mehr vor Hochmuth; er lebte auf großem Fuße, gab herrliche Gastmahle, veranlaßte Feste und festliche Spiele und ergötzte sich fortan einzig und allein an den Lustbarkeiten der vornehmen, genußsüchtigen Welt. Er bewohnte einen prächtigen Palast, hielt kostbar gekleidete Diener, und fuhr in üppig verzierten und mit muthigen Rossen bespannten Wagen umher. Hiedurch wollte er jede Spur des Andenkens an seine frühere Armuth verwischen; aber auch seine Gottseligkeit und Nächstenliebe waren spurlos in ihm untergegangen. Er versank immer mehr in Sünden und Laster, und führte ein leichtfertiges, ärgernißvolles Leben. —

Daniel, der gottgefällige Priester, besuchte nun einst den vornehmen Eulogius; da er ihm aber ob seines tief entarteten Lebens wohlmeinende Vorstellungen machte, so ließ Eulogius ihn ergreifen, erbärmlich mißhandeln und zum Palaste hinausstoßen. Der fromme, liebevolle Mann weinte über die grobe Verderbtheit seines früheren Freundes, den er noch immer liebte, schmerzliche Thränen des Mitleides, und er betete: „O Herr Jesus, erbarme dich seiner verirrten Seele! Nimm ihm, wenn er nicht anders zu retten wäre, die Reichthümer, welche ihn auf diese Irrwege gebracht haben, und führe ihn zur Buße und Gottseligkeit zurück!“ —

Das Gebet des gottgetreuen Priesters drang durch die Wolken, und was er — zum Seelenheile seines Freundes — wünschend erfleht hatte, traf nach kurzer Zeit ein.

Nach dem Tode des Kaisers Justinus übernahm Justinian die Zügel der Regierung. Dieser zählte viele Gegner, die heimlich eine Verschwörung gegen ihn anzettelten, welche aber noch zur rechten Zeit entdeckt und unterdrückt wurde. — Auch Eulogius hatte sich verleiten lassen, daran Theil zu nehmen, und er wäre sicherlich hingerichtet worden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich durch die Flucht dem Todesurtheile zu entziehen. Allein um seine Ehrenstelle und

um seine Güter war es geschehen; er mußte Alles verlassen, um nur sein Leben retten zu können.

Eulogius kam ärmer in Aegypten an, als er damals war, bevor er den Goldklumpen gefunden hatte. — Wie ein verscheuchtes Wild verbarg er sich in Felsenhöhlen, und dachte ernstlich über die Wendung seines Schicksals nach. Um den Lebensunterhalt zu gewinnen, mußte er sein voriges Handwerk wieder treiben. Von seinem Freunde, dem edlen Priester Daniel, zu der Nachfolge Jesu Christi auf dem Wege des heiligen Kreuzes zurückgeführt, verbrachte er seine Tage nun in aufrichtigen Bußübungen und fühlte sich glücklich, daß er nach so schrecklichen Verirrungen das Heil und den Frieden in Gott wieder gefunden. —

Was hatte nun diesem Manne sein Reichthum genützt? — Ach, wie hätte das wahre Glück ihm fort und fort blühen müssen — die heilige Gottinnigkeit und ihr seliges Zufriedensein, wenn er arm geblieben wäre! —

82.

Der fromme Bauer von Vohburg.

(Aus: Kalender für katholische Christen, 1860.)

In der Nähe des gewerbreichen Marktes Vohburg am rechten Ufer der Donau, in welche sich hier die Ilm ergießt, lebte vor uralter Zeit ein Landmann in armseliger Hütte ganz allein dem Gebete und der Betrachtung. Weib und Kinder waren schon heimgegangen in die Ewigkeit, und er selbst bereitete sich gleichfalls gar sorgfältig auf sein Sterbestündlein vor. Nur an Sonn- und Festtagen begab er sich nach Vohburg in die Kirche. Da empfing er jedesmal von den Bürgern so viel Almosen, als er zur Fristung seines Lebens bis je zum nächsten Sonntage bedurfte. Er war — als heiligmäßiger Mann — allgemein geliebt und geachtet.

In einer finstern Nacht brachen einst Räuber in seine Hütte ein und verlangten von ihm Geld. Der greise Gottesmann hatte nie etwas Anderes als Lebensmittel angenommen und besaß keinen Heller. Das wollten die Räuber nicht

glauben. Sie mißhandelten ihn, um ihn zu einem Geständniß und zur Auslieferung seiner Habe zu zwingen. Da er ihren Forderungen nicht entsprach, schlugen sie ihn todt. Jetzt durchforschten sie die ganze Hütte, fanden aber gar nichts. Um ihre Mordthat zu verheimlichen, hängten sie den Gemordeten mit einem Stricke an dem Firstbalken auf. Nachdem sie die Thüre verriegelt hatten, liefen sie von dannen.

Als der fromme Bauer am nächsten Sonntag nicht zur Kirche kam, meinten die Bohburger, er sei erkrankt und brachten ihm Speisen zu Hütte hin. Allein da fand man die Thüre verschlossen und auf alles Rufen erfolgte keine Anwort. Man meinte nun, er habe eben wieder, wie auch sonst oft, irgend eine Wallfahrt unternommen. — Es vergingen mehrere Sonntage; der fromme Bauer erschien immer noch nicht in der Kirche. — Nun wurde die Hütte erbrochen. Mit Entsetzen gewahrten Aller Augen den hängenden Leichnam; er wurde, weil hier ein Selbstmord klar hervortrat, neben dem Galgen — nahe bei Bohburg beerdigt; es war ein unehrliches Grab! — —

Einige Wochen darauf fand in Bohburg der Markt Statt. Allerlei Volk wanderte auf den Markt, Geschäfte halber, aber Manche des Bettelns wegen. Unter den Bettlern schwankte auch ein Blinder mühsam an seinem Stabe dahin, der, als er an dem Galgen vorbeigeführt wurde, plötzlich das Augenlicht erhielt; dann ein Lahmer, der auf Krücken daher hinkte, und auf derselben Stelle neue Kraft in seinen Gliedern fühlte, die Krücken wegwarf und Gott pries; ebenso ein Aussätziger, der daselbst allplötzlich zu der frischesten Gesundheit gelangte. — Unterdessen waren die zwei Räuber wegen anderer Frevel eingefangen worden. Als diese von den genannten Wundern hörten, gestanden sie den an dem frommen Bauersmann verübten Raubmord.

Das ganze Ereigniß wurde dem Bischofe von Regensburg, Heinrich III., von Absperg, angezeigt, als wahr befunden und von demselben hierauf der Leichnam des frommen Bauers im Jahre 1471, unter Begleitung vieler geistlicher und weltlicher Personen feierlich in dem Spital-Gotteshause begraben. — Nachdem dieser Leichnam daselbst zweihundertundzwanzig Jahre geruht, wurde er im Jahre 1691 von dem Weihbischofe zu Regensburg, Albert Ernst Grafen von

Wartenberg, wieder erhoben, die Gebeine in ein Kästchen gelegt und versiegelt, das dann später, am heiligen Palmsonntage (4. April 1694) in der St. Andreas-Kirche zu Vohburg beigesetzt wurde. —

Franz Xaver Lettner, weiland Pfarrer zu Vohburg, der da durch sein segensvolles Wirken und seine Stiftungen ein unvergängliches Andenken in seiner Gemeinde sich gestiftet, ließ am 23. Mai 1820 hart an der Landstraße in dem Geisenfelder-Forste (Revier Dürnbuch) an derselben Stätte, wo ehemals die Hütte des frommen Bauers stand, eine achtzehn Fuß hohe Säule aus Sandstein mit der Aufschrift errichten:

„Hier stand im Jahre 1470 die stille und einsame Hütte des seligen Bauers zu Vohburg. Sein Andenken, sein Haupt und seine Gebeine werden in dem Gotteshause zu Vohburg in hohen Ehren aufbewahrt."

Desgleichen ließen zwei Bürger des Marktes Vohburg — Bierbrauer Sebastian Carl und Weißgerber Anton Krugsperger auf dem Platze des ehemaligen Hochgerichtes, wo sonst der Galgen stand, am 28. Juni 1820 ein Denkmal mit einer vier Fuß hohen und zwei Fuß breiten Steinplatte mit folgender Inschrift setzen:

„Drei Wunder geschahen an diesem Platze. Ein Blinder erhielt sein Gesicht; ein Lahmer seine geraden Glieder; ein Aussätziger seinen reinen Leib. — Durch diese Wunder offenbarte Gott die Unschuld des seligen Bauers zu Vohburg, der, eines Selbstmords beschuldigt, unter dem Galgen begraben wurde.

Heinrich III., von Absperg, Bischof von Regensburg, erhob an dieser Stelle den Leichnam des Verblichenen, und übersetzte ihn im Jahre 1471 in das Spital-Gotteshaus zu Vohburg." —

Seitdem sind diese beiden Stätten, die der Hütte und die des Galgens, fromme Gebets-Stätten geworden. —

Inhalt.

		Seite
1.	Der Schwanenritter	3
2.	Der Schäferstein bei Lübbow	21
3.	Das Waisenmädchen im Kölner Dome	27
4.	Höllische Verleumdung und himmlische Verklärung	34
5.	Die blinde Schwedin	38
6.	Die Fürbitte des heiligen Lutwinus	59
7.	Das Gnadenbild aus dem Lärchenstocke zu Waldrast	61
8.	Sehnsucht, ein Marien-Kind zu werden	63
9.	Ein muthiger Knabe	67
10.	Kindliche Sorge um's Genesen der Mutter	68
11.	Das Bett für den kranken Soldaten	69
12.	Der redliche Schuldner	70
13.	Das Vöglein	71
14.	Verschüttet	72
15.	Eine rührende Scene	76
16.	Die Feier eines Ehe-Jubiläums	77
17.	Vom Tannenbaum	79
18.	Der alte Grabstein	87
19.	Dem Kinderspotte verfallen	91
20.	Langes und beharrliches Suchen	96
21.	Der gute Rath	98
22.	Ererbter Familien-Haß	99
23.	Abbé de l' Epée, der Lehrer der Taubstummen	110
24.	„Was geht das mich an?“	117
25.	Die barmherzige Dienstmagd	121
26.	Die liebliche Anmuthung	124
27.	Eine Apostel-Wahl	125
28.	Das Gebet der Wildheuer	125
29.	Einer, der um Jesu willen arm ist	126
30.	Auch noch des Selbstmords verdächtig	135
31.	Strahlen um das Haupt der Königin Marie Antoinette	136
32.	Musik in der Todesstunde	138
33.	Das Büchlein von der Nachfolge Christi im Kerker	139
34.	Wohlthun und Dankbarkeit	141
35.	Die Bekehrung eines Grafen	161
36.	Die heilsame Namensverwechselung	167
37.	Vor einigen Bildern Murillo's	170
38.	Aus dem Leben des Bildhauers Donato	177
39.	Der Tulpenstrauß der Gefangenen	182
40.	Die farbenwechselnde Rose	187

		Seite
41.	Die Peinigung eines Papstes	190
42.	Strenge Gerechtigkeitsliebe	191
43.	Der endlich gefundene Bischof	193
44.	Die ernste Zurechtweisung	195
45.	Der Tod des heiligen Gallus	196
46.	Die unvergessene Kaplans-Predigt	202
47.	Wie ein Seelsorger zur christlichen Sprache gelangt	205
48.	Ein frommer Priester	206
49.	Das Anschreibe-Buch des Vicars	211
50.	Bestrafung des gebrochenen Eides	216
51.	Eine Kaiserkrönung	217
52.	Weises Anerbieten	219
53.	Das Trappisten-Kloster Marienwald	219
54.	Vom Turnier in's Dominikaner-Kloster	220
55.	Sehnsucht, eine unbeschuhte Carmeliterin zu werden	222
56.	Bei den Kapuzinern zu Schüpfheim	237
57.	Sanft, aber auch ernst	241
58.	Ein Mann des Gehorsams	242
59.	Liebliche Visionen	246
60.	Der Born des Unglücks	250
61.	Der verarmte Brillenmacher	253
62.	Ein verständiger Bauer	254
63.	Was ist der Glaube?	254
64.	Empfehlung der Demuth	254
65.	Sinnbildliches von der Taube	255
66.	Die Taubenfütterung in Venedig	259
67.	Besuch bei einem Naturvolke	263
68.	In der Judengasse zu Frankfurt am Main	275
69.	Am Walchen-See	278
70.	Der Altenberger Dom	282
71.	Die Inschrift des Rathhauses zu Marburg	286
72.	Der Berg Libanon	286
73.	Redlichkeit der Schweizer	291
74.	Die Wahl der Begleiter	292
75.	Marie, das arme Mädchen	292
76.	Der Schuß in des Teufels Namen	299
77.	Ecke von Reischachs Tod	303
78.	Der Schweden-Schimmel zu Ingolstadt	304
79.	Ein Tirolerweib	307
80.	Der Tadel über die Tabaksdose aus Horn	312
81.	Der arme Steinhauer	314
82.	Der fromme Bauer von Bohburg	316

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hungari, A. / Muzell, Friedrich / Dreer, Joseph Georg

Katholische Volksbibliothek Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für katholische Christen

Bd.: 10

Regensburg 1867

Paed.pr. 1619-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760020-3